



JOSHUA
CORIN HERR,
ERBARMEDICH!

THRILLER

Joshua Corin

Herr, erbarme dich!

Roman

Aus dem Amerikanischen von

R. R. Martin

Für meinen Neffen Benji
(wenn er viel, viel älter ist)

1. KAPITEL

Der Penner trug Pink. Ein Ballkleid, um genau zu sein. Er war vom Hals bis zu den Knien in kaugummifarbenen Taft gehüllt. Seine spinnenartigen Gliedmaßen, schmutzig und schwarz behaart, standen im falschen Winkel ab. Er lag mit dem Gesicht nach unten in einer Lache mitten auf dem MLK Drive und wurde erst um 3:16 Uhr morgens entdeckt.

Andre Banks (28 Jahre alt) und sein Mops Moira (3 Jahre alt) machten gerade einen Spaziergang. Andre lief gegen seine Schlaflosigkeit an. Seine Eltern wollten zu Besuch kommen, und das verhiess nie etwas Gutes. Andre und Moira blieben normalerweise immer auf der Lincoln Street, der schwach beleuchteten Sackgasse, in der sie lebten, doch der junge Mann musste heute gegen eine besonders ausgeprägte Schlaflosigkeit anlaufen. Moira stellte sicher, dass sie keinen einzigen Hydranten auf ihrem Weg versäumten; sie taufte gerade den elften, als Andre den Obdachlosen in der Straße entdeckte.

Auch in Atlanta war es im Januar eiskalt. Obdachlose schliefen im Januar nicht einfach mitten auf dem MLK Drive, und schon gar nicht in nagelneuen Ballkleidern. Dieser Obdachlose jedoch lag fast exakt in der Mitte des milchigen Ovals einer brummenden Straßenleuchte. Andre starrte durch die Nebelwolke seines Atems auf den Mann, dann sah Moira, die gerade ihr Ritual beendet hatte, ihn auch und bellte.

Angefeuert von seinem lauten kleinen Hund verließ Andre den Bürgersteig und näherte sich dem auf dem Gesicht liegenden Mann. Er kümmerte sich gar nicht erst um den Verkehr, weil es erstens 3:16 Uhr war und zweitens dieser Teil des MLK Drives auf beiden Seiten wegen (nicht zu erkennender) Straßenarbeiten mit Holzbarrieren abgesperrt war. Moira lief ihm voraus und zerrte an ihrer Leine. Sie konnte es kaum erwarten, diese rätselhafte pinkfarbene Gestalt zu erreichen. Sie bellte erneut und hüpfte aufgeregt in die Höhe. Die Gestalt regte sich nicht. Als sie in den elektrischen Lichtkegel traten, fragte Andre sich, was dazu geführt haben mochte, dass der Obdachlose hier lag (und auch noch so gekleidet!). War dieser Mann einmal erfolgreich gewesen? Hatte er eine Familie? Hatte seine Familie ihn rausgeworfen? Vielleicht gehörte das

Ballkleid seiner Tochter, die gestorben war, und es zu tragen half dem Mann, sich an sie zu erinnern. Vielleicht war der Obdachlose ein Transvestit, und deswegen hatte seine Familie ihn zum Teufel gejagt. So was geschah in manchen Familien, sinnierte Andre, ohne auch nur eine Sekunde lang zu vergessen, dass seine eigenen Eltern, ein Bollwerk der Enttäuschung, in zehn Stunden auf dem Hartsfield-Jackson International Airport landeten und ...

Moira sprang auf den in Taft gehüllten Rücken des Penners und begann, seinen Nacken zu lecken.

„Hey!“ Andre zog an der Lederleine. „Böser Hund!“

Mit einem gereizten Wimmern setzte Moira sich zur Wehr. Sie schleckte erneut über den Nacken und ließ sich das Salz schmecken. Andre zerrte seinen Mops von dem Mann herunter, und dann erst wurde ihm klar, dass der Obdachlose überhaupt nicht reagierte. Er stöhnte nicht, ja er *atmete* nicht einmal.

„Scheiße“, murmelte Andre und wählte um 3:18 Uhr (laut seinem Handy) die Nummer des Notrufs.

Es dauerte zwanzig Minuten, bis die Polizei kam. Dieser abgesperrte Teil des MLK Drive war keine besonders gute Gegend. Der Rasen des Parks fünfzehn Meter von der Leiche entfernt war rostig, als ob die Vernachlässigung ihn in altes Metall verwandelt hätte. Dreißig Meter weiter, am Ende des Parks, ragte ein dreistöckiger Betonklotz in die Höhe, die Hosea Williams Elementary School. Ihre Fenster waren vergittert. Andre unterrichtete Sport an der Hosea Williams. Seine Eltern billigten diesen Job nicht, und noch viel weniger diese Gegend. Niemand tat das.

Da die Polizei zwanzig Minuten brauchte, führte Andre seinen Hund weiter spazieren. Er wusste, dass er Zeit hatte, und Moira war unruhig. Er führte sie bis zur nächsten Straßenecke, vorbei am Atlanta Food Shop (mit Brettern vernagelt) und dem roten Backsteingebäude der Holy Life Baptist Church (mit einem Tor abgesperrt). Dort schließlich hörte Andre die Polizeisirene. Er kam ungefähr zur selben Zeit wieder bei der Leiche an, als der Streifenwagen um die Absperrung herumfuhr.

Zwei Cops stiegen von Frittengeruch umweht aus. Sie stellten die Sirene ab, ließen aber das rotblaue Polizeilicht in tragem Rhythmus über die Straße tanzen. Moira, die mehr oder weniger farbenblind war,

interessierte sich nicht für das Licht, doch Andre fand, dass die Farben seine Nachbarschaft um 3:40 Uhr in der Früh in eine hübsche kleine Diskothek verwandelten. Das wiederum erinnerte ihn an sein Alter und seine scheußlichen Teenagerjahre und daran, wie sehr sich sein Leben in so kurzer Zeit verändert ...

„Sie haben uns gerufen?“, fragte Officer Appleby mit vor der Brust verschränkten Armen. Er war der Schwarze. Officer Harper, der Weiße, kniete neben der Leiche. Die Cops, die in dieser Gegend Dienst hatten, kamen immer in dieser Formation: einer schwarz, einer weiß. Einige von Andres Schülern bezeichneten sie deshalb nicht als „Bullen“ sondern als „Zebras“. *Yo, heute sind Zebras unterwegs, passt auf!*

„Ich war mit meinem Hund spazieren.“ Andre blies warmen Atem in seine Hände und rieb sie aneinander. Obwohl er eine Fleecejacke über seinem Sweatshirt trug, bedeutete Winter immer noch Winter. „Wir haben ihn hier liegen sehen.“

Officer Appleby runzelte die Stirn, ließ die Arme sinken und verschränkte sie dann erneut. „Kannten Sie den Verstorbenen?“

„Nein, Sir.“

Officer Harper suchte die haarigen, schmutzigen Gliedmaßen des Obdachlosen oberflächlich nach Erfrierungen ab. In ein paar Minuten würden sie Meldung machen, und dann würde der Fall an die Detectives und Gerichtsmediziner übergeben werden. Doch bis es so weit war, konnte er, wenn er vorsichtig mit der Leiche und dem Tatort umging, ruhig mal ein bisschen echte Polizeiarbeit leisten. Dass Appleby mit dem Zeugen plauderte, war reine Zeitverschwendung, aber zumindest konnte er in dieser Zeit nach Hinweisen suchen, um sie den Kollegen mitzuteilen, sobald sie hier waren. Wenn dann bei der nächsten Beförderung sein Name ins Spiel kam, würden sie sich daran erinnern, und er wäre endlich diese ständige

Streifendienst-Nachtschichten-Scheiße für immer los.

Moira stupste ihn mit der Nase in den Hintern. Harper starrte den Mops finster an. Gott, er hasste Hunde! Sie sabberten und kauten auf allem herum. Sie brauchten ständig Aufmerksamkeit. Die Stadt wollte Geld für ihre Hundemarken, die Tierhandlung Geld fürs Fressen und der Tierarzt Geld für Impfungen. Hunde! Du lieber Himmel!

Moira stieß ihm erneut in den Hintern, und Harper schlug sie weg. Er

schaute hinüber zu seinem Kollegen und dem Zeugen. Keiner von beiden hatte seinen kleinen Gewaltausbruch bemerkt. Gut. Das Letzte, was er jetzt brauchen konnte, war ein verärgerter Zivillist, der eine völlig überflüssige Beschwerde einreichte.

Andre spürte, wie Moira sich an seinen Turnschuhen rieb. Aus Gewohnheit beugte er sich hinunter und streichelte sie hinter den Ohren. Wahrscheinlich wollte sie nach Hause. Es war fast vier Uhr. Bestimmt würde sie sofort einschlafen.

„Nun, Mr Banks, sind Sie immer so spät noch unterwegs?“ Appleby hustete in seine Faust, verlagerte das Gewicht von dem rechten auf den linken Fuß. „Sie und Ihr Hund?“

„Schlafstörungen“, entgegnete Andre.

Appleby nickte mitfühlend. Der Zeuge schien nicht besonders verstört wegen der Leiche zu sein, aber schließlich waren sie in Atlanta. Auf dem MLK Drive. Der Tod hatte sich schon vor langer Zeit hier breitgemacht. Appleby arbeitete schon seit zehn Jahren in der Gegend. Wenn man mal alle Leute aus der Nachbarschaft zusammentrommeln würde, könnten die eine Menge Geschichten erzählen. Er selbst als Vertreter des Gesetzes kümmerte sich ja nur um das, was gemeldet wurde. Die Verbrechen, die nicht gemeldet wurden, waren die, die ihm Alpträume bescherten.

„Nun, Mr Banks, wir brauchen noch eine offizielle Aussage, aber das muss vermutlich nicht vor ...“

Die Glasleuchten auf dem Polizeiwagen explodierten mit einem lauten Knall. Alle vier – Andre, Moira, Appleby und Harper – blickten auf den Boden, der jetzt mit Glassplittern übersät war, dann auf das Autodach, und dann sahen sie sich gegenseitig an. Moira warf nachdenklich den Kopf hin und her.

„Jemand muss mit einem Baseball oder so was geworfen haben“, bemerkte Appleby.

Harper hatte seine Waffe gezogen. „Zeigt euch, ihr kleinen Scheißer!“ Ohne die Diskothekenbeleuchtung blieb nur noch das milchige Oval der Straßenlaterne als Beleuchtung übrig, in dem sie sich zwar gegenseitig sehen konnten, aber nicht, wer das Polizeilicht zertrümmert hatte. Harper wedelt mit seiner Kanone, woraufhin Appleby nach seiner eigenen griff. Sie versuchten den Kerl über ihr Gehör ausfindig zu machen, doch sie

hörten nur ihren eigenen Herzschlag in der kalten Nachtluft. Dann hörte Harper nicht einmal den mehr, denn eine Kugel durchschlug seine Schädeldecke, und er war tot. Er brach wie eine Marionette ohne Fäden zusammen, nicht mal einen Meter von der Leiche des Penners entfernt.

Appleby öffnete den Mund, um etwas zu sagen, zu schreien, irgendetwas, doch darum kümmerte sich eine zweite Kugel, und er gesellte sich zu seinem Partner auf den Asphalt. Das Blut lief aus ihren Wunden und vermischte sich, als würden sie Händchen halten.

Eine Minute verging.

Andre rührte sich nicht.

Moira trottete zu Applebys Leiche und stupste mit einer Pfote an seine Wange. Dann sah sie zu ihrem Herrchen zurück und wimmerte.

Langsam machte Andre einen Schritt auf den Streifenwagen zu. Dort drinnen würde er sicher sein. Die Scheiben waren doch kugelsicher, richtig?

„Moira“, flüsterte er. „Komm hierher, Mädchen!“

Sie folgte ihm, als er sich zentimeterweise von dem Blutbad entfernte.

Das Auto war fünf Meter entfernt. Vermutlich waren die Türen nicht verschlossen. Er würde einfach einsteigen und per Funk Hilfe rufen, dann wäre er in Sicherheit. Ihm und Moira würde nichts passieren.

Noch vier Meter, und sie hatten den Scherbenhaufen erreicht. Moira lief darum herum. Sie und Andre waren jetzt fast außerhalb des Lichtkreises der Straßenlaterne. Noch drei Meter, und Andre entschied, dass es nicht sinnvoll war, langsam zu machen – er lief ja nicht über ein Drahtseil. Er holte tief Luft (so wie er es seinen Schülern auf der Hosea Williams immer beibrachte) und bereitete sich auf seinen Sprint vor.

Die dritte Kugel traf ihn, bevor er die Chance dazu hatte. Und die vierte Kugel erledigte den Hund.

Wolken zogen über den Himmel. Die Straßenlaterne brummte. Um 4:25 Uhr erwachte das Funkgerät im Streifenwagen krächzend zum Leben.

Der Einsatzleiter verlangte ein 10-4 über ihren Verbleib, *over*. Gegen 4:40 Uhr wurde der Einsatzleiter nervös und schickte Pennington und O'Day los. Pennington und O'Day kamen um 5:55 Uhr an. Der Tagesanbruch war nur noch eine Werbepause entfernt.

Pennington stieg als Erster aus, während O'Day die Automatik auf

„Parken“ stellte. Beide sahen sie den Streifenwagen, dann die Leichen. O'Daye rief den Einsatzleiter an, versuchte, ruhig zu bleiben, doch ihre Stimme zitterte wie eine gezupfte Saite.

„Zentrale, hier ist Baker-82. Wir sind am Tatort. Wir haben vier Leichen gefunden, wiederhole: vier Leichen. Officer Harper und Appleby hat es erwischt. Fordere sofortige Verstärkung an. Over.“

Gabe Pennington suchte die Gegend mit seinen grünbraunen Augen ab. Seine Brille beschlug von der Kälte, frustriert und zugleich panisch hob er eine behandschuhte Hand und wischte sie ab. Kein Zweifel – das war Roy Appleby. Seit seiner Scheidung hatte Pennington jeden Samstagabend im Haus dieses Bastards Poker gespielt. Pennington hasste das Spiel, aber er hielt es allein einfach nicht aus. Er wohnte nach seinem Auszug in einem Motelzimmer. Es war Appleby gewesen, der sich um ihn gekümmert hatte. Und jetzt sickerte auf dem MLK Drive Blut aus seinem Körper. Verdammt.

„Verstanden, Baker-82“, antwortete der Einsatzleiter mit derselben Autorität wie immer. „Verstärkung ist auf dem Weg. Over.“

Officer O'Daye starrte durch die Windschutzscheibe. „Vielleicht leben sie noch.“

Pennington sah sie an, dann blickte er wieder zu den Leichen in dem milchigen Oval. Tatsächlich war sein erster Impuls gewesen, zu ihnen zu rennen und ihren Puls zu suchen, Wiederbelebungsmaßnahmen durchzuführen. Doch sie wussten nicht, was sich hier abgespielt hatte, und bevor man das nicht wusste, ging man besser auf Nummer sicher. Nummer sicher hatte vielleicht nicht bei seiner Ehe funktioniert, aber ihn zumindest vor ernsthaften Verletzungen während seiner vierzehnjährigen Dienstzeit bewahrt. O'Daye war jung. Sie würde das auch noch lernen. Als er sich neben sie ins Auto setzte, sah Melissa O'Daye auf ihre Armbanduhr. Sechs Uhr. Bald würden die Nachbarn aufwachen. Eltern würden ihre in warme Klamotten verpackten Kinder gegenüber in die Hosea Williams bringen. Die Eckensteher würden ebenfalls bald auftauchen, und die frühen Alkoholiker. Sie sollten das nicht sehen. Niemand sollte das sehen. Und sie selbst sollte das nicht sehen müssen. Sie sollte im Bett liegen. Sie brauchte diese Überstunden nicht. Was versuchte sie eigentlich zu ...

Der Hund stöhnte.

O'Daye und Pennington richteten sich auf.

Der kleine Hund lag halb im und halb außerhalb des Lichtkegels. Sie hatten einfach angenommen, dass er nicht atmete, so wie die anderen, doch jetzt stöhnte er wieder, leise, zitternd.

„Herr im Himmel!“, murmelte O'Daye.

Sie öffnete die Tür.

„Warte.“ Pennington hob eine Hand. „Du kannst nichts tun.“

„Ich kann nichts ...? Dieser Hund lebt!“

„Bist du Tierärztin? Nein. Also bleib sitzen. Die Verstärkung wird jeden Moment hier sein.“

„Wir können nicht einfach ...“

„Ich sage das nicht aus Feigheit“, erklärte er. „Es ist Vorschrift.“

Sie schloss die Tür.

Sie warteten.

Der Hund, Moira, drei Jahre alt, heulte. Sie starb, und sie wusste es und wollte irgendwie an einen dunklen und ruhigen Ort, weg von ihrem Herrchen. Aber sie konnte sich nicht bewegen. Alles, was sie konnte, war die Januarluft mit ihrem an ein Requiem erinnernden Schluchzen zu füllen.

Die Verstärkung kam, drei Streifenwagen und zwei zivile Fahrzeuge hielten neben dem Tatort. Kollegen waren umgebracht worden – ihre Brüder und Schwestern in Blau würden ihren Tod rächen. Die Sirenen fegten durch die Nachbarschaft wie ein Hurrikan. Eltern und Kinder setzten sich in ihren Betten auf und dachten, das Ende der Welt wäre gekommen. Manche spähten aus den Fenstern. Manche verriegelten die Tür. Selbst die Sonne lugte über die Wolkenkratzer, um einen Blick auf den Krawall werfen zu können.

Der leitende Officer war Deputy Chief Perry Roman. Er war Division Commander der Zone 4. Appleby und Harper gehörten zu ihm. Er kletterte aus seinem beigefarbenen Kombi, ließ seine Jacke offen (somit war sein farbbekleckstes Police Academy Sweatshirt zu sehen) und verteilte hastig die Aufgaben.

„O'Daye und Pennington, sperren Sie das Areal ab und kümmern Sie sich um die Schaulustigen! Halloway und Cruise, Jaymon und DeWright, suchen Sie die Gegend ab! Williams, Kayless, Ogleby, Sie nehmen Aussagen auf – irgendjemand muss irgendwas gesehen haben!

Detectives, deutlicher kann ein Mordfall nicht sein. Sie wissen, was zu tun ist.“

Officer O'Day wollte nach dem Hund sehen. Sie konnte ihn nicht mehr klagen hören – es wurde jetzt zu viel geredet –, aber sie musste einfach wissen, ob der Hund noch am Leben war. Es war nicht so, dass sie selbst Hunde hatte – sie hatte überhaupt kein Haustier. Sie lebte allein in ihrer Wohnung. Machte sie deshalb Überstunden? Und jetzt brach ihr wegen einem Tier fast das Herz (und nicht wegen einem der vier menschlichen Wesen!). Bescheuert. Sie schob ihre Neurosen in eine der hintersten Nischen ihres Verstands, so wie ihr Therapeut es ihr beigebracht hatte. Und als Pennington (der *doch* ein Feigling war – das wusste jeder) sich eine dicke Rolle gelbes Band aus dem Kofferraum schnappte, ging sie nicht zu dem Hund. Sie ging zu ihrem feigen Kollegen und half ihm, das Gebiet abzusperren.

Der Deputy Chief blieb auf dem Gehsteig, die Hände in den Hüften, und sah sich um. Elf Polizisten arbeiteten am Tatort – es war so leicht, Beweise zu zerstören. Das Letzte, was irgendeiner von ihnen hier im Angesicht dieser gefallenen Soldaten brauchen konnte, war irgendeine Fahrlässigkeit (oder, schlimmer noch, Inkompetenz), mit der der Anwalt des Schützen später vor Gericht auftrumpfen konnte. Und Perry Roman zweifelte nicht daran, dass sie den Schützen schnappten. Die Morgenschicht begann in zwei Stunden. Um neun Uhr würde jede einzelne Straßenecke in Südwest-Atlanta abgeriegelt sein. Zwei ihrer eigenen Leute waren tot. Roman nahm sich vor, seinen Männern zu sagen, dass sie den Scheißkerl, wenn sie ihn erwischt hatten, nicht tödlich verletzen durften. Es sollte ein sauberer, den Vorschriften entsprechender Einsatz werden. Das war das Mindeste, was die Toten verdienten (auch wenn Harper ein fauler Sack gewesen war).

Perry fixierte zwei Detectives des Morddezernats. Nicht gerade das scharfsichtigste Team, aber die beiden waren gut genug, zumindest für zwei Stunden. So mancher Polizist würde diese Tragödie als Chance für eine Beförderung betrachten, das wusste er. Perry Roman aber wollte nur den Job erledigen. Perry Roman war ein gläubiger Mann, der jeden Sonntag mit seiner Frau und seinen drei Kindern in die Kirche ging. Wenn der Herrgott der Ansicht war, dass er mit einer Beförderung belohnt werden sollte, dann bitte schön. In der Zwischenzeit wollte er

einfach sein Bestes geben.

Er spürte, wie die aufgehende Sonne seinen Hinterkopf kitzelte. Das milchige Oval auf dem Asphalt verblasste allmählich wie ein Traum. Perry starrte über den Tatort hinweg in den verwahrlosten Park nördlich der Straße, und dann zu der Grundschule auf der anderen Seite des Parks. Der Heckenschütze auf dem Dach der Grundschule starrte über den Tatort hinweg Perry Roman an. Die Morgendämmerung sorgte für genügend Licht. Er zielte mit seinem Gewehr auf zwei gestikulierende Detectives; auf den alten Cop mit dem gelben Absperrband und seine junge Kollegin, die immer wieder zu dem Hund schaute. Er richtete den Sucher neu aus und legte den Finger an den Abzug. Ja, richtig. Genügend Licht.

2. KAPITEL

„Vierzehn Tote in Atlanta“

Esme klickte die Seite der „New York Times“ weg und gab die URL für „Atlanta Journal-Constitution“ ein. Die Story nahm den Großteil der Titelseite ein. Sie las jeden Artikel.

Vierzehn Tote. Fünfzehn, wenn man den Hund mitzählte.

Die Namen waren ihr langsam vertraut. Perry Roman, der Deputy Chief. Appleby und Harper. Andre Banks, der Mann, der den Landstreicher als Erstes entdeckt und um 3:18 Uhr die Polizei gerufen hatte. Guter Mann. Andere hätten sich einfach um ihren eigenen Kram gekümmert. Hätte Andre Banks sich um seinen eigenen Kram gekümmert, würde die heutige Schlagzeile allerdings ganz anders lauten.

Der Name des Landstreichers wurde in dem Artikel nicht genannt. Die Polizei war wohl noch dabei, seine Identität festzustellen. Vielleicht hatte ja jemand von der örtlichen Suppenküche sein Verschwinden bemerkt, was allerdings eher unwahrscheinlich war. Vielleicht war der Mann vorbestraft, dann konnten seine Fingerabdrücke mit jenen in den Akten verglichen werden. Esme wusste, wie das lief. Oh ja, sie wusste es.

Sie surfte zu der Homepage von „Associated Press“ und las deren Version. Dann „Reuters“. Dann „USA Today“.

Der Landstreicher hatte als Köder fungiert, so viel stand fest. Er war in einem lächerlich knallrosa Kleid in einer gut beleuchteten Straße abgelegt worden, um weitere Opfer anzulocken. Die Holzbarrieren waren vom Täter selbst aufgestellt worden, damit er die Straße kontrollieren konnte. Einen Teil davon las Esme in den Berichten, den Rest reimte sie sich selbst zusammen. Mit Sicherheit hatte die Task Force, die sich jetzt um den Fall kümmerte, dieselben Schlüsse gezogen. Sie kannte noch immer Leute im Revier. Ein kurzer Anruf würde doch nicht schaden ...

Nein. Nein. Sie wollte nicht so eine werden! Sie wollte nicht zu diesen Gespenstern zählen, denen im Ruhestand so langweilig war, dass sie zurückkehrten, um an ihrem ehemaligen Arbeitsplatz herumzuspuken

und den früheren Kollegen auf die Nerven zu gehen. Anders als die meisten Gespenster im Ruhestand war Esme zwar nicht Ende sechzig, sondern Ende dreißig, aber trotzdem. Nein.

Sie legte das Telefon wieder weg und ging in die Küche, um sich ein Sandwich zu machen. Dort schob sie zwei Scheiben Vollkornbrot in den Toaster und stellte ihn auf „dunkel“ ein. Während das Brot getoastet wurde, schnippelte sie Tomaten und Gurken in Scheiben, riss ein paar Blätter Eisbergsalat ab und nahm ein Glas mit halbfetter Mayonnaise heraus. Das Glas war fast leer. Sie nahm sich vor, beim Supermarkt haltzumachen, wenn sie Sophie von der Oyster-Bay-Grundschule abholte.

Esme Stuart, dies ist dein Leben.

Bewusst hielt sie sich die nächste Stunde von ihrem Computer fern und verbrachte stattdessen die Zeit mit einer Elvis-Costello-Biografie. Zur Untermalung legte sie ihre CD „My Aim is True“ auf. Nein, nicht ihre CD. Die gehörte Rafe. Ihre befand sich in einem Secondhand-CD-Laden in Washington. Als Esme und Rafe zusammengezogen waren, stellte sich ihre Musiksammlung als fast identisch heraus, also mussten sie die doppelten Scheiben loswerden. Hatte jemand ihre alte CD gekauft? Und wer? War es ein Spontankauf gewesen, oder hatte er nach genau diesem Album gesucht? Hatte er davon gehört, was in Atlanta geschehen war? Was ihre Gedanken wieder darauf brachte.

Sie klappte die Biografie zu und schlurfte ins Badezimmer. „Alison ...“, flehte Elvis, „*I know this world is killing you ...*“ Sie knipste das Licht an und beäugte ihr Spiegelbild. Was stimmte nicht mit ihr? Schließlich war das nicht der erste Mordfall, über den sie las, seit sie vor sieben Jahren ausgeschieden war. Lag es an der Anzahl der Toten? Oder an der Tatsache, dass die meisten Opfer Polizisten waren? Sie verdrehte die Augen. So viel zum Thema verflixtes Unterbewusstsein. Da las sie von dem Angriff eines Scharfschützen und legte ein Album mit dem Titel „My Aim is True“ auf.

Sie strich sich eine haselnussbraune Haarsträhne hinters Ohr. Ihre Ohren waren nicht klein und hübsch. Als sie jünger war, etwa in Sophies Alter, hatte sie darauf bestanden, ihr Haar lang zu tragen. Doch ihre Ohren hatten immer eine Gelegenheit gefunden, herauszulügen. Mit zwanzig hatte sie einfach aufgegeben und ihr Haar auf Schulterlänge schneiden

lassen. Dadurch hatte sie ein paar Jahre älter ausgesehen, doch mit zwanzig und als Polizistin war das durchaus ein Vorteil. Zumindest hatte sie geglaubt, dass man sie nun ernster nehmen würde.

Du liebe Zeit, sie war so naiv gewesen!

Esme wusch sich die Hände, trottete zurück ins Wohnzimmer und tauschte aus Prinzip die CD gegen etwas weniger Heftiges aus.

„Bananarama’s Greatest Hits“? Perfekt. Sie drückte auf „Play“, starrte einen Moment zu lange auf ihren Computer (welche neuen Entwicklungen hatten sich in dem Fall ergeben?) und ließ sich auf die Couch plumpsen. Zerstreut griff sie nach einem der Sudoku-Hefte, die auf dem Glastisch verstreut lagen. Esme öffnete es an der Stelle, wo ein billiger schwarzer Kugelschreiber steckte, und tüftelte an einem Rätsel herum, das mit dem vielversprechenden Titel „Wahnsinnig schwer“ überschrieben war.

Das Durcheinander auf dem Glastisch stellte das einzige gemütliche Chaos in dem ganzen Raum dar. Rafe wollte, dass der Rest des zweistöckigen Hauses ordentlich und blitzsauber war. Er war nicht per se ein Ordnungsfanatiker; aber es kamen ständig Gäste von der Universität, und er wollte – genauso wie Esme damals bei der Polizei mit ihrem kurzen Haar – einen guten Eindruck machen. Esme hatte nichts dagegen einzuwenden (sie war sich über die Bedeutung von Äußerlichkeiten durchaus im Klaren), solange sie in jedem Raum eine Ecke für sich hatte. Wie auch immer, Sudoku-Heftchen waren sowieso schnell geordnet. Die Bananarama-CD war zu Ende. Nach weiteren fünf Minuten hatte sie das Rätsel komplett gelöst, danach machte sie sich fertig, um ihre Tochter abzuholen. Sie schlüpfte in ihren olivgrünen Parka, rief sich noch einmal die Mayonnaise in Erinnerung und betrat die kalte, kalte Garage. Draußen musste es gefühlt minus fünfzehn Grad haben, und wegen des nächtlichen Schneeregens war bestimmt Glatteis auf den Nebenstraßen. Willkommen an der Nordküste Long Islands! So war es hier von Dezember bis März.

Esme schaltete ihr Prius-Satellitenradio an. Sie war gern von Musik umgeben. Musik, Sprache – eigentlich alles, was mit Kreativität zu tun hatte, lud sie mit Energie auf wie eine kurzfristige Fotosynthese. Ohne Musik, ohne gesprochenes Wort könnte sie morgens genauso gut im Bett liegen bleiben. Tom Piper hatte einmal angedeutet, dass sie womöglich

unter Depressionen litt. Aber da hatte sie ihm gerade erst gesagt, dass sie den Dienst quittieren wollte, was wahrscheinlich seine Einschätzung beeinflusst hatte.

Tom. Der schlaksige Tom und seine '78er Harley-Davidson Chrome. Bestimmt waren er und seine Harley jetzt unten in Atlanta. Dort würde er immer wieder den Tatort inspizieren, ungefähr skizzieren, was in diesem Verrückten vor sich gehen mochte, versuchen, seine Botschaft zu entschlüsseln. Und bei dieser ganz speziellen Mordserie ...

Köder, Falle, vierzehn Morde. Geduld. Dieser Verrückte wollte mit Sicherheit nicht, dass man seine Absicht falsch deutete.

Ob er eine Nachricht hinterlassen hatte?

Esme und Tom schickten sich noch immer Weihnachtskarten, Geburtstagsgrüße ... Bei ihm anzurufen, um sich ihren Verdacht bestätigen zu lassen, käme also nicht vollkommen überraschend ...

Nein, Esme! Das ist nicht mehr dein Leben. Davon abgesehen ist Tom Piper ein großer Junge und durchaus in der Lage, den Bösen allein zur Strecke zu bringen. Du bist jetzt eine Fußball-Mutter, Esme. Lebe mit dieser Entscheidung.

Sie fuhr mit ihrem dunkelroten Prius rückwärts von der Auffahrt. All die schneebedeckten Häuser um sie herum sahen nach neuem Geld aus. Rafes und ihr schwarz eingefasstes Haus im Kolonialstil bildete da keine Ausnahme. Gute Amerikaner lebten in dieser Gegend. Leute, die naiv genug waren, um Demokrat zu sein und zu glauben, dass das Leben einen Sinn hatte. An den meisten Tagen glaubte Esme in der Abgeschiedenheit von Oyster Bay inzwischen selbst daran.

Ihr Radio schaltete von Public Enemys Wut-Hymne „Rise“ zu Elvis Costellos bedrohlichem „Riot Act“. Wieder Elvis. Lag wohl irgendwie in der Luft. Esme bog links auf die Main Street. Die

Oyster-Bay-Grundschule war nur ein paar Blocks entfernt. Bei wärmerem Wetter gingen sie zu Fuß, Mütter und ihre Kinder hintereinander auf dem Gehsteig wie bei einer Parade. Heute war der Gehsteig fast leer. Vom Meer blies ein schneidender Wind aufs Land. Irgendwie kämpfte er sich doch immer an den riesengroßen Villen, die den Strand säumten, vorbei.

Nicht dass Esme selbst in einer Bruchbude gelebt hätte. Jedenfalls nicht,

seit sie Rafe kannte.

Sie hielt vor der Schule. Normalerweise musste sie mit den anderen Eltern um einen Parkplatz streiten, aber heute war sie zehn Minuten zu früh dran. Und das nur, um ihrem Computer aus dem Weg zu gehen und den Informationen, die er lieferte. Natürlich könnte sie ihr Radio auch einfach auf einen Nachrichtensender umstellen.

In diesem Moment entdeckte sie eine ihrer Nachbarinnen bei einer erstklassigen illegalen Handlung. Amy Lieb, die Bewohnerin einer der kleineren der riesengroßen Villen (und Mutter einer rehägigen Tochter namens Felicity, die in Sophies Jahrgang war), hämmerte ein „KELLERMAN FOR PRESIDENT“-Schild in den Schulrasen.

Entweder hatten die Sicherheitsleute keine Ahnung von den Vorschriften bezüglich Wahlpropaganda (unwahrscheinlich), oder es war ihnen egal (viel wahrscheinlicher). Das Geld der Liebs zählte mehr als irgendeine simple Vorschrift.

„Hey, Amy“, flötete Esme voll süßlicher Unschuld. „Was machst du da?“

Amy Lieb, munter wie immer, zwinkerte und winkte herüber. Esme und sie hatten eine freundliche Beziehung zueinander. Da beide Ehemänner in der Soziologiefakultät des Colleges waren, besuchten sie oft dieselben Buchvorstellungen oder trafen sich auf Abendveranstaltungen und so weiter. Alles in allem waren die Liebs wie sie und Rafe selbst mit fünfzehn Jahren Vorsprung. Ihre Tochter Felicity war das jüngste von vier Kindern. Der Älteste, Trevor, ging auf ein Internat in West-Connecticut, wo er sich vor allem in Mathematik und Tennis hervortat.

Amy Lieb hatte ihr langes schwarzes Haar mit einer weißen Schleife zusammengebunden, als ob sie ein Geschenk an die Welt wäre. Wegen der fließenden, weiten Kleidung, die sie immer trug, blieb ihre Figur ein Geheimnis, der heutige unechte Pelzmantel war da keine Ausnahme. Sie lächelte Esme und die Sonne an, als die jüngere Frau sich ihr näherte.

„Die Vorwahlen stehen an“, erklärte Amy. „Diese Nachricht muss doch verbreitet werden!“

Esme lächelte zurück. „Klar, aber wissen Sie, Siebenjährige dürfen nicht wählen.“

„Ihre Eltern schon!“

Esme sah sich um. Besagte Eltern hielten gerade mit ihren Kombis und Geländewagen vor der Schule. Sie beugte sich zu Amy und flüsterte so freundlich, wie sie nur konnte: „Hören Sie, Sie dürfen das Schild hier nicht aufstellen! Das ist ein städtisches Grundstück.“

Amy blinzelte sie an.

„Das nennt man Wahlwerbung. Ist rechtswidrig.“

Amy sah hinunter auf ihr Schild, das doch niemandem schadete, dann wieder zu Esme. „Wieso?“

„Weil man daraus schließen könnte, dass die Schule Gouverneur Kellerman unterstützt.“

„Nun, er ist der beste Mann für diesen Job. Meinen Sie nicht?“

Esme spürte, dass ihre freundliche Miene zu bröckeln begann. Wie es schien, waren Amys Überzeugungen ebenso fest verankert wie ihr Schild. Großartig.

„Entspannen Sie sich, Esme! Außerdem tut das doch niemandem weh.“

Die anderen Eltern scharten sich nach und nach zusammen. „Oh, wo wir schon davon sprechen, haben Sie gehört, was unten in Atlanta geschehen ist?“

An diesem Abend, nachdem sie Sophie ins Bett gebracht hatte und Rafe zu einem Vortrag eines Gastprofessors der Soziolinguistik gegangen war, rief Esme schließlich doch Tom Piper an. Sie rechnete nicht damit, dass er rangehen würde, und bereitete sich schon auf die Nachricht vor, die sie auf seiner Mailbox hinterlassen wollte. Doch dann ...

„Hier spricht Tom.“

Esme hatte eine Tasse grünen Tee mit an ihren Computertisch gebracht. Obwohl sie sich Grußkarten schickten, hatten sie schon eine Weile nicht mehr miteinander gesprochen. Wie lange? Vier Jahre? Vier Jahre. Eine ganze Wahlperiode. Der Zwischenfall mit Amy Lieb war ihr noch frisch im Gedächtnis. Sie fühlte sich wie eine Schwimmerin, die nach langer Zeit wieder einmal ans Meer kommt. Nachdem sie fast ertrunken war. Gott, ob er noch immer sauer wegen ihrer Kündigung war? Vielleicht war es ein Fehler, ihn anzurufen ...

„Hallo? Jemand dran?“

Mist. Wie alt war sie, zwölf?

„Hi, Tom“, stieß sie hervor.

Stille.

Esme zog die Knie an.

Dann endlich: „Hallo, Esmeralda.“

Sein Kentucky-Bariton überwältigte sie. Esmeralda. Das war nicht ihr voller Name, aber so hatte er sie immer genannt. Als ob sie damals direkt aus Quasimodos Glockenturm nach Virginia gekommen wäre. Tom Piper. Der Mentor, den sie gar nicht verdient hatte.

„Tja ...“ Esme versuchte ihre Unsicherheit zu überspielen. „Wie ist das Wetter?“

„In Atlanta, meinst du?“

„Zum Beispiel.“

„Ich hatte so eine Ahnung, dass du anrufst.“

Esme musste lächeln. Natürlich hatte er eine Ahnung gehabt! Seine Intuition grenzte schon ans Übersinnliche. Früher, als die leidenschaftlichen Nächte mit Rafe Kratzspuren auf ihrem Körper hinterlassen hatten, hatte sie immer darauf geachtet, Tom bei der Arbeit bis mindestens zehn Uhr nicht über den Weg zu laufen, damit er nichts von ihren wenig keuschen Neigungen mitbekam. Was er von ihr hielt, bedeutete ihr damals einfach alles. Was hielt er heute von Esmeralda?

„Schlecht“, sprach er weiter. „Wir haben ungefähr sechs Leute hier, die denken, dass sie das Sagen haben, und da zähle ich den Bürgermeister, den Gouverneur und den Präsidenten der Vereinigten Staaten nicht mit, die sich ebenfalls alle einmischen.“

„Die Schreibtischhengste bekommen also ihre Wutanfälle, während die Erwachsenen den Ball flach halten und ohne großes Theater am Fall arbeiten. Vielleicht sorgen ein paar Erwachsene sogar dafür, dass die Schreibtischhengste miteinander streiten, damit die sich nicht plötzlich einmischen.“

„Bei dir klingt das nach Machiavelli.“

Sie kicherte. „Hey, der Zweck heiligt die Mittel ...“

„Jedenfalls ist es schlimm. Der Fall, meine ich.“

Esme ließ ihre Knie los und lehnte sich zurück. „Kannst du darüber sprechen?“ Sie nippte an dem heißen Tee.

Tom antwortete nicht.

Verflucht. Sie war zu weit gegangen. Scheiße. War wohl besser, zurückzurudern, und zwar schnell ...

„Tom, tut mir leid. Ich weiß, du darfst nicht ... Ich hätte gar nicht

anrufen sollen. Aber egal ... Also, wie geht es dir? Wie geht es Ruth?“
„Meine Schwester kümmert sich noch immer um den Garten. Wir haben ihr sogar ein kleines Gewächshaus gebaut, damit sie sich nicht länger darüber ärgern muss, wenn die Eichhörnchen ihre Narzissen in Unordnung bringen.“

„Das ist nett. Ihr habt es zusammen gebaut?“

„Und das hat praktisch einen ganzen Monat gedauert. Dabei kann man weder Ruth noch mich als handwerklich begabt bezeichnen.“

„Ich weiß.“ Esme fühlte, wie die Anspannung aus ihren Schultern wich.

„Ich kann mich gut erinnern, als mal dein Auto nicht angesprungen ist. Ich sehe noch immer vor mir, wie du die Motorhaube geöffnet und dann ewig lang auf den Motor gestarrt hast, als wäre er ein Mordverdächtiger, den du zum Blinzeln bringen könntest.“

Tom lachte. „Wir alle haben unsere Schwächen und Fehler.“

„Und manche von uns haben sogar Starthilfekabel.“

„Ha, ha.“

Esme sah lächelnd aus dem Fenster. Schneeflocken wirbelten im Mondlicht. Unten in *Hotlanta* war es wahrscheinlich mild. Sie war einmal im August in Atlanta gewesen, und da hatte sich die feuchte Hitze angefühlt wie ein lebendiger, atmender Organismus. Kein Wunder, dass die Verbrechensstatistiken im Sommer immer in die Höhe schossen. Die Temperaturen zerkochten das Hirn der Leute zu Brei.

Doch jetzt war Januar, und vierzehn Leute waren tot.

„Bist du noch dran?“, fragte er.

Sie drückte die Handfläche an die Stirn und seufzte. „Entschuldige, Tom, es ist nur ... Ich habe gelesen, was gestern Nacht passiert ist und ... Es ist fast sieben Jahre her, dass ich ausgeschieden bin. In der Zeit hat es andere aufsehererregende Morde gegeben. Aber dieser Fall hier, der geht mir einfach unter die Haut ... und ich weiß nicht, warum.“

„Nicht?“ Er klang überrascht. „Was meinst du wohl, warum ich wusste, dass du anrufen würdest?“

„Was meinst du?“

„Der Obdachlose. Als ich hörte, dass der Mörder ihn als Köder benutzt hatte, wusste ich, dass dieser Fall dich heimsuchen würde wie ein schlechter Traum. *Ich* hätte beinahe *dich* angerufen.“

„Der Obdachlose? Warum sollte das ...“

„Wegen deiner Eltern, Esme.“

Oh.

Esme schrumpfte auf ihrem Stuhl zu einem kleinen Mädchen zusammen. Ihre Eltern.

Die ihr Leben lang mehr oder weniger von der Sozialhilfe gelebt hatten. Die ihre Adressen gefälscht hatten, damit ihre Tochter die besten staatlichen Schulen besuchen konnte. Die sie jeden Tag gedrängt hatten, mehr aus ihrem Leben zu machen. Und dann, nachdem sie das Stipendium für die George-Washington-Universität bekommen und sich von ihnen verabschiedet hatte ...

Im Süden Bostons hatte es ein Obdachlosen asyl gegeben, das Coleman House. Bleifarbe an den Wänden, aber das war im Dezember immer noch besser als gar keine Wände. Als die achtzehnjährige Esme nach ihrem ersten Semester voll mit Geschichten aus Washington zurückkehrte, gab es das Coleman House noch, ja. Doch ihre Eltern waren verschwunden. Alles, was sie ihr hinterlassen hatten, war ein gelber Zettel und die beiden mit Tinte geschriebenen Worte in der sorgfältigen Schreibschrift ihrer Mutter.

„SEI FREI“, stand da. „SEI FREI“.

Sie verbrachte die gesamten zwei Wochen damit, die Stadt nach ihrer Mom und ihrem Dad abzusuchen, aber sie wollten nicht gefunden werden. Und wenn man in den Nebenstraßen von Boston nicht gefunden werden wollte, hätte man sich genauso gut in Luft auflösen können. Beinahe wäre sie nicht an die Uni zurückgekehrt, doch ihre Freunde drängten sie dazu. Sie sagten, dass ihre Eltern es so gewollt hätten. Immer in den Semesterferien kehrte sie nach Boston zurück, wohnte in der Jugendherberge in der Congress Avenue und suchte unter jeder Brücke und in jedem Obdachlosenheim der ganzen Stadt nach ihrer Familie. Bis zu dem Tag, als sie nach Quantico kam und beschloss, nie wieder zurückzukehren.

Rafe wusste nichts davon.

So ziemlich keiner ihrer Freunde wusste davon.

Tom wusste es nur, weil er eben alles wusste.

„Der Name des Mannes war Merle Inman“, ließ er sie jetzt wissen. „Er wurde in Macon geboren, zog mit Mitte zwanzig nach Atlanta, um Architekt zu werden, wurde drogenabhängig ... Es ist doch immer

dieselbe Geschichte. Er war zweiundvierzig. Wir werden diese Informationen zwar erst morgen herausgeben, aber gut, nun hast du sie schon jetzt.“

Esme merkte, dass sie weinte, und wischte sich über die Wangen.

„Danke.“

„Der Typ, der das getan hat ... also wirklich. Benutzt Menschen wie Tontauben. Er bildet sich ein, dass er schlauer ist als wir.“

„Schnapp dir den Dreckskerl!“

„Sehr wohl, Ma'am.“

Nachdem sie aufgelegt hatte, fiel ihr ein, dass sie immer noch nicht wusste, ob der Mörder eine Nachricht hinterlassen hatte oder nicht. Doch das erschien ihr jetzt nicht mehr wichtig. Vielleicht hatte sie es einfach nur gebraucht, mit Tom zu sprechen. Mentor, Profiler, Freund, Therapeut. Dass ihr nicht selbst aufgegangen war, welche spezielle Bedeutung der Fall für sie hatte – nun, die menschliche Seele blieb ein ewiges Rätsel.

Esme ließ sich ein Bad ein. Rafe würde frühestens in einer Stunde nach Hause kommen. Sophie schlief bereits tief und fest, vielleicht träumte sie wieder von dem Mann, der aus Ballons gemacht war. Das war seit ein paar Tagen ein immer wiederkehrender Traum. Der Mann aus Ballons. Alle in verschiedenen Farben. Und morgen früh würde sie am Frühstückstisch verkünden: „Ich habe wieder von dem Ballonmann geträumt.“ Offenbar handelte es sich um einen schönen Traum. Ihre Tochter hatte schöne Träume. Esme glitt in das heiße, heiße Badewasser. Ihr Leben war gut, oder nicht? Wieder dachte sie an Amy Lieb. Solche Dinge waren nun die Dramen in ihrem Leben, während Hunderte Meilen entfernt Tom nach einem Wahnsinnigen suchte. Sie hoffte, dass er ihn schnappte. Sie hoffte, dass Rafe bald nach Hause kommen würde. Sie schaltete den CD-Player im Badezimmer an (Joy Division diesmal, „Love Will Tear Us Apart“), schloss die Augen und erlaubte ihren Gedanken, endlich, endlich tief auszuatmen.

3. KAPITEL

Am 11. Februar wurde im Amarillo-Aquarium ein Feuer gelegt. In den Tagen nach dem Brand bestätigten die Filme in den Überwachungskameras den Verdacht der Polizei, dass es sich um Brandstiftung handelte. FBI-Ermittler schauten sich das Filmmaterial über einen neuen Nachtportier namens Emmett Poole Bild für Bild an, der im dritten Stock den Boden wischte, und zwar zwanzig Minuten, bevor in dieser Etage das Feuer ausbrach.

Es war Tom Piper, der dahinterkam.

„Das ist Feuerzeugbenzin.“ Er deutet auf den Wischeimer, dann auf den breiten Rücken von Emmett Poole. Das Gesicht des Portiers hatten sie nie zu sehen bekommen. Andere Angestellte beschrieben ihn als unauffällig. Er hatte erst vor einer Woche den Job bekommen, nachdem er sich auf eine Stellenanzeige in der Zeitung beworben hatte. Seine Referenzen waren überprüft worden. Als man später seine Wohnung durchsuchen wollte, stellte sich heraus, dass er die Adresse einer Kirche angegeben hatte. Emmett Poole hatte sich wie das Aquarium, das er angezündet hatte, in Rauch aufgelöst.

Tom Piper und seine Sondereinheit waren jedoch nicht wegen der Brandstiftung in Amarillo.

Sie waren hier wegen der Katastrophe, die sich kurz danach ereignete. Station 13 war um 9:55 Uhr wegen des Feuers ausgerückt. Ein Großteil der Mannschaft hatte die Demokraten-Debatte zwischen Jefferson Traynor und Bob Kellerman im Fernsehen verfolgt. In seinem Heimatstaat Ohio war Kellerman Mitglied der freiwilligen Feuerwehr, weshalb die Jungs in der Feuerwache (allesamt durch und durch texanische Republikaner) zu ihm hielten, als wäre er einer von ihnen. Sie sahen die Diskussion im Gemeinschaftsraum auf einem rußverschmierten 52-Zoll-LCD-Fernseher, den sie im September beim Ausverkauf von „Best Buy“ ergattert hatten. Dann kam der Notruf, der Fernseher wurde ausgeschaltet, und die Männer schlüpfen murrend in ihre Kluft.

Auf dem Weg zum Aquarium erklärte Lou Hopper, dass „Kellerman dem anderen ganz schön in den Arsch getreten hat“. Lou Hopper war das

Großmaul der Einheit. An jedem Arbeitsplatz in Amerika gab es (mindestens) einen wie ihn. Den selbst ernannten Experten. Den Besserwisser. Die Bar in „Cheers“ hatte Cliff Clavin, Station 13 hatte Lou Hopper. Er trug sogar einen grauen Schnurrbart wie Clavin, allerdings nicht ein einziges Haar mehr auf dem Kopf. Er behauptete, es sei bei einem Brand abgesengt worden; irgendwie hätten die Flammen ihre heißen Zungen unter seinen Helm gleiten lassen und sein Haar abgeleckt.

Drei weitere Feuerwehrmänner saßen mit Lou hinten im Wagen. Der Chief war vorn bei Bobby Vega, dem Fahrer.

Es dauerte nicht lange, bis sie das Aquarium von der Station in der Third Avenue aus erreichten. Amarillo war eine Stadt des Tageslichts, die meisten Geschäfte schlossen um achtzehn Uhr, deswegen war es nicht einmal nötig, die plärrende Sirene anzuschalten. Die paar Leute, die um zehn Uhr abends noch auf der Straße waren, sprangen entweder rechtzeitig aus dem Weg oder hatten es verdient, überfahren zu werden. Die drei Jungs im hinteren Teil jedoch, die hatten eine Tradition zu erfüllen: Der katzenhafte Roscoe Coffey drückte eine oft abgespielte Kassette in den Gettoblaster (1989 bei einem Ausverkauf von „Conn’s“ erstanden – das später vom zuvor erwähnten „Best Buy“ abgelöst worden war) und drückte auf „Play“. Während sie sich dem Aquarium näherten, über dessen Steinschädel eine Krone aus Rauch hing, begannen Johnny Cash und seine Mariachi-Musiker loszutrollern.

„I fell into a burning ring of fire ...“

Niemand konnte behaupten, dass Station 13 nicht über einen tiefschwarzen Sinn für Humor verfügte.

Bobby Vega lenkte den Feuerwehrwagen die North Hughes hinauf auf das Aquarium zu. Seine Familie hatte sich in Amarillo angesiedelt, als er drei Jahre alt gewesen war. Sie wurden für Mexikaner gehalten, was ihnen nicht ungelegen kam. Aus Mexiko zu sein warf weniger Fragen auf, als aus Kolumbien zu kommen. Sie hatten Kolumbien während einer Dürreperiode verlassen, doch ein Jahr nachdem sie in Amarillo angekommen waren, litt nun Amarillo unter der längsten Trockenperiode seit einhundert Jahren. Auch heute noch war der sparsame Umgang mit den Wasservorräten von allgemeinem Interesse. Die Feuerwehr war öfter

als einmal wegen ihrem „verschwenderischen Umgang“ gescholten worden.

Dieselben schwachsinnigen Wichtigtuer, die die Feuerwehr wegen ihres verschwenderischen Umgangs mit Wasser anprangerten, hatten ein dreistöckiges Aquarium im Herzen einer staubtrockenen Stadt bauen lassen. Bobbys Eltern, die noch immer Amarillos meteorologisches Pech auf ihre Ankunft in diesem Land zurückführten, hatten die Nachricht gelesen und gelacht. Bobby lachte nicht. Er fand idiotisches Verhalten von Politikern nie sonderlich amüsant. Idioten waren gefährlich. Idioten sorgten für Feueralarme und dafür, dass seine mutigen Freunde ihr Leben riskierten.

Bobby Vega war ein wütender junger Mann, tatsächlich, doch hinter dem Steuer zu sitzen half ihm, Druck abzulassen. Die Kontrolle über dieses riesige Lenkrad zu haben und seine Brüder zum Ziel zu bringen, besänftigte seine Wut enorm. Sein harter Kiefer entspannte sich. Er fuhr in direkter Linie auf das Aquarium zu und genoss diese paar Minuten des Friedens. Nicht einmal der idiotische Countrysong aus dem Kassettenrekorder störte ihn.

„I fell down, down, down, but the flames went higher ...“

Für Tom Piper und sein Sondereinsatzkommando, die später die Ereignisse zurückverfolgten, die zu dem zweiten Massaker führten, waren die meisten Informationen über Station 13 und ihre Handlungen am 11. Februar im besten Fall spekulativ (im schlimmsten ganz und gar unbrauchbar). Es gab keinen wirklichen Beweis, dass die sechs Männer auf der North Hughes zum Aquarium gefahren waren oder auch nur, dass Johnny Cash sie auf ihrer Fahrt begleitet hatte. Tom Piper konnte sich nur daran orientieren, was er später über ihre Gewohnheiten herausfand. Er vermutete, dass sie an diesem Abend exakt dasselbe taten wie jede Nacht, wenn sie ausrückten. Er befragte die anderen Feuerwehrleute von Station 13, von denen die meisten irgendwann einmal mit den anderen in der Nachtschicht zusammengearbeitet hatten. Er befragte die Familien. Und daraus setzte er seine Vorstellung von der Nacht zusammen. Es war, als würde man versuchen, sich das Universum anhand ein paar weniger Fotos vorzustellen.

Amarillo besaß eine Feuerwache. Vor einigen Jahrzehnten hatte

irgendein vergessener Politiker sie Station 13 genannt, weil Amarillo im dreizehnten Kongressdistrikt lag und niemand das jemals vergessen sollte. Station 13 hatte den Eingang des Glassteinbaus um 22:09 Uhr erreicht. Grauweiße Rauchwolken kreiselten vom Dach in den Himmel, doch das Feuer schien noch nicht weiter um sich gegriffen zu haben. Das Aquarium hatte nicht viele Fenster, aber gab es ein paar entlang der Treppe. Die Scheiben schienen intakt.

Daniel McIvey und sein Sohn Brian waren die Ersten, die aus dem Feuerwehrwagen kletterten, gefolgt von Roscoe Coffey und Lou Hopper. Daniel und Brian schienen einem Zeitrafferprojekt entstiegen zu sein: dieselben drahtigen roten Haare, dieselben rosa dicken Wangen, nur war der Vater etwas größer, etwas schwerer und hatte ein paar Falten mehr auf der Stirn. Wie Zwillinge sprachen sie miteinander im Stenogramm-Stil.

„Willst du ...?“, fragte Daniel.

„Yeah“, entgegnete Brian. „Ich hol das Teil. Ich treffe dich da, wo du bist.“

Brian zerrte zwei Halligan-Spitzhacken aus dem Wagen, während Daniel sich zum Chief gesellte, der gerade den Wachmann des Aquariums befragte.

„... hab nur meine Arbeit erledigt“, jammerte der Mann. Er war ein großer Mann namens Cole. Zwei Meter. Hundertvierzig Kilo. Laut. „Ich habe Rauch gerochen und die Monitore überprüft, und dann habe ich Sie gerufen! Das schwöre ich!“

Der Chief nickte, heuchelte Mitgefühl, und dann stellte er die wichtigste Frage von allen: „Ist noch jemand im Gebäude?“

„Der Nachtwächter ... sein Name ist Emmett Poole ... Ich hab ihn nicht zurückgelassen! Aber ich glaube, er ist noch im dritten Stock ...“

Daniel und Brian bildeten das vorgesehene Rettungsteam. Brian reichte seinem Vater eine der Spitzhacken, dann stürmten sie ins Gebäude. Sie kannten den Grundriss des Aquariums, weil sie jeden Sommer hierherkamen. Familienausflug. Daniel und seine Frau Margie. Brian und seine Frau Emilia. Brians und Emilias Zwillinge.

Roscoe und Lou schnappten sich zwei Feuerlöscher und rannten hinterher. Schnell hatten sie die beiden eingeholt. Sie liefen die Treppe hinauf. Roscoe leuchtete ihnen mit einer Taschenlampe den Weg. Als sie

im zweiten Stock ankamen, schaltete sich das gelbe Notfalllicht an. Im dritten Stock konnten sie den Rauch riechen, und sie wussten, dass sie angekommen waren.

Brian berührte die Tür. „Heiß wie ein Ofen.“

Roscoe und Lou machten ihre Feuerlöscher betriebsklar. Alle vier Männer trugen feuerfeste Uniformen, aber trotzdem – ein Feuer war ein Feuer. Prometheus hatte es aus dem Himmel gestohlen, und seit diesem Tag war es stinksauer.

Draußen saß Bobby Vega beim Funkgerät. Sobald der Chief ihm Bescheid gab, würde er die Jungs rufen, die noch in der Feuerwache waren, damit sie mit der fahrbaren Leiter kamen. Sie ließen immer unter allen Umständen zwei Leute in der Wache zurück. Verstärkung war in fast jedem Krieg die Rettung. Die beiden Jungs in Station 13 hatten den Sender in dem 52-Zoll-LCD-Fernseher umgeschaltet. Statt der langweiligen Debatte sahen sie sich jetzt etwas viel Wichtigeres an: einen World-Wrestling-Titelkampf. Nicht dass sie es sich gemütlich gemacht hätten; sie würden sich erst entspannen, wenn ihre Brüder vom Schlachtfeld zurückgekehrt waren.

Cole, der gigantisch große Nachtwächter des Aquariums, lehnte sich gegen den Feuerwehrwagen und wischte sich den Schweiß aus den Augen. Er hatte diesen Job übernommen, um nicht mehr so viel Stress zu haben. Sein Lebensberater hatte ihm erklärt, dass sein Chi nicht mit Aufregung klarkomme. Sein Lebensberater hatte ihm auch gesagt, dass Fische Glück brächten. Am nächsten Tag entdeckte Cole in der Zeitung die Stellenanzeige des Aquariums.

Er beruhigte seinen Atem mit einer Yogaübung. Was nur hatte er in seinem vergangenen Leben falsch gemacht, dass sein Karma so vergiftet war? War er ein Serienmörder gewesen? Er stieß den Atem durch die Nase in seinen Ärmel.

Im Aquarium schäumten Roscoe und Lou gerade mit wenig Erfolg den dritten Stock ein. Obwohl das Feuer sich nur auf Kniehöhe befand, versperrte der Rauch die ganze Sicht.

„Mr Poole!“, brüllte Daniel.

„Mr Poole!“, brüllte Brian.

Der dritte Stock war wie ein Glaslabyrinth gebaut. Die vier Feuerwehrmänner liefen geduckt hindurch. Sie hatten keine Ahnung, wo

der Brandherd war, und konnten keine Anzeichen von Emmett Poole entdecken. Lou stellte mal wieder eine seiner aus der Luft gegriffenen Hypothesen auf.

Da explodierte einer der Glaskästen.

Sein Wasser (mit den exotischen Fischen) ergoss sich auf das Feuer. Statt gelöscht zu werden, verfolgte das Feuer das Wasser zurück in seinen Kasten und ließ ihn orangegrün aufleuchten.

Das war ein chemisches Feuer. Klasse B.

„Scheiße“, dröhnte Roscoe.

Die vier Männer liefen hastig rückwärts aus dem Stockwerk. Sie brauchten eine andere Ausrüstung. Roscoe funkte dem Chief den neuen Status zu. Keine Antwort. Der alte Mann sprach vermutlich gerade mit den Cops, der Presse und weiß der Teufel mit wem noch. Roscoe übernahm das Kommando, und die Feuerwehrleute stürzten die Treppe hinunter in die Eingangshalle.

Daniel und Brian dachten an ihre früheren Besuche im Aquarium. Die Zwillinge waren vor allem von den Seepferdchen begeistert gewesen. In welcher Etage waren die Seepferdchen gewesen? Bitte. Nicht in der dritten.

Lou Hopper dachte an seine Knie. Er musste unbedingt abnehmen. Ständig Treppen hinauf- und hinunterzurennen forderte einfach seinen Tribut.

Roscoe dachte an gar nichts. Er verließ sich ausschließlich auf seinen Instinkt und sein motorisches Gedächtnis. Sonst hätte er sich vermutlich Sorgen darüber gemacht, dass der Chief noch immer nicht auf seinen Funkspruch reagierte.

Die vier Männer rannten aus der Lobby in die frische Luft und fielen um wie Holzenten in einer Jahrmarktbude. Roscoe, Lou, Daniel, Brian.

Plopp – plopp – plopp – plopp. Die Kugeln durchschlugen mit Leichtigkeit ihre Helme, Muskeln, und, ja, Knorpel.

Bobby Vega saß zusammengesunken hinter seinem geliebten Steuer. Sein Blut sammelte sich auf dem Armaturenbrett.

Cole, der Riese, lag ausgestreckt auf dem Gehsteig.

Der Chief, mit vollem Namen Harold Lymon, Spitzname „Catch“, hatte versucht, Cole aus der Schusslinie zu stoßen, und war dann losgerannt, um Bobby zu retten, als die Kugeln ihn trafen. Catch jedoch hatte sich

bewegt und war somit schwerer zu stoppen gewesen. Die erste Kugel streifte seine linke Schläfe, er blutete und wurde – glücklicherweise – bewusstlos. Er sah nicht mehr, wie es Roscoe, Lou, Daniel und Brian erwischte.

Und zwei Tage später war Catch noch immer ohne Bewusstsein. Er hatte viel Blut verloren. Inzwischen war zudem die dritte Etage in die zweite gestürzt. Tausende von Meerestieren waren tot. Die Lokalzeitung listete tatsächlich die verschiedenen Spezies auf. Es waren auch überregionale Journalistenteams angereist, weil sofort eine Verbindung mit dem Anschlag in Atlanta vermutet wurde. Der Dreckskerl hatte jetzt zwanzig Leute hingerichtet und eine Spur hinterlassen, die so kalt war wie die Long-Island-Meerenge.

Und dabei hatte er gerade erst begonnen.

4. KAPITEL

„Haaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaappy Vaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaalentine's
Daaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaaay!“

Sophie hüpfte auf das Doppelbett ihrer Eltern. Es war drei Minuten nach sechs.

Esme stöhnte. Zwang sich, die Augen zu öffnen. Ihre Tochter starrte sie an, die blauen Augen (sie sahen exakt aus wie die von Rafe, der noch immer schlief) sprühten vor Energie.

„Ich habe Frühstück gemacht!“, verkündete Sophie und flitzte hinaus, vermutlich in die Küche.

Esme stöhnte erneut. Drei nach sechs in der Früh. Liebe war nie einfach. Was aber längst nicht bedeutete, dass nur sie allein darunter leiden musste.

Sie klatschte ihrem Ehemann auf den Hintern. Zwei Mal, hart. Schließlich rührte er sich. Sah zu ihr hinüber, als ob sie ihm sein Nuckeltuch weggenommen hätte.

„Unsere Tochter hat Frühstück gemacht“, wiederholte Esme. Rafes Blick aus blauen Augen (die im Moment überhaupt keine Ähnlichkeit mit denen seiner Tochter hatten, so matt wie sie waren) wanderte von Esme zum Wecker auf dem Nachttisch und dann zurück zu Esme.

„Kenne ich euch überhaupt?“, murrte er.

Sie pikte ihm spielerisch in den Bauch. „Ich liebe dich auch“, antwortete sie. „Jetzt lass uns in die Küche gehen, bevor Sophie sie abfackelt, okay?“

Esmes Befürchtungen stellten sich als überflüssig heraus. Sophie hatte Müsli gemacht. Was bedeutete, dass sie ihre Lieblingsmarke (Count Chocula) in zwei Schüsseln geschüttet und in Milch ertränkt hatte. Sie hatte sogar Servietten, Gabeln und Löffel hingelegt. Für Messer hatte sie auch gesorgt, wenn es ihr nicht verboten gewesen wäre, die Schublade mit den Messern zu öffnen.

Als Esme und Rafe in die Küche schlurften, stand ihre Tochter bereits am Tisch und platzierte gefaltete Karten aus rotem Tonpapier auf ihren Korbstühlen. Sie trug ihren rotweißen Schlafanzug mit kleinen Herzen

und Pfeilen und Engeln in Windeln. Rote Kleidung ließ ihr kastanienbraunes Haar immer rötlich schimmern, als ob sie einen Hut aus Herbstblättern aufhätte.

„Wollt ihr Orangensaft oder Grapefruitsaft?“, fragte Sophie.

„Huhwahuh“, nuschelte Rafe.

„Grapefruitsaft“, lächelte Esme. „Ich hol ihn.“

Kurz darauf aßen alle drei ihr Frühstück. Esmes und Rafes Müsli war matschig, doch auch matschige Schokolade war noch Schokolade. Bei dem Bastelpapier auf den Stühlen handelte es sich um mit Leuchtstiften liebevoll bemalte Valentinskarten. Sie hatte Rafe mit Brille und gestutztem Bart gemalt. Nichts von beidem trug Rafe momentan. Die gemalte Esme hatte kleine Ohren. Sophie wusste genau, wie empfindlich ihre Mutter wegen ihrer Ohren war.

„Komm her!“ Esme nahm ihre Tochter fest in den Arm.

Rafe aß erst sein Müsli auf. Sein Frühstück bestand normalerweise aus einem alten Donut und einer Tasse löslichem Kaffee, beides im Pausenraum der sozialwissenschaftlichen Fakultät bereitgestellt. Zwar gab er vor, nach wie vor fast zu schlafen – er antwortete nur nuschelnd und gähnte übertrieben –, doch in Wahrheit amüsierte er sich königlich. Gedankenverloren strich er sich durch sein dünner werdendes schwarzes Haar und wünschte, diesen Moment für immer festhalten zu können ... oder zumindest bis zum Ende des Semesters.

Aber die Pflicht rief. Rafe ging unter die Dusche, während Esme in der Küche blieb, um Sophie bei den Valentinskarten für ihre Klassenkameraden zu helfen.

„Aber Mom ... Thad Crotty will ich keine geben! Er ist eklig.“

„Warum ist er eklig?“

„Er riecht wie eine Mülltonne.“

„Wir sollten über andere Leute nicht urteilen, Sophie. Jeder ist einzigartig und anders. Wie eine Schneeflocke.“

Sie steckten kleine Zuckerherzen in jeden der Miniumschläge – einen für jeden Klassenkameraden und einen für Mrs Leacy. Sophie dachte ausführlich darüber nach, wem sie welches Herz mit welcher Botschaft darauf zukommen lassen wollte. Als Rafe sich wieder zu ihnen gesellte, mit Brille und nun ganz der Professor, hatten Esme und Sophie erst die Hälfte geschafft.

„Beeil dich besser, Kleines!“

Morgens war Rafe Sophies Chauffeur. Normalerweise verließen sie das Haus um Viertel nach sieben. Esme schob Sophie in ihr Zimmer und half ihr dabei, das perfekte Outfit für den Valentinstag auszusuchen.

In der Zwischenzeit steckte Rafe die restlichen Karten in die Kuverts. Sophie hatte ihm strikte Anweisungen erteilt. Er versuchte sich an die Valentinstage seiner Schulzeit zu erinnern, doch er konnte sich ja nicht mal mehr an die Namen seiner Lehrer erinnern. Im Juli wurde er vierzig, und das war eine Tatsache, die er leider keine Sekunde vergessen konnte. Esme kam zurück in die Küche.

„Sophie bürstet sich das Haar“, grinste sie. „Dabei will sie allein sein.“

„Ja, sicher.“

Sie küssten sich. Zunächst kurz – doch dann wurde eine Minute daraus. Zwei Minuten. Hände berührten Hälse. Zerzausten das Haar des anderen. Drei Minuten.

„Happy Valentine’s Day“, flüsterte Rafe.

„Happy Valentine’s Day“, flüsterte Esme.

Sophie kam in die Küche marschiert. „Fertig!“

Um zehn Uhr schrieb Esme dem Babysitter Chelsea eine SMS, um den zwar etwas schusseligen, aber doch einigermaßen pflichtbewussten Teenager daran zu erinnern, spätestens um achtzehn Uhr da zu sein. Rafe und Esme hatten für halb sieben im „Il Forno“ einen Tisch reserviert. Kaum hatte Esme ihr Handy zurück auf die Küchentheke gelegt, als es vibrierte. War das bereits Chelsea, die heimlich aus dem Unterricht geantwortet hatte? Sie sah auf das Display.

Tom Piper.

Ihr Handy vibrierte erneut.

Wie so ziemlich alle Amerikaner hatte sie von dem Anschlag in Amarillo gelesen. Die Nachrichtensender brachten auch jetzt, drei Tage später, unzählige Interviews und Expertenmeinungen, ganz zu schweigen von wilden Spekulationen. Hing dieser Anschlag mit dem in Atlanta zusammen? Lief ein Serienmörder frei herum? Ganz Amerika klebte am Bildschirm.

Esme jedoch nicht. Nach ihrer anfänglichen Besessenheit von der Schießerei in Atlanta und nachdem Tom Piper ihr klargemacht hatte, woher sie rührte, hatte ihr Interesse an der Geschichte schnell

nachgelassen. Im Grunde war ihr Desinteresse jetzt von derselben Besessenheit. Esme konzentrierte sich lieber auf ihre Sudoku-Rätsel, ihre Bücher (nach der Elvis-Costello-Biografie las sie jetzt einen schmalzigen Liebesroman, den ihr Buchclub ausgewählt hatte) und auf ihre immer für eine Überraschung gute Tochter. Sie hatte sogar begonnen, sich für die Wahlen zu interessieren. Amy Lieb hatte ihre Kampagne für Bob Kellerman auf ganz Oyster Bay ausgeweitet, und nun, da er nominiert worden war, hatte sie ihre Anstrengungen verdoppelt. Sich nicht zu engagieren wäre unamerikanisch gewesen, und eines Tages hatte Esme sich als freiwillige Helferin im KELLERMAN FOR PRE-SIDENT-Hauptquartier eingefunden (Amys Mini-Herrenhaus), zusammen mit anderen Hausfrauen. Sie leckte Umschläge ab, klebte Adressschilder auf und tauschte mit den anderen Klatschgeschichten aus. *Bzzzzzzzzzz!*

Tom Piper, der anrief, um sie den Klauen der Mittelmäßigkeit zu entreißen. *Bzzzzzzzzzz!*

„Soll auf die Mailbox sprechen“, murmelte sie. Sie war zufrieden, verdammt. *Bzzzzzzzzzz!*

Es gab genug Männer und Frauen bei der Polizei, die er viel eher informieren musste als die 38 Jahre alte Esme Stuart aus Oyster Bay, Long Island. Tom hatte wirklich kein Recht, sie anzurufen. Gut, sie hatte *ihn* letzten Monat angerufen, doch wie Tom ja selbst betont hatte, war sie in dem Moment nicht ganz bei Verstand gewesen. Sie arbeitete nicht mehr. Sie war Hausfrau. *Bzzzzzzzzzz!*

„Mailbox, Himmel noch mal“, knurrte sie. Wie oft musste dieses Ding klingeln bevor ...
Es hörte auf. Endlich. Sie spürte, wie ihre Schultern herabsanken, und ging hinüber zur Stereoanlage, um über musikalische Ablenkung nachzudenken. Joy Division? Zu traurig im Moment. Pavement? Zu laut.

The Kinks. Ideal für jede Stimmung und jeden Ort. Sie legte die CD ein.
Der gute alte Ray Davies.

Das Handy vibrierte wieder.

„Jesus, was zur Hölle ...?“

Sie stampfte zurück zum Küchentresen und betrachtete das Display. Eine neue Nachricht auf der Mailbox.

Eine neue Nachricht.

Verflucht, Tom!

Es war Valentinstag, verdammte Scheiße!

Esme legte ihr Handy in die Schublade (aus den Augen, aus dem Sinn) und warf sich mit ihrem Taschenbuch auf das Sofa. Im Hintergrund lief „Lola“. Sie überlegte, ob sie ein Pfefferminz-Räucherstäbchen anzünden sollte, entschied sich dagegen und zwang sich, weiter im Buch zu lesen. Sechs Menschen waren in Amarillo ums Leben gekommen.

Nein. Nein. Menschen starben jeden Tag. Lies dein Buch!

Vierzehn in Atlanta, sechs in Amarillo. Jemand musste sich für diese Opfer einsetzen.

Und das würde auch geschehen. Warum sollte sie das sein? Sie hatte ihren Beitrag für König und Vaterland geleistet, oder vielleicht nicht? Noch mehr würden sterben. Dieser Heckenschütze, dieser Sniper hatte ein Ziel.

Er *muss* eine Nachricht hinterlassen haben.

Esme klappte ihren Roman zu.

„Scheiße“, murmelte sie.

Dann drehte sie die Lautstärke an der Stereoanlage herunter, ging in die Küche und nahm ihr Handy aus der Schublade. Die Nachricht von Tom hörte sie gar nicht erst ab, sondern wählte direkt seine Nummer.

„Hier spricht Tom.“

„Hi, Tom.“

„Ich habe dich gerade angerufen.“

„Ich war unter der Dusche.“

„Mmmhmm.“

„Wie geht es dir?“

„Hab zu tun.“

„Kann ich mir vorstellen.“

„Ich weiß, dass du das kannst. Deswegen habe ich angerufen.“

„Weil ich es mir vorstellen kann?“

„Hast du den Fall weiterverfolgt?“

„Ehrlich gesagt: Ich war ziemlich beschäftigt.“

„Oh?“

„Ich mache Wahlkampf für Bob Kellerman.“

„Mmmhmm.“

„Ich bin eine gute Bürgerin geworden.“

„Mmmhmm.“

„Was kann ich für dich tun, Tom?“

„Dich scheint der Fall nicht mehr so zu interessieren wie anfangs.“

„Was kann ich sagen? Liebe verblasst.“

„Er wird wieder zuschlagen.“

Esme schloss die Augen, öffnete sie dann wieder. „Ganz sicher bist du mit deinem Team mehr als in der Lage, ihn aufzuhalten. Unsere Steuergelder sind bei euch gut angelegt, richtig?“

„Er hat in Atlanta eine Nachricht hinterlassen.“

Das Handy in ihrer Hand zitterte. Nein – es war ihre Hand, die zitterte.

„Was stand in der Nachricht?“

„Ich dachte, es interessiert dich nicht?“

„Was steht in der Nachricht, Tom?“

„Er hat sie in einer Schuhschachtel hinterlassen. Den Karton haben wir auf dem Dach der Schule gefunden. Lag da einfach rum. Dort haben wir auch die Patronenhülsen seines Gewehrs eingesammelt. Sechzehn.“

Sechzehn Patronenhülsen. Fünfzehn Tote in Atlanta, den Hund mitgezählt, plus die Sirene des Streifenwagens, die sein erstes Ziel gewesen war. Sechzehn Patronenhülsen. Der Sniper hatte nicht ein einziges Mal danebengeschossen.

„Wir haben die Schuhschachtel geöffnet und die Nachricht gefunden.“

„Was stand in der Nachricht?“

„Ich habe sie gerade eingescannt und dir gemailt. Ruf mich an, wenn du sie gelesen hast.“

Klick.

Esme stellte das Handy ihrem Mittelfinger vor, dann stürmte sie zu ihrem Computer und schaltete ihn ein. Die Kinks begannen mit „Waterloo Sunset“, einem der schönsten Rock’-n’-Roll-Songs aller

Zeiten. Doch Esme achtete nicht darauf.

Windows brauchte zwei Minuten, um hochzufahren.

Scheiß auf dich, Bill Gates! Esme plumpste auf ihren Stuhl und öffnete ihr E-Mail-Konto. Es dauerte noch mal dreißig Sekunden, bis *das* hochgeladen war. Scheiße, Scheiße, Scheiße!

Aber was spielte es überhaupt für eine Rolle, ob sie die Nachricht las oder nicht? War doch keine große Sache.

Endlich. Drei neue Nachrichten. Eine von Amy Lieb, eine von Hallmark (Rafe hatte offenbar die E-Card gelesen, die sie ihm geschickt hatte) und eine von TPiper@fbi.gov.

Esme klickte darauf. Die Nachricht, die der Sniper in Atlanta hinterlassen hatte, öffnete sich.

„WENN ES NOCH EINEN GOTT GÄBE, HÄTTE ER MICH AUFGEHALTEN. – GALILEO“

Esme spürte, wie ihr Adrenalin sich in Eis verwandelte. Das war nicht die weitschweifige, unzusammenhängende Erklärung, die sie erwartet hatte. Dies war ... dies war eine ganz klare Aussage. Ja, er hatte sich einen bedeutungsvollen Spitznamen ausgesucht, wie die meisten Wahnsinnigen. Aber welche Schlüsse sollte sie aus so einer Nachricht ziehen?

Er musste noch eine andere Nachricht in Amarillo hinterlassen haben.
Bzzzzzzzzzz!

Sie rannte zum Handy.

„Was war in der zweiten Schuhschachtel?“, rief sie.

„Was für eine Schuhschachtel?“, fragte Rafe.

Esme schluckte schwer. Mit einem Mal hatte sie das Gefühl, als wäre sie mit der Hand in der Keksdose erwischt worden. „Was für ein Schuhschachtel?“, wiederholte sie unschuldig.

„Du hast was von einer Schuhschachtel gesagt.“

„Was gibt’s?“

„Ich habe gerade deine Hallmark-Karte gelesen. Die, die du mir online geschickt hast.“

Esme trommelte mit den Fingern auf die Küchentheke. „Hat sie dir gefallen?“

„Ich musste laut lachen.“

„Gut.“

„Wir sehen uns heute Abend um sechs. Zieh was Enges an.“

„Wie aufregend.“

„Ich liebe dich.“ Rafe legte auf.

Esme setzte sich auf den Boden. Warum fühlte sie sich so schuldig? Als sie schwanger wurde, waren sie und Rafe sich schnell einig gewesen, dass ihre bisherige Lebensweise – durch das Land zu pendeln und Gewaltverbrechen aufzuklären – nicht gut für ein Familienleben war. Sie hatte ihren Dienst quittiert und war nach Long Island gezogen. Eine eingefleischte Feministin wie Gloria Steinem wäre damit vielleicht nicht einverstanden gewesen, doch Esme genoss die Zeit, die sie mit ihrer Tochter verlebte, während andere Mütter Kindermädchen engagieren oder ihre Kinder in eine Tagesstätte geben mussten. Ganz sicher bedeuteten ein paar Telefonate mit ihrem ehemaligen Chef nicht, dass sie ihre Familie hinterging. Schließlich hatte Tom sie ja nicht etwa gebeten, nach Amarillo zu fliegen ...

Doch das würde er noch tun.

Das wusste sie, bevor sie überhaupt ans Telefon ging. Worum immer es bei dem Fall ging, es war zu viel für ihn allein. Und von Oyster Bay, Long Island, aus konnte sie ihm nicht helfen. Vielleicht konnte man von hier aus die Wahl eines neuen Präsidenten beeinflussen, das war drin. Aber einen Sniper zu fassen – keine Chance. Nein, wenn sie helfen wollte, musste sie sich den Tatort und die Beweise genau ansehen. Nicht nur die eingescannte Nachricht, sondern die Nachricht selbst. Was für ein Papier hatte er benutzt? Welche Schriftart hatte er gewählt? Wie sah die Schuhschachtel aus? Welches Muster hatten die Patronenhülsen ergeben, als sie auf dem Schuldach gelandet waren? Alles konnte Hinweise darauf geben, wo der Typ zu finden war.

Bei aller Bescheidenheit: Sie war gut in ihrem Job gewesen, sehr, sehr gut. Wo andere an Zufälle glaubten, hatte sie Muster entdeckt, und Muster führten einen immer zum Täter. Tom Piper konnte andere durchschauen, selbst übers Telefon. Und sie erkannte eben Muster. Und dann füllte sie einfach nur noch die Leerstellen aus (daher ihre Begeisterung für Sudoku). Selbst die Anarchie des Wahnsinns konnte vorausgesagt werden, wenn man die richtigen Hinweise hatte. Alle Taten standen in einem Zusammenhang.

Sie wusste, dass es eine zweite Schuhschachtel geben musste, eine in Amarillo. Das passte ins Muster. Nun musste sie nur noch herausfinden, was sich in ihr befunden hatte ...

Sie starrte auf ihr Handy. Tom wartete auf ihren Rückruf.

Er zählte auf sie.

Genauso wie Rafe und Sophie.

5. KAPITEL

Amarillo hielt genauso wie Atlanta einen Gedenkgottesdienst zu Ehren aller Opfer ab. Es wurde viel darüber diskutiert, wo der Gottesdienst abgehalten werden sollte. Der Großraum Amarillo rühmte sich seiner eintausend Kirchen, und fast jede von ihnen riss sich um die Gelegenheit, diese Gedenkfeier auszurichten. Bürgermeisterin Deidre Lumley bestand jedoch darauf, dass der Gottesdienst überkonfessionell war (auch wenn vielen von Amarillos bekannteren Geistlichen ein Platz auf dem Podium versprochen wurde).

Die Gedenkfeier in Atlanta wurde in dem viertausendfünfhundert Plätze umfassenden Fox Theater abgehalten, und kein einziger Platz blieb leer.

Zwar gab es in Amarillo auch das Dick-Bivins-Stadion mit fünfzehntausend Plätzen, doch Bürgermeisterin Lumley wollte nicht, dass a) die Tragödie mit Sport in Zusammenhang gebracht wurde, und rechnete b) nicht damit, dass fünfzehntausend Leute kommen würden.

All die leeren Plätze würden sich im nationalen Fernsehen nicht gut machen. Nach vielen Beratungen, jeder Menge Kaffee und einer vereinbarten Gegenleistung der örtlichen Zeitung entschieden

Bürgermeister Lumley und ihre Mitarbeiter sich für das Globe-News-Center. Es war relativ neu, bot über tausend Gästen bequem Platz und war außerordentlich medienfreundlich (benannt war es nach der örtlichen Zeitung, der „Amarillo Globe-News“).

Als Tom Piper ungefähr eine Stunde vor der Gedenkfeier im Center ankam, hatten sich bereits fünftausend Menschen auf dem Parkplatz versammelt. Die Polizei tat ihr Bestes, um den Verkehr zu regeln, doch wer später kam, musste umdrehen, seinen Wagen drei oder vier Meilen entfernt abstellen und zu Fuß zurückmarschieren. Kinder und Alte stiegen vorher aus, und nach einer weiteren halben Stunde hatten sich über sechstausend Menschen versammelt.

Manche trugen Kerzen. Manche Plakate, auf denen mit Hand die Namen der Opfer geschrieben waren. Alle trugen Trauer – in ihrem Herzen, in ihren Augen. Die Stadt war angegriffen worden. Ein Dämon hatte sie niedergestreckt. Sechs ihrer Helden waren gestorben bei dem Versuch, sie zu beschützen. Und es war noch nicht zu Ende. Der Dämon war noch

immer auf freiem Fuß.

Er konnte sich sogar irgendwo zwischen den sechstausend Trauergästen verstecken.

Tom Piper betrachtete die Männer und Frauen. Trotz seiner angeblichen Fähigkeit, Gedanken zu lesen – was er persönlich ziemlich albern fand –, war es äußerst unwahrscheinlich, dass ihm bei einer derart großen Menschenmenge etwas Außergewöhnliches auffiel. Trotzdem hatte er seine Teilnahme an der Trauerfeier genau damit begründet.

Die Wahrheit war viel simpler und altmodischer. Er war hier aus Pflichtgefühl. Er schloss seinen Helm und die Motorradhose an seiner Harley an, strich die Lederjacke an seinen schmalen Schultern glatt und trat in die Menge. Am liebsten wäre er anonym geblieben, doch das wäre der leichtere Weg gewesen. Zwanzig Menschen waren tot. Er hatte den leichteren Weg noch nicht verdient.

Er zeigte seine Marke.

Die Fragen kamen fast sofort.

„Haben Sie irgendwelche Hinweise?“ „Wer könnte so etwas tun?“ „Was tun Sie, um zu verhindern, dass so etwas noch einmal geschieht?“ „Wie konnten Sie zulassen, dass so was überhaupt geschah?“

Die Fragen stürzten auf ihn ein, taten weh. Er spürte jede einzelne. Trotz allem führte seine Dienstmarke dazu, dass man ihn, freundlich gesinnt oder nicht, vorbeigehen ließ. Stumm bahnte er sich den Weg zu dem roten Sandsteingebäude, zeigte seine Marke den Cops am Eingang und trat ein. Im Saal fielen Tom gleich die vier verschiedenen Gruppen auf. Die Familienangehörigen, meist aus Amarillos unterer Mittelschicht, trugen schwarzen Polyester. Sie kannten sich und sprachen miteinander. Tom bemerkte die genetischen Ähnlichkeiten – die Riesen dort drüben mussten mit Cole verwandt sein, dem Nachtwächter, die mit der blassen Haut und den roten Haaren mit Daniel und Brian McIvey. Was die Feuerwehrmänner betraf, da variierte das Äußere zwar heftig, doch erkannte man sie leicht an ihren schwarz-goldenen Uniformen, die sie zu Ehren ihrer ums Leben gekommenen Brüder trugen. Die dritte Gruppe, kleiner als die ersten beiden, bestand aus Politikern. Hier wimmelte es von Zweitausenddollaranzügen und wöchentlichen Haarschnitten. Tom erkannte verschiedene Kongressabgeordnete und Senatoren. Die letzte und unwichtigste Gruppe waren die Journalisten. Sie saßen im hinteren

Teil und hatten ihre Kameras aufgebaut. An ihren Gesichtern konnte man ablesen, dass sie in ihren winzigen Motelzimmern zu wenig Schlaf bekommen hatten, ihre Kleidung war zerknittert. Manche von ihnen besuchten Beerdigungen regelmäßig. Es war Teil ihres Jobs.

Tom nahm in einer der hinteren Reihen Platz, bei der Presse. Immerhin hatte er mit diesen Leuten etwas gemeinsam. Auch er besuchte Beerdigungen meistens aus beruflichen Gründen.

Die Gedenkfeier sollte in fünf Minuten beginnen.

Sechs große Schwarz-Weiß-Fotografien hingen wie Fahnen an einer Querstange über der Bühne, als müssten die Anwesenden daran erinnert werden, warum sie hier waren. Unter den Fotografien standen acht schwarze Stühle und ein Podium mit Mikrofon. Tom fragte sich, ob Bürgermeisterin Lumley und die sieben bedeutenden Gäste (wie zum Beispiel Lieutenant Gouverneur Jed Danvers) gerade im Aufenthaltsraum herumsaßen und Käsewürfel verdrückten.

Tom richtete seine Aufmerksamkeit auf die Fotografien.

Cole Kingman.

Bobby Vega.

Lou Hopper.

Daniel McIvey.

Brian McIvey. Roscoe Coffey.

Namen, die sich für immer in sein Gedächtnis gebrannt hatten.

Und Esme hatte ihn noch nicht zurückgerufen.

Er hatte ihr gegen 10 Uhr Eastern Standard Time die E-Mail geschickt.

Jetzt war es in Amarillo beinahe 12.30 Uhr, was bedeutete, dass es in Oyster Bay fast 13.30 Uhr war. Sie hatte ihm nicht geantwortet – er hatte sein Blackberry bei sich. Warum rührte sie sich nicht? Sie wollte ihm doch bestimmt helfen, oder nicht?

Vielleicht hatte sie sich in den vergangenen sieben Jahren viel mehr verändert, als er dachte. Vielleicht kannte er sie überhaupt nicht mehr.

Aber schließlich hatte *sie* vor einigen Wochen *ihn* angerufen ...

Die Redner kamen auf die Bühne. Nach und nach setzten sich die Besucher. Bürgermeisterin Lumley trat ans Podium. Die Schulterpolster in ihrem dunkelblauen Hosenanzug ließen sie wie ein Transvestit aussehen.

„Guten Tag“, begann sie – und dann hörte Tom schon weg. Er hatte die

Frau am Abend zuvor in der Stadthalle kennengelernt. Sie schien zugleich ignorant und herablassend zu sein – etwas, das sie mit den meisten Politikern und schauspielernden Aktivisten teilte. Es gab sogar eine psychologische Bezeichnung dafür: den Dunning-Kruger-Effekt. Je dümmer jemand war, für umso klüger hielt er sich. Toms Vater, ein Sheriff aus Jasper, Kentucky, hatte eine passende Umschreibung für solche Typen: arrogante Flachwichser. Wie zum Beispiel: „Da ist wieder dieser arrogante Flachwichser im Fernsehen und gibt nur Scheiße von sich.“

Tom verzog die Lippen zu einem kleinen Grinsen.

„Special Agent Piper“, wisperte die junge asiatische Frau rechts von ihm, „was ist denn so lustig?“

Sie war ein winzig kleines Ding mit aufgestelltem schwarz gefärbtem Haar. Zweiundzwanzig, wenn überhaupt. Ihr dunkler V-Ausschnitt-Pulli ging bis zu den Knien. Ihr rechter Nasenflügel war gepierct. Wer ist sie, fragte sich Tom, und woher kennt sie meinen Namen?

Als könnte sie Gedanken lesen, streckte sie die Hand aus. „Lilly Toro. ‚San Francisco Chronicle‘.“ Sie hatte den Körper eines Kindes, aber die Stimme einer kettenrauchenden Achtzigjährigen.

Tom schüttelte ihre Hand, ohne Nikotinspuren auf ihren Fingern entdecken zu können. „Sie sind aber weit von zu Hause weg, Miss Toro.“

„So wie Sie, Special Agent Piper.“

Sie sprachen gedämpft, um die anderen um sich herum nicht zu stören, die anscheinend völlig versunken in die Ansprache der Bürgermeisterin waren.

„Ich sitze absichtlich neben Ihnen“, sprach die junge Frau weiter.

„Wollen Sie mich um ein Date bitten, Miss Toro?“

„Nur wenn Sie irgendwo eine Vagina verstecken.“ Ihr Atem roch nach Pfefferminz und Menthol. „Und nennen Sie mich Lilly.“

„Warum haben Sie sich neben mich gesetzt?“

Ein käsiger Mann neben Tom unterbrach sein Gekritzel auf einem Stenoblock und warf ihnen einen vorwurfsvollen Blick zu.

„Sorry, Roger“, sagte Lilly.

„Sorry, Roger“, wiederholte Tom.

Auf der Bühne brachte Bürgermeisterin Lumley ihre Rede zu Ende und

gab das Mikrofon weiter an Pastor Manny Jessup. Sowohl Roscoe Coffey wie auch Bobby Vega waren Mitglieder seiner Kirchengemeinde gewesen. Er holte einmal tief Luft und begann dann zu sprechen. Die Gedenkfeier dauerte eine Stunde. Als sie vorbei war, löste sich die Menschenmenge vor dem Gebäude schnell auf. Plastikbecher und Bonbonpapier lagen auf dem Parkplatz verstreut, als ob gerade ein Jahrmarkt die Stadt verlassen hätte.

„Special Agent Piper ...“

Lilly Toro, über dreißig Zentimeter kleiner als er, holte ihn ein.

„Ich fürchte, ich bin etwas in Eile, Miss Toro ...“

„Lilly.“

„Lilly.“ Er zog die Motorradhose über, für den Fall, dass er sein Motorrad zu Schrott fuhr, sich die Knochen brach und aus Versehen auf seine Anzughose blutete. „Ich möchte nicht unhöflich erscheinen, aber ich habe meine Stellungnahme gestern bei der Pressekonferenz abgegeben.“

„Okay.“

Tom schenkte ihr ein mitfühlendes Schulterzucken und stieg auf sein Motorrad. Der Motor startete mit einem Löwenbrüllen. Er tätschelte ihn. Guter Junge.

„Ich habe mich nur gefragt“, schrie sie über den Lärm hinweg, „ich habe mich nur gefragt, warum Sie nichts über die Schuhschachtel gesagt haben!“

Tom seufzte. Er hasste undichte Stellen.

„Vermutlich werden Sie mir nicht verraten, wer Ihr Informant ist?“

„Nein“, antwortete Lilly. „Aber danke, dass Sie seine Story bestätigt haben. Oder ihre. Oder vielleicht deren ...“

Sie zündete sich eine Marlboro an, blies den Rauch weg von seinem Gesicht und grinste.

„Okay, also, Miss Toro, dann werde ich Sie wohl fragen müssen, was Ihr Preis für Ihre Diskretion ist. Was will Ihre Zeitung haben, damit sie keine Schuhkartons auf der Titelseite erwähnt?“

„Eine Exklusivstory.“

„Ja, sicher.“

„Nicht über den ganzen Fall. Ich weiß, dass Sie mir die nicht geben können. Ich möchte über Ihr Team berichten.“

„Über mich.“

„Wir wollen aus erster Hand erfahren, wie es ist, einen Serienmörder aufzuspüren. Ich will dabei sein. *Am Puls*.“

„Mhm. Als ob das jemals geschehen würde.“ Er ließ den Motor aufheulen.

„Wissen Sie“, schrie sie, „wenn wir die Story erst mal gedruckt haben, haben Sie keine Chance mehr, die echten Spuren von den unechten zu unterscheiden! Ich schätze, das würde Ihnen und Ihren Kollegen das Leben ziemlich schwer machen!“

Er biss die Zähne zusammen. Noch bevor sie den Satz zu Ende gesprochen hatte, war ihm klar, dass sie recht hatte. Noch konnten sie die Spinner und Möchtegernkiller leicht aussieben, doch damit war es vorbei, sobald weitere Informationen an die Öffentlichkeit drangen. Sie würden jede Menge Zeit und Mittel verschwenden, während der echte Mörder weiterhin auf freiem Fuß war.

Er hasste undichte Stellen wirklich sehr.

Er stellte den Motor ab.

„Ich gebe Ihnen meine Telefonnummer“, murmelte er.

„Bemühen Sie sich nicht“, entgegnete Lilly. „Die hab ich doch schon längst.“

„Aber natürlich.“ Wenn er herausfand, welcher Cop/Hilfsarbeiter/Politiker diese Information an die Presse weitergegeben hatte, dann ... „Auf Wiedersehen, Miss Toro.“

„Special Agent Piper, bitte nennen Sie mich Lilly! Schließlich werden wir uns in nächster Zeit recht häufig sehen.“

Auf dem Weg ins Krankenhaus hielt Tom bei „Whataburger“ an. Er aß draußen auf dem Parkplatz. Im Freien zu essen, ob bei Sonnenschein oder Regen, bereitete ihm stets großes Vergnügen. Die Qualität des Essens spielte dabei kaum eine Rolle, allein die Kombination aus frischer Luft und Nahrungsaufnahme versetzte ihn in eine friedliche Stimmung.

Wie sich herausstellte, war es heute ungewöhnlich warm, und Tom, noch immer auf dem Motorrad, zog seine schwere Lederjacke aus. Eine sanfte Brise kitzelte seinen Nacken. Obwohl die Sonne hinter den grauen Wolken verborgen blieb, war sie ziemlich sicher irgendwo da oben. Und versuchte es. Man konnte nicht anders, man musste sie für ihre

Anstrengungen bewundern.

Esme hatte sich noch immer nicht gemeldet.

Tom war versucht, sie anzurufen, unterließ es aber. Wenn sie nichts mit der Sache zu tun haben wollte, dann war es eben so. Das musste er respektieren. Nun, er respektierte es nicht wirklich – genauso wenig wie vor sieben Jahren –, aber zumindest musste er so tun als ob. Druck erzeugte nur Distanz.

Dabei könnte sie ihm bei dem Fall wirklich eine große Hilfe sein. Es gab so viele Variablen, so viele unbeantwortete Fragen. Sie hatten es mit einem ungewöhnlichen Mörder zu tun, und der Fall konnte nur von jemandem gelöst werden, der um die Ecke denken konnte. Esme war eine Frau, die regelrecht aufblühte, wenn sie um die Ecke denken durfte. Also was zum Teufel hatte sie überhaupt im langweiligen, geordneten Long Island verloren ...?

Tom spülte den Rest des Burgers mit einem Schluck Limonade hinunter und warf den Abfall in den Mülleimer. Über der Straße befand sich ein Großmarkt, der sich auf Hüte spezialisiert hatte. Manchmal erinnerte ihn Amarillo an seine Kindheit in Jasper. Nur dass Jasper nicht so flach war. Nichts war so flach wie der *Texas Panhandle*, der texanische Pfannenstiel. Hier waren die Wäldchen aus Gestrüpp, das ihm kaum über die Fußknöchel reichte. Der Rest war Wüste, die sich in endlose Weiten erstreckte.

Tom fuhr den Wallace Boulevard hinauf zur Baptist St. Anthony's. Das Zimmer von Chief Harold, genannt Catch, befand sich im fünften Stock. Da niemand aus dem Krankenhaus eine Nachricht bei Tom hinterlassen hatte, ging er davon aus, dass der Mann auch fünfundsechzig Stunden nach der Schießerei noch immer bewusstlos war. Die Ärzte bestanden zwar darauf, dass Catchs Zustand nicht kritisch war, dass er außerordentliches Glück gehabt hatte, dass seine Gehirnfunktionen normal wären und er jeden Moment aufwachen könne. Doch die Wahrscheinlichkeit wurde mit jeder Stunde geringer. Catch – und das, was er womöglich beim Aquarium gesehen hatte –, war momentan ihre einzige Hoffnung, den Sniper, der sich selbst Galileo nannte, zu identifizieren.

Dementsprechend groß war seine Erleichterung, als er auf dem Parkplatz vor dem Krankenhaus eine SMS erhielt. „CATCH AUFGEWACHT“,

stand da. Sie war von Darcy Parr, dem jüngsten Mitglied seiner Task Force. Sie hatte gerade Dienst im Leichenschauhaus, und da dieses sich im Baptist St. Anthony's befand, war es nur logisch, dass sie als Erste von Catch's Zustand erfuhr.

Drei Minuten und dreißig Sekunden nach Erhalt der SMS hatte Tom sein Motorrad abgeschlossen und seine Ausrüstung befestigt, kurz darauf stand er schon im Fahrstuhl auf dem Weg in den fünften Stock. Darcy wartete im Schwesternzimmer auf ihn.

„Die Ärzte sind gerade bei ihm“, berichtete sie. „Es heißt, er ist noch zu schwach, um zu sprechen, aber ich habe sie überredet, uns fünf Minuten zu geben, sobald sie fertig sind.“

Darcy war Toms kleiner blonder Welp – hyperaktiv, immer eifrig darauf bedacht, anderen gefällig zu sein. Sie war sechsundzwanzig Jahre alt. Ihre jugendliche Energie machte Tom manchmal wahnsinnig. Heute jedoch führte sie dazu, dass er von einem Ohr zum anderen Ohr zu grinsen anfang.

Zwei Texas Rangers waren vor Zimmer Nummer 526 stationiert. Die Tür war geschlossen. Die beiden Texas Rangers hatten sich freiwillig gemeldet. Jeder wollte helfen. Nun, jeder außer Esme Stuart.

Die Rangers – mit Orden übersät und cremeweißen Cowboyhüten – standen in strammer Haltung links und rechts von der Tür. Tom salutierte. Darcy klebte ihm an den Fersen.

„Wie lange sind die schon drin?“, fragte er.

„Ungefähr fünfzehn Minuten, Sir“, antwortete Sergeant Conwell.

„Catch hat uns etwas zugerufen, Sir“, fügte Sergeant Baynes hinzu. „Er wusste, wo er war. Und er wusste, was passiert ist.“

Toms Grinsen breitete sich jetzt auf seinem ganzen Gesicht aus. Er begann im Gang auf und ab zu gehen, erpicht darauf, endlich mit seinem wichtigsten Zeugen zu sprechen.

„Wie war die Gedenkfeier?“, fragte Darcy.

„Es war schön. Sehr respektvoll.“

Tom blickte auf die geschlossene Tür von Zimmer 526. Konnte nicht mehr lange dauern. „Wurde seine Familie verständigt?“

„Soweit ich weiß“, entgegnete Darcy. „Bestimmt werden sie bald hier sein. Sie werden sicher auch mit ihm sprechen wollen.“

„Tja, dann werden sie sich allerdings hinten anstellen müssen.“

Nur noch ein paar Sekunden ...

„Er hatte eine Menge Besucher, Sir“, berichtete Sergeant Baynes. „Wir haben nur engste Angehörige zu ihm gelassen. Und den Vizegouverneur.“ Vielleicht wollte er nur die Stille ausfüllen. Vielleicht wollte er nur ein wenig angeben. Tom war es egal.

„Danke, Sergeant.“

„Da war ein Reporter, der ihn vor ein paar Minuten sehen wollte“, fügte Baynes hinzu. „Unhöflicher kleiner Scheißer. Er versuchte sogar, mit seinem Handy ein Foto von Catch zu machen. Wir haben den Kerl sofort rausgeworfen.“

„Danke, Sergeant.“

Jede Sekunde ...

Der unhöfliche kleine Scheißer, den Sergeant Baynes gemeint hatte, befand sich gerade im vierten Stock des Krankenhauses. Auf der Männertoilette. Unter dem Waschbecken war mit Isolierband ein Aktenkoffer befestigt. Er zog das Band ab und hob den Koffer hoch. Er war nicht leicht.

Oben im fünften Stock öffnete sich endlich die Tür. Vier Ärzte kamen heraus.

„Zwei Minuten“, mahnte der Älteste. „Er ist noch sehr schwach.“

Tom nickte eifrig und betrat mit Darcy im Schlepptau Zimmer 526.

Zimmer 426, eine Etage tiefer, war mit zwei Patienten belegt. Einer war gerade bei Untersuchungen. Der andere, ein rundlicher Kerl mit roten Haaren namens Curly McCue, sah sich gerade „Jerry Springer“ in dem an der Wand befestigten Fernseher an. Der unhöfliche kleine Scheißer betrat Zimmer 426, drückte die Tür hinter sich zu und verkeilte sie mit einem kleinen Holzstück aus seiner Tasche.

„Hallo Sie!“ Curly war froh über den Besuch. „Kann ich Ihnen helfen?“

„Mein Name ist Special Agent Tom Piper“, stellte sich Tom ein Stockwerk höher vor. Obwohl die Rollläden zugezogen waren (Vorsichtsmaßnahme), schienen die Augen des Chiefs vor Energie zu leuchten.

„Ich habe ihn gesehen“, flüsterte er. Seine Stimme war rau. Er trank einen Schluck Wasser aus einem Papierbecher, den ihm wohl die Ärzte gegeben hatten. „Er war auf dem Dach eines Gebäudes auf der gegenüberliegenden Straßenseite.“

Tom hielt seine aufkeimende Aufregung in Schach. Dieser Mann war fast gestorben, seine komplette Feuerwehrmannschaft war ermordet worden. „Haben Sie einen guten Blick auf ihn werfen können, Chief?“ Catch nickte.

Unten im Raum 426 montierte der unhöfliche kleine Scheißer seine M107 zusammen. Sie war neunundzwanzig Zoll lang und wog fast neunundzwanzig Pfund – was eine hübsche Symmetrie ergab – und konnte fünfzig Schuss auf eine Entfernung von knapp zwei Kilometern abfeuern. Heute war sein Ziel allerdings nur wenige Meter entfernt. In die Höhe. Galileo überprüfte noch einmal den Schnappschuss, den er mit seinem Handy vom Zimmer seines Opfers gemacht hatte.

Curly McCue rührte sich nicht. Sein Bett war von Urin durchnässt. Im Fernsehen kämpften gerade zwei knapp bekleidete schwangere Frauen miteinander. Curly McCue versuchte sich an die Worte des Vaterunsers zu erinnern.

Tom beugte sich über das Bett. Catch war wegen seiner heiseren Stimme schwer zu verstehen. Darcy ahmte ihren Chef nach und stellte sich genauso vorgebeugt an die andere Seite des Bettes.

Catch trank noch einen Schluck Wasser. Lächelte die Polizisten an. Und dann spritzte sein Herz Valentinstagsblut an die Decke des Zimmers, in Tom und Darcys Gesichter und in die Welt.

Tom und Darcy sprangen vom Bett weg. Auf Catchs Gesicht lag noch immer das geduldige Lächeln, nun für immer festgefroren und mit Blut befleckt. Der Papierbecher in seiner linken Hand war zerquetscht.

Wasser tropfte an einer Seite seiner Hand hinunter auf den Fliesenboden. Kurz darauf Blut.

Die Rangers stürmten ins Zimmer, die Pistolen gezogen.

„Sperrt die Ausgänge!“, befahl Tom. „Los!“

BUMM!

Catchs Körper wurde wieder in die Höhe gerissen. Der Mörder hatte zur Sicherheit einen zweiten Schuss abgegeben. Die Kugel durchdrang eine Rippe und erwischte Tom an der linken Schulter.

„Bleiben Sie hier“, befahl er Darcy, die sich gegen die Wand drückte. Wahrscheinlich unter Schock. „Niemand darf den Raum betreten.“ Für den Fall, dass der Schütze noch einen Schuss losließ.

Darcy nickte, wischte sich Catchs Blut aus den Nasenlöchern und Augen, dann bemerkte sie Toms Wunde. Mit der rechten Hand zog er seine Glock aus dem Schulterholster, stürmte zur nächsten Treppe, nahm drei Stufen auf einmal, rannte durch den vierten Stock und musste nicht befürchten, sich zu verlaufen – er brauchte einfach dem Kreischen zu folgen.

Die Wunde in seiner linken Schulter kreischte genauso laut. Er wusste, dass es sich nicht nur um eine Fleischwunde handelte. Die Kugel steckte in seinem Muskel. Blut durchtränkte seinen linken Ärmel. Tom, Linkshänder, versuchte den Schmerz zu ignorieren, während er zum Schwesternzimmer rannte.

Die Schwestern lagen auf dem Boden – unverletzt. Das Kreischen kam von den Patienten der Krankenstation. Vom Sicherheitsdienst war niemand zu sehen – wahrscheinlich halfen sie den Rangers bei der Sperrung der Ausgänge.

Die Tür zu Zimmer 426 stand weit offen.

Brocken aus der Decke lagen auf Curly McCues Bett. Curly hatte ein Loch in der Stirn. Seine Augen waren geschlossen. Er hatte gewusst, was auf ihn zukam.

Der Sniper war verschwunden.

„Welche Richtung?“, bellte Tom den nächstbesten Krankenpfleger an.

„Ich ...“

„WELCHE RICHTUNG?“

Doch niemand antwortete. Entweder wussten sie es nicht – oder hatten zu viel Angst, um zu sprechen. Tom ging zurück ins Schwesternzimmer und rief den Sicherheitsdienst an.

„Haben Sie ihn?“ Doch da wusste er schon, wie die Antwort lauten würde.

6. KAPITEL

Rafe kaufte seiner Frau zum Valentinstag eine Blume fürs Handgelenk. Dafür verbrachte er einen Großteil seiner Arbeitszeit in der Schlange beim Blumenladen um die Ecke. Offenbar waren alle verheirateten Männer auf Long Island mindestens genauso romantisch wie unsicher, für welche Blume sie sich entscheiden sollten.

„Eine hellgrüne Nelke“, bestellte er. Die hatte Esme auch in ihrem Hochzeitsstrauß gehabt, somit befand er sich auf der sicheren Seite. Er wollte nichts falsch machen, nicht heute. Die Floristin befestigte die empfindliche, noch mit Wassertropfen gesprenkelte Blume an dem Plastikarmband.

Das Armband legte er in den Kühlschrank im Aufenthaltsraum der Fakultät. Vorher klebte er ein gelbes Post-it mit seinem Namen daran, in der Hoffnung, mögliche Diebe abzuschrecken (obwohl er wusste, dass in der akademischen Welt kein Besitz – vor allem kein geistiger – jemals heilig war). Glücklicherweise blieb die Blume tatsächlich unangetastet, und um 17:30 Uhr trug er sie (und eine schwere Tasche voll mit Studentenreferaten) zu seinem Saab.

Es war ein langer Fußmarsch. Rafe war außer Atem, als er seinen Wagen endlich erreichte. Das arktische Wetter half auch nicht gerade; er spürte, wie seine Ohren und Hände bei jedem Windstoß schmerzten. Wie seltsam, dachte er, dass sowohl extreme Hitze wie auch extreme Kälte die Haut rot färbten. Doch Rafe Stuart war Soziologe. Er analysierte Demografie und Memetik. Anatomie befand sich zwei Häuser weiter in einem länglichen, gebogenen Gebäude, das entfernt (und irgendwie passend) an Raumschiff Enterprise erinnerte.

Rafe schleuderte die Tasche in den Kofferraum, legte die Blume aber sehr, sehr vorsichtig auf den Beifahrersitz. Er war ein bisschen nervös. Romantik war nicht gerade seine Stärke. Viel lieber waren ihm ruhige Abende zu Hause, wo er nicht ständig den Casanova geben musste. Er liebte seine Frau sehr, wahnsinnig sogar, doch diese typischen Dinner-und-Kino-Rituale, die die Gesellschaft einem abverlangte, verabscheute er zutiefst. Vor allem an Tagen wie diesen. Romantik, so glaubte er, sollte Privatsache bleiben. Doch heute war Valentinstag,

deswegen gab es also das Armband (um seiner Frau eine Freude zu machen) und das „Il Forno“ (um Pasta bei Kerzenlicht zu essen). Alles für Esme. Alles.

Auf dem Heimweg steckte er im Stau. Er blickte in den Rückspiegel auf den Krawattenknoten. Er war noch in der Universität in einen Anzug geschlüpft, doch mit dem Krawattenknoten stimmte was nicht. Er kippte irgendwie nach links. Sobald er auf der Hauptstraße war und die erste Ampel erreicht hatte, versuchte er den Knoten zu richten. Lockern – gerade richten – festziehen. Nein, neuer Versuch. Eine Meile fahren bis zur nächsten Ampel. Lockern – gerade richten – festziehen. Fast, aber noch nicht ganz, oder? Eine halbe Meile, er erreichte Oyster Bay.

Sophies Schule befand sich links von ihm. Er bremste an der Ampel vor der Schule und gab seinem Knoten eine letzte Chance. Lockern – gerade richten – festziehen. Manche seiner Kollegen trugen das ganze Jahr über Krawatten. Wie bekamen sie da bloß Luft?

Er lenkte den Saab in seine Wohnsiedlung. Während die Frage, weshalb Haut sich rötete, außerhalb seines Wissensbereichs lag, war er, was das äußere Erscheinungsbild und die gesellschaftlichen Erwartungen anging, durchaus im Bilde. Zwar trug er bei der Arbeit nur selten Krawatte, aber immer ein langärmeliges, perfekt gebügeltes Button-down-Hemd, selbst im Sommer. Neutrale Farben, nichts Aufdringliches oder Grelles.

Respekt musste man sich verdienen, und der Mensch war das oberflächlichste Wesen unter Gottes Kreaturen. Anfangs war Esme ganz fröhlich in Jeans und T-Shirt bei Cocktailpartys erschienen. Er hatte sie auf ihr Fehlverhalten aufmerksam gemacht.

Schmetterlinge tanzten in seinem Bauch. Lag das, was von seinem schwarzen Haar noch übrig war, richtig? Waren seine Brillengläser fleckenlos? Er stieg aus seinem Saab und ging zum Haus. Ein letztes Mal zupfte er an dem Krawattenknoten und klingelte an seiner eigenen Haustür. Der Babysitter grinste ihn mit ihrer Zahnsperre an.

„Hallo, Mr Stuart. Sie sehen heute aber gut aus.“

„Danke, Chelsea.“ Er wollte nicht hereinkommen. Das war nicht sein Plan. Esme hätte ihm eigentlich aufmachen sollen. Wie bei einer Verabredung zum Abschlussball. So hatte er es geplant. Das war romantisch. Ganz bestimmt. Doch stattdessen stand da dieses Zahnsperrengesicht von einem Babysitter ...

„Daddy!“

Sophie stürzte zur Haustür und warf die Arme um seinen Bauch (nun, soweit sie ihn umfassen konnte) und drückte fest zu.

„Hi, Süße!“ Er küsste sie auf den Kopf. Sie strahlte mit ihren blauen Augen zu ihm hinauf. Einen Moment lang vergaß er seine ganzen Pläne, die Krawatte, den Valentinstag, die zahnspangige Chelsea, das Armband, das er im Wagen gelassen hatte, die Referate, die er benoten musste, den eisigen Wind, die Neigung der Erdachse, einfach alles. Rafe's kleines Mädchen konnte bei ihm kompletten Gedächtnisverlust auslösen, ja, das konnte es. Aber leider nur kurzfristig. „Wo ist Mommy?“

Wie aufs Stichwort spazierte Mommy die Treppe hinunter. Sie trug ein eng geschnittenes Abendkleid, dem Anlass entsprechend rot. Die Farbe unterstrich die Sommersprossen auf ihrer Nase. Zum zweiten Mal in kürzester Zeit war Rafe's Verstand wie leer gefegt.

Esme strich sich als Reaktion auf seinen ehrfürchtigen Gesichtsausdruck verschämt eine Haarsträhne hinters Ohr. Selbst nach acht Jahren fand er sie noch schön. Sie nahm seine Hand, und nachdem sie Sophie und ihrem Babysitter Gute Nacht gesagt hatten, traten sie hinaus in die Nacht.

Das Restaurant erreichten sie zu spät, aber nach einer minimalen Diskussion führte sie der fröhliche Oberkellner trotzdem an ihren Tisch. Das „Il Forno“ befand sich auf einer Klippe und überblickte die dunkelblaue Long-Island-Meerenge. Sie nahmen ihre Plätze am Fenster ein und starrten durch die Scheibe auf die wogenden Wellen.

An ihrem rechten Handgelenk steckte die grüne Nelke. Sie hätte sich vorhin beim Einsteigen beinahe daraufgesetzt, doch Rafe's Aufschrei verhinderte ein solches Desaster in letzter Sekunde. Er eilte ums Auto und befestigte die Blume am Handgelenk seiner Frau. Esme grinste ihn an. Es gab wohl keinen fantastischeren Mann als ihren. Dann hatte sie ihn auf den Mund geküsst und „Danke“ in sein Ohr geflüstert.

Der Ober im Smoking stellte sich vor – was nicht nötig gewesen wäre, denn er war einer von Rafe's Studenten aus dem Memetik-Seminar.

„Schön, Sie zu sehen, Professor!“, sagte Nate. „Ich wusste nicht, dass Sie heute kommen würden.“

Rafe fuhr fort, freundlich zu lächeln. Hätte er gewusst, dass einer seiner Studenten hier bediente, wäre er sicher nicht gekommen. Wenn

Romantik schon keine Privatsache mehr war, so sollte sie doch zumindest vor seinen Studenten und Studentinnen sicher sein. Kaum hatte Smoking-Nate ihre Getränkebestellung aufgenommen und sich wieder zurückgezogen, als Rafe sich zu seiner Frau vorbeugte und beiläufig fragte, ob sie lieber woandershin gehen wolle. Doch Esme lachte nur. „Wegen unseres Kellners? Ich finde das lustig. Wieso – lässt du ihn durchfallen? Hast du Angst, dass er dein Essen vergiftet?“ Rafe zuckte zusammen. So hatte er sich den Abend nicht vorgestellt. Aber zumindest hatte Esme sich über die Blume gefreut. Und das Essen würde hoffentlich gut sein. Kurz ließ er den Blick durch das Restaurant wandern. Keine weiteren Studenten, weder als Ober noch als Gast. Gut. Die Preise im „Il Forno“ waren sicherlich etwas über ihren Verhältnissen.

Nate kam mit dem Merlot zurück. Er goss zwei Gläser ein und stellte die Flasche in den Weinkühler.

„Kann ich Ihre Bestellung aufnehmen?“

Das konnte er. Das tat er. Er ging.

„Also“, begann Rafe, nachdem er genüsslich den Wein probiert hatte.

„Was hast du heute gemacht?“

„Nicht viel. Wäsche gewaschen. Und diesen schlechten Roman fertig gelesen.“

„Klingt nach einem friedlichen Tag.“

„Oh, und Tom Piper hat angerufen.“

Rafe stellte behutsam das Weinglas zurück auf den Tisch. „Um dir einen schönen Valentinstag zu wünschen?“

Esme seufzte. „Rafe ...“

Er richtete seine azurblauen Augen auf das dunkle Wasser im Mondlicht. Sein Blick folgte den Wellen, die sich am Ufer brachen.

„Er wollte nur mit mir sprechen. Du weißt schon, darüber, was in Atlanta und Amarillo geschehen ist. Um meine Meinung zu hören.“

„Hat er sie bekommen? Deine Meinung?“

Sein Blick löste sich vom Meer und richtete sich auf seine Frau.

Manchmal konnte er ihretwegen die ganze Welt vergessen, das stimmte.

Aber manchmal explodierte auch jede einzelne Erinnerung in seinem Kopf gleichzeitig.

„Ich habe ihn nicht zurückgerufen“, entgegnete sie und nahm seine

breiten Hände in ihre. „Meine Aufgaben liegen hier und nirgends sonst. Nicht wahr?“

Romantik sollte Privatsache bleiben? Scheiß drauf! Rafe beugte sich vor allen Leuten (einschließlich Smoking-Nate) über den Tisch und küsste seine Frau mitten auf den Mund.

Als sie nach Hause kamen, lag Chelsea ausgestreckt auf dem Sofa, quasselte in ihr Handy und knabberte Karottenstifte. Mit Bedauern verabschiedete sie sich von demjenigen am anderen Ende (ihrem Freund höchstwahrscheinlich – heute war immerhin Valentinstag) und sprang auf die Füße.

„Sophie schläft“, tat sie kund.

Esme nickte. Schlafen war gar keine schlechte Idee. Sie hatte mehr als genug Merlot getrunken und spürte sein hypnotisches Kribbeln im ganzen Körper – vor allem aber in den Beinen. Sie lehnte sich an die Küchentheke, was eigentlich lässig aussehen sollte, aber eher betrunken ungeschickt ausfiel.

Falls Chelsea etwas bemerkte, sagte sie nichts. Sie schien sowieso ausschließlich auf die grünen Scheine fixiert zu sein, die Rafe aus seiner Brieftasche nahm. Keine schlechte Bezahlung für Karottenknabbern und Auf-dem-Sofa-Rumlümmeln. Rafe bot ihr an, sie nach Hause zu fahren, aber sie wohnte nur ein paar Häuser weiter.

Und sie will lieber noch etwas mit ihrem Freund allein sein, überlegte Esme. Oh, jung und verliebt sein! Wobei mit Ende dreißig verliebt zu sein auch nicht schlecht war ...

Esme verzog die Lippen zu einem etwas beschränkten Lächeln. Dann ging sie zum Schlafzimmer ihrer Tochter und spähte hinein. Sophie schlief zusammengerollt wie ein Kartoffelchip. Mit ihren kleinen Fäusten hatte sie die rosa Bettdecke bis zum Kinn hochgezogen. Esme wusste, dass sie selbst früher auch so geschlafen hatte. Wenn sie morgens aufwachte, war die Bettdecke um sie festgesteckt wie eine schützende Hülle. Mit einem Mal verspürte sie das heftige Verlangen, ihre Tochter zu umarmen, doch es war besser, sie schlafen zu lassen. Sie sollte schlafen, träumen und wachsen.

Esme spazierte zurück ins Wohnzimmer. Chelsea war gegangen, und Rafe räumte die Karottenstifte zurück in den Kühlschrank.

„Ich checke nur schnell meine E-Mails, und dann ...“, sagte Esme. Sie

hoffte, dass er die unterschwellige Botschaft verstand: und dann ziehen wir uns ins Schlafzimmer zurück für angemessenen Valentinstags-Sex. Doch er schnüffelte nur an der Milch, ob sie noch frisch war.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch. Es war höchste Zeit, Toms E-Mail zu beantworten. Während der Computer hochfuhr, überlegte sie, wie sie ihre Absage formulieren sollte. Alles in allem sollte sie freundlich, aber unmissverständlich sein. Natürlich wusste sie, wie schrecklich die Situation war. Natürlich würde sie helfen, wenn sie könnte – aber sie konnte nicht. Natürlich fühlte sie mit all den Familien der Opfer ... aber ihre Gefühle gehörten vor allem hierher, nach Hause.

Das E-Mail-Programm begann sich aufzubauen, und um sich abzulenken, öffnete sie ihren Webbrowser. Was war heute in der Welt geschehen? Sie ging auf die „msnbc“-Homepage und überflog die Schlagzeilen. Erdbeben in Pakistan, Großkundgebung für Gouverneur Kellerman in seinem Heimatstaat Ohio, Kongress berät erneut über Subventionen in Nebraska und Wyoming ...

Und dann fiel ihr Blick auf die Nachricht über die Schießerei in einem Krankenhaus.

In der Küche hatte Rafe sich gerade ein Glas Milch eingeschenkt. Sein Chicken Marinara war etwas zu scharf gewesen, und er hoffte, ein kaltes Glas Milch würde seinen Magen beruhigen. Vielleicht, überlegte er amüsiert, waren das gar keine Magenbeschwerden. Vielleicht hielt er dieses erwartungsvolle warme Gefühl im Bauch, das ihn im Restaurant ergriffen hatte, nur nicht mehr länger aus.

In diesem Moment rief seine Frau „Fuck“ und begann ihre Tasche zu durchwühlen. Sie nahm ihr Handy heraus und wählte.

„Wen rufst du an?“, fragte er ruhig. Er sah zur Küchenuhr, es war 20.26 Uhr. Nicht besonders spät. Vielleicht wollte sie Amy Lieb sprechen.

Immerhin waren sie gemeinsam in diesem albernen Buchclub und ...

„Tom. Ich bin's.“

Richtig, sie hatte ihn bisher noch nicht zurückgerufen. Rafe versuchte, nicht zu lauschen, doch sein besseres Ich hatte sich kurzfristig schlafen gelegt. *Na dann versuch deine Absage so freundlich wie möglich rüberzubringen, mein Schatz! Wir können schließlich keinen Ärger mit der Polizei brauchen.*

Esme fummelte an ihrem Computer herum. „Nein, ich habe es eben erst

gelesen. Ich war mit Rafe essen.“

Rafe schlürfte seine Milch. Braves Mädchen. Immer schön den Ehemann erwähnen.

Moment mal – sie hatte *was* gelesen?

„Ich buche mir gerade einen Flug“, sagte sie jetzt. „Der früheste geht um fünf nach sechs von LaGuardia. Ich muss in Dallas umsteigen, aber ich sollte spätestens um Viertel vor zwölf in Amarillo sein.“

Rafe stellte sein Glas ins Spülbecken. „Esme.“

Sie sah ihren Mann nicht an, hob allerdings die Hand, um ihn zum Schweigen zu bringen. „Nein, Tom, ich bezahle den Flug. Ihr könnt mir die Kosten dann erstatten.“

„Esme.“

Rafe marschierte ins Wohnzimmer.

„Tom, ich ruf dich zurück. Okay. Bis gleich.“

Sie legte auf.

Rafe starrte sie an. Dann: „Esme, was zum Teufel soll das?“

„Rafe, hör zu, es gab eine weitere Schießerei. In einem Krankenhaus in Texas. Der Fire Chief, der Einzige, der diesen Angriff beim Aquarium überlebt hat ... Der Sniper ist einfach ins Krankenhaus spaziert und hat ihn erschossen.“

„Und ...?“

„Er hat auch Tom angeschossen.“

Rafe hätte schwören können, dass sie Tränen in den Augen hatte.

Verzweifelt warf er die Arme in die Höhe. „Tom hat einen sehr wichtigen und gefährlichen Job. Leute mit einem gefährlichen Job werden verletzt. Das passiert nun mal.“

„Sprich nicht mit mir wie mit einem ...“

„Dann benimm dich nicht so! Nur weil du dahin fliegst, wird er nicht schneller gesund, Emse.“ Er schob den Kopf vor, um seine Frau einen Moment lang prüfend anzusehen. „Aber das ist nicht der Grund, warum du hinfliegst, richtig?“

Sie stand auf. „Hör zu ...“

„Wie lange?“

„Was?“

„Wie lange planst du, weg zu sein? Eine Woche? Einen Monat?“

Manchmal braucht das FBI Jahre, um solche Typen zu erwischen. Wirst

du ein Jahr weg sein, Esme? Das muss ich wissen, damit ich es unserer Tochter erklären kann, wenn sie fragt.“

„Das ist nicht fair!“ Sie ballte die Hände. „Ich fliege hin und – was? Was, glaubst du, passiert dann? Dass ich wieder beim scheiß FBI anfangen? Nein, ich werde einfach ein bisschen aushelfen. Ich werde meine Meinung abgeben – was nicht sehr lange dauern wird –, und dann setze ich mich ins nächste Flugzeug und komme nach Hause. Versprochen.“

„Was ist mit Sophie? Wer wird sie von der Schule abholen?“

„Wir können Sophie nach der Schule bei den Kleins oder den McKinleys lassen. Das ist doch keine große Sache. Ich rufe Holly McKinley gleich an.“

Sie begann zu wählen.

Rafe wollte ihr den Hörer aus der Hand schlagen. Aber nein. Jetzt dickköpfig zu sein würde den Graben zwischen ihnen nur vertiefen. Sophie würde es bemerken. Die Nachbarn würden es bemerken. Er war Soziologieprofessor. Unflexible Gesellschaften zerbrachen irgendwann wie trockene Zweige. War er so unflexibel? Oder war er bereit, etwas zu riskieren?

„Drei Tage.“

Sie hörte auf zu wählen. Sah zu ihm hinüber. „Wie bitte?“

„Du kannst drei Tage dort bleiben. Alles, was länger dauert, bedeutet, dass du mehr tust, als nur deine Meinung abzugeben. Solange du drei Tage bleibst, bist du nur eine Beraterin. Wenn du länger bleibst, werden sie anfangen, auf dich zu zählen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass ich recht habe.“

Sie schüttelte den Kopf. Aber er hatte tatsächlich recht.

„Eines möchte ich klarstellen“, empörte sie sich. „Du wirst mir niemals wieder – niemals! – ein solches Ultimatum stellen! Denkst du vielleicht, dass es mir nicht schwerfällt, zu gehen? Du hast gesagt, was du denkst, und du hast recht. Drei Tage. Aber *ich* habe das entschieden.“

7. KAPITEL

Am Abend des 14. Februar, während junge Liebespaare sich küssten und alte Liebespaare schmusten, war Darcy Parr auf der Suche nach Medikamenten. Claritin, Zyrtec – jedes Antihistamin war ihr recht. In Amarillo einen Drugstore zu finden, der nach 22 Uhr noch geöffnet hatte, war allerdings nicht leicht. Irgendwann landete sie in einem Walmart.

Sie war froh, mal aus dem Hotel herauszukommen. Nicht dass sie einen Koller bekommen hätte. Aber Tom Piper lag in seinem Zimmer zwei Stockwerke tiefer, und sie konnte einfach nicht aufhören, über den Nachmittag nachzudenken.

Sie machte sich Vorwürfe.

Das Krankenhaus hatte zu ihrem Aufgabengebiet gehört. Sie hatte sich um die Koordination im Leichenschauhaus kümmern sollen, und das befand sich nun mal im Baptist St. Anthony's. Dass der Fire Chief somit ebenfalls zu ihrem Zuständigkeitsbereich gehört hatte, musste nicht erst erwähnt werden. Niemand sonst aus der Task Force war im Krankenhaus stationiert. Der Sniper hatte sich hineingeschlichen, während sie Dienst hatte. Der Zeuge war ums Leben gekommen, während sie Dienst hatte. Sein Blut klebte an ihren Händen.

Und in ihrem Gesicht ... und Haar ...

Nein. Sie hatte alles unter der Dusche abgewaschen. Oder? Ja.

Sie sah in den nächsten Spiegel – der an einen Ständer mit Sonnenbrillen geklebt war: nein, kein Blut mehr. Saubere Poren, das blonde Haar zu einem Pferdeschwanz gebunden. Sie sah aus wie eine Studentin, nicht wie jemand, der gerade ...

Hör auf damit, Darcy! Hol dir deine Medizin. Du kannst vielleicht auch eine E-Mail an Pastor Joe schreiben, wenn du wieder im Hotel bist. Der schläft nie, und er sagt immer genau das Richtige. Pastor Joe von ihrer Kirche zu Hause in Virginia, wo sie aufgewachsen war. Die meisten Leute in der Kirchengemeinde waren Spione, Agenten und FBI-Ausbilder. Eine Laufbahn beim FBI war somit vorherbestimmt gewesen. Aus diesem Grund war sie überhaupt erst in Tom Pipers Sondereinheit aufgenommen worden.

Im Gang mit den Medikamenten gab es auch Grußkarten. Wie passend. Sie brauchte nicht lange, um ihren Korb mit Antihistaminen zu füllen. Sie warf sogar eine Schachtel Sudafed Rachenpflaster dazu, nur für den Fall.

Zwar gab es in Amarillo nicht besonders viele Pollen, und der Februar war auch nicht gerade ein besonders schlimmer Monat für Allergiker, weshalb sie ja auch ihre eigene Medizin nicht aus Virginia mitgebracht hatte. Doch hatten ihre Symptome, wie sie sehr gut wusste, nichts mit der Natur zu tun. Sie kamen vom Stress, darunter litt sie schon seit frühester Kindheit. Aber schließlich hatte niemand je behauptet, dass es leicht war, Perfektionistin zu sein.

Und dann war da auch noch die Sache mit Esme Stuart.

Darcy presste mit den Fingern auf ihre geschwollenen Nebenhöhlen, schniefte und hustete. Esme Stuart hatte das Büro verlassen, lange bevor Darcy Parr die FBI-Akademie abgeschlossen hatte, doch ihr Ruf war in Quantico legendär. Sie war Tom Pipers Wunderkind gewesen, und jetzt kam sie zurück. Darcy war nicht etwa eifersüchtig. Es wäre albern, auf jemanden eifersüchtig zu sein, der in einer ganz anderen Liga spielte. Doch Darcy war der Neuzugang in der Task Force, die Jüngste, die Unerfahrenste, und wenn Esme Stuart vielleicht für immer zurückkam ... Nun, man musste kein Hellseher sein, um vorauszusagen, wessen Platz im Team am unsichersten war.

Und nach den Geschehnissen im Krankenhaus grenzte es sowieso an ein Wunder, dass Darcy bis jetzt noch keine ausgewachsene Angstattacke bekommen hatte. Die Ironie war ja, dass sie durchaus in der Lage war, ihren Job gut zu machen. Sie war eine der Besten auf der Akademie gewesen. Und jetzt war sie hier in Amarillo und arbeitete als Mitglied der angesehensten Elitetruppe des ganzen FBI an ihrem ersten Fall. Und vermutlich an ihrem letzten.

Sie steuerte auf die Hallmark-Grußkarten zu. Eine Gute-Besserungs-Karte für Tom war durchaus angebracht. Immerhin war ihr Chef angeschossen worden. Und vor allem würde er ihr bestimmt nicht den Laufpass geben, nachdem sie ihm so eine Karte geschrieben hatte, oder? Würde er?

„Miss, geht es Ihnen gut?“

Darcy blickte nach links. Ein Mann um die vierzig mit sandfarbenem

Haar stand neben ihr, ein freundliches Lächeln im Gesicht. Er trug dicke Farmer-Handschuhe und hielt ihr ein Taschentuch hin.

„Ja, danke. Es ist nur diese Allergie.“ Sie kicherte ein wenig in sich hinein. „Ich weiß, dass das die Leute immer sagen, wenn ... Aber wirklich, mir geht es gut.“

Er stopfte das Taschentuch in seine ausgebleichte Jeansjacke und sagte, ebenfalls leise lachend: „Der Valentinstag macht uns allen zu schaffen.“ Darcy nickte. Sie hatte vollkommen vergessen, dass heute Valentinstag war, da sie sowieso keinen Freund zu Hause in Virginia hatte.

Privatleben stand sehr weit unten auf ihrer Liste. Wenn sie sich einsam fühlte, gab es eine Menge Verwandte, die sie besuchen konnte. Sie war nicht wie Esme. Sie würde das FBI niemals verlassen. Das hatte Tom bestimmt auch schon gemerkt.

„Aber Sie schauen sich ja gar nicht die Valentinskarten an, oder? Wie dumm von mir, voreilige Schlüsse zu ziehen. Das mache ich leider immer. Mir scheint, jemand, den Sie kennen, ist krank.“ Er sah sie mitfühlend an. „Ich bin übrigens aus demselben Grund hier.“

„Oh?“

Der Mann zuckte bescheiden mit den Schultern. „Es ist wirklich unschön, wie sich die Dinge manchmal entwickeln. Wir tun einfach, was wir immer tun, und in der Zwischenzeit werden Menschen verletzt oder krank, jeden Tag, so läuft es nun mal.“

„Ich weiß nicht, ob es wirklich so trostlos ist“, entgegnete Darcy. Sie bemerkte, dass der Mann ein Schulterholster trug. Was wohl darin steckte? Eine Beretta? Unter anderen Umständen wäre sie besorgt gewesen, aber immerhin befanden sie sich in Texas. Das Recht, eine Waffe zu tragen, war den Texanern mindestens so wichtig wie die Zehn Gebote. „Gottbürdet uns nur auf, was wir auch tragen können.“

Er murmelte etwas vor sich hin, wahrscheinlich eine Zustimmung, dann sah er sich im Gang um. Mit einem Mal schien er sehr traurig.

„Für wen brauchen Sie die Karte?“, fragte sie.

„Für niemanden, den ich besonders gut kenne. Aber manchmal ist die Nachricht für den Boten wichtiger als für den Empfänger. Verstehen Sie?“

Darcy dachte über ihre eigenen selbstsüchtigen Gründe nach, aus denen sie eine Genesungskarte schreiben wollte. „Ja.“ Sie war ein wenig

beschämt.

„Das Schlimme daran ist – ihre Krankheit ist unheilbar, und sie weiß es nicht mal. Ich meine, jeder von uns stirbt früher oder später, aber ...“

„Das ist furchtbar.“

Er nickte bekümmert. „Allerdings.“

Er nahm eine der Karten heraus. Es gelang ihm trotz der dicken Handschuhe, einen Stift aus der Jacke zu ziehen und eine Nachricht daraufzukritzeln. Seine Augen schienen die ganze Zeit feucht zu sein. Und bestimmt nicht wegen einer Allergie. Darcy hätte den Mann am liebsten in den Arm genommen.

„Tja, nun“, seufzte er.

Er steckte den Stift wieder ein, zog seine schallgedämpfte Beretta heraus und schoss Darcy zweimal in die Stirn. Dann platzierte er die Genesungskarte (witzig und in bunten Farben gehalten) auf ihrer Brust und schlenderte davon.

Es war Lilly Toro, die die Parkgarage für das geheime Treffen ausgesucht hatte, und zwar nicht, weil es ihr bei „Woodward und Bernstein“ so gut gefiel, sondern weil man sich darauf verlassen konnte, dass die Garage um diese späte Stunde ziemlich leer sein würde. Sie hockte auf der Motorhaube ihres VW Käfers und rauchte die fünfzehnte Marlboro des Tages.

Schöner Mist, am Valentinstag nicht zu Hause zu sein.

Ihr Informant kam eine Stunde zu spät, aber er war Polizist, und deshalb hatte sie schon mit seiner Unpünktlichkeit gerechnet. Kaum bog sein metallicgoldener Crown Victoria um die Ecke, schnippte sie die Zigarettenspitze in die Luft und zog ihr Notizbuch hervor. Der Typ mochte es nicht, in ein Aufnahmegerät zu sprechen. Wie die meisten Spitzel.

Er parkte quer über den aufgemalten Linien und stieg nicht aus.

Stattdessen bedeutete er ihr, einzusteigen.

Seufzend hüpfte Lilly von ihrem VW und steuerte auf die Beifahrertür seines Crown Vic zu. So würde das also laufen.

Der Name des Polizisten war Ray Milton. Er war seit elf Jahren beim Amarillo Police Department. Er hatte zwei der erschossenen Feuerwehrleute persönlich gekannt. Bei der Gedenkfeier hatte er von ihr eine Marlboro geschnorrt.

Schon nach fünf Minuten hatte er sich lautstark darüber aufgeregt, dass die FBI-Agenten ihnen den Fall weggenommen hatten. Nach zehn Minuten einigten sie sich auf ein Geschäft: Ray würde sie mit den Informationen versorgen, die sie brauchte, um über die Task Force berichten zu können (speziell die Sache mit den Schuhschachteln). Im Gegenzug sollte sie ihn dann auf den aktuellen Stand der Ermittlungen bringen. Wenn die Polizisten von Amarillo schon auf der Ersatzbank saßen, dann sollten sie wenigstens das Spiel sehen dürfen.

Und deswegen hatte Lilly, als sie von einer sehr geschwätzigen Rezeptionistin des Rathauses von Esme Stuarts bevorstehender Ankunft erfuhr (um 11:45 Uhr am nächsten Morgen), sofort Ray angerufen. Dann war sie mit ihrem VW zum Treffpunkt gefahren, in die verlassene Parkgarage, und hier saßen sie nun um 23:45 Uhr in Rays zwanzig Jahre altem metallicgoldenen Crown Victoria.

In dem es nach Zimt roch.

Das verwirrte Lilly über alle Maßen. Sie hatte mit dem vertrauten Geruch nach einem langsamen, süßen Tod gerechnet, den sie selbst jedes Mal einatmete, wenn sie sich eine Zigarette ansteckte, aber nein: Zimt. Dann entdeckte sie den roten Karton in Form eines Baumes, der an Rays Rückspiegel baumelte. Ah. Zimt. Wahrscheinlich hatte der Mann Kinder und wollte die nicht einräuchern, wenn er sie zum Footballspiel fuhr. Hatte er Kinder erwähnt? Nach der Gedenkfeier hatte Lilly ihren neuen Informanten überprüft, die Nummer seiner Polizeimarke und so weiter. Man konnte schließlich nicht vorsichtig genug sein. Doch nirgendwo war von Kindern die Rede gewesen. Wie auch immer.

„Also, wie lautet die großartige Neuigkeit?“, fragte er. Seine braunen Augen waren rund vor Neugier.

„Und wie wahnsinnig Sie sich beeilt haben, um pünktlich zu sein“, erwiderte sie. Eine Stunde lang mitten im Februar in einer stinklangweiligen Stadt auf jemanden zu warten machte nicht gerade viel Spaß. „Wenn Sie noch etwas langsamer gewesen wären, hätten wir zusammen frühstücken können.“

„Tut mir leid. Hatte noch was zu erledigen. Konnte ja nicht damit rechnen, dass Sie sich so bald melden.“

„Was soll ich sagen, Ray? Ich habe Ihren süßen texanischen Charme vermisst.“

Er blickte finster, auf charmante Weise.

Sie hob die Hände. „Okay, okay. Himmel. Also, hier ist die Neuigkeit: Ihre Kumpels beim FBI lassen jemanden aus New York einfliegen.“

„Wen?“

„Ihr Name ist Esme Stuart. Und Sie hätten Special Agent Piper sehen sollen, als er seiner Mannschaft davon erzählte. Es war, als ob er von der Wiederkehr des Messias spräche. Offenbar ist sie irgendeine Art von Genie. Weiß auch nicht.“

In dieser Hinsicht log Lilly. Sie wusste es. Sofort nach Tom Pipers Ankündigung war sie zu ihrem Hello-Kitty-Laptop gestürzt und hatte sich so viele Informationen wie nur möglich über Esme Stuart besorgt. Doch Ray Milton brauchte das nicht zu wissen. Gib einem Mann einen Fisch, und er wird den ganzen Tag lang essen. Zeig ihm, wie man fischt, Baby, und der Junge braucht einen nicht länger.

Ray musterte einen Moment lang sein Lenkrad. Dann: „Wann kommt sie an?“

„Morgen früh.“

„Danke.“ Er lächelte sie an. Seine Zähne waren blitzweiß. Er musste sie bleichen oder so was, kein Raucher hatte so weiße Zähne. „Vielleicht weiß das FBI doch, was es tut.“

„Niemand weiß, was zu tun ist, Ray. Das macht das Ganze ja so interessant.“

Sie salutierte und ließ die Zimtwolke in seinem Wagen hinter sich. Sie konnte spüren, wie er ihr hinterhersah. Wer wollte es ihm verübeln. Wenn sie die richtigen Klamotten trug, konnten ihre Kurven beim Betrachter durchaus ein Schleudertrauma verursachen. Nur weil sie Frauen mochte, hieß das noch lange nicht, dass sie sich nicht gern ab und zu von der niederen Spezies anglotzen ließ.

Seufzen.

Den Valentinstag in einer fremden Stadt zu verbringen war wirklich Mist.

Lilly fuhr zurück ins Motel 6. Vielleicht waren ein paar Freunde online und konnten sie ablenken. Sie schrieb ihre besten Artikel, wenn sie abgelenkt war, und sie wollte diese Gelegenheit nicht verschenken. Ihre Artikel über die Task Force hatten das Potenzial, auf die Titelseite zu kommen, und zwar oberhalb der Falte. Die Leser liebten es, hinter den

Vorhang zu spähen und zu sehen, wie der Zauberer seine Arbeit tat, und diesmal gab es noch eine sexy Draufgabe: Es ging immerhin um einen Serienmörder. Wenn sie ihre Stärken richtig ausspielte und eine wasserdichte Reportage ablieferte, konnte sie von ihrem Erfolg zehren, bis ihr letztes Stündlein geschlagen hatte und andere Journalisten in ihrem Nachruf ihre Reportage erwähnten.

Ihre sechzehnte (aber nicht letzte) Marlboro des Tages begleitete sie auf dem kurzen Weg vom Parkplatz in ihr Zimmer. Sie kam an einem Automaten vorbei, überlegte, eine Tüte Pork Rinds, frittierte Schweinekruste, zu kaufen, ging aber weiter. Schlimmer als in Texas festzusitzen war nur noch, in Texas fett zu werden. Es war nicht so, dass sie Vorurteile gegenüber dem gesamten Bundesstaat hatte. Austin zum Beispiel war eine wunderbar fortschrittliche Stadt, und sie hatte ein paar Freunde, die behaupteten, dass die Kunstszene in Houston grandios war. Doch die meisten Leute, die sie kennengelernt hatte, zumindest hier in Amarillo, waren von der Ray-Milton-Sorte gewesen: eine Bibel in der einen Hand und eine Knarre in der anderen. Ihr Leben – Himmel, ihre ganze Erscheinung (wenn sie sämtliche Piercings trug und die Tätowierungen unbedeckt ließ) – waren diametral entgegengesetzt zu allem, was den Menschen hier wichtig war. Das wusste sie. Für die war sie die Ausgeburt der Hölle. Schlimmer noch: Sie war *Kalifornien*. Natürlich dachte nicht jeder so, aber die große Mehrheit, und in Amerika hatte die Mehrheit eben das Sagen.

Egal.

Im Hotelzimmer weckte sie ihren Hello-Kitty-Laptop aus dem Schlummermodus, chattete eine Stunde lang mit ein paar Freunden und schrieb fünfhundert Worte für ihren Artikel. Ben Blackman, ihr Chef beim „Chronicle“, wollte Seiten? Er würde sie bekommen.

Sie schrieb nichts, was die Task Force schlecht dastehen ließe. Sie war eine verantwortungsvolle Journalistin ... und außerdem hatte sie den Informanten noch nicht lange genug. Trotzdem handelte es sich um eine Enthüllungsgeschichte über die angesehenste Einheit des ganzen Landes. Es ging um spannende Menschen. Um Grabenkämpfe zwischen verschiedenen staatlichen Einrichtungen. Und um einen abscheulichen Verbrecher. Vergiss den Pulitzerpreis – das hier konnte ihre Eintrittskarte ins überregionale Fernsehen sein.

Lilly Toro nickte gegen ein Uhr morgens ein, noch immer in ihren schwarzen Stiefeln, Strumpfhosen und allem Drum und Dran.

Um 4:43 Uhr wachte sie auf. Sah sich verdattert um. Warum zum Teufel bin ich um diese Uhrzeit wach ...

BAM! BAM! BAM!

Jemand war an der Tür.

BAM! BAM! BAM!

Er war ziemlich sauer.

Lilly trittete zum Türspion.

BAM! BAM! BAM! BAM! BAM!

„Ich komme ja.“

Sie spähte durch das Guckloch. Wer verflucht noch mal schlug um 4:43 Uhr gegen ihre Tür?

Sieh an! Special Agent Tom Piper.

Noch verdatterter nahm sie sich die Zeit, über ihr Haar zu streichen, dann öffnete sie die Tür.

„Special Agent Piper! Was für eine nicht besonders gelungene Überraschung.“

Er starrte sie volle dreißig Sekunden lang an. Dreißig Sekunden nichts als sein Blick. Er versuchte in ihre Seele zu schauen. Das konnte sie spüren. Sie fürchtete sich davor, was er entdecken könnte.

Nach dreißig Sekunden schien er zu einem Ergebnis gekommen zu sein.

„Okay.“

Dann entdeckte sie Blut auf seinen Handflächen.

Was zum Henker ...?

Er bemerkte, was sie bemerkt hatte. „Das ist das Blut von Darcy Parr. Er hat sie vor ein paar Stunden bei Walmart erschossen.“

Darcy Parr war tot? Heiliger Herr im Himmel. Moment mal – Walmart?

Wo hatte sie etwas von Walmart gesehen ... Ein roter Duftbaum ...

„Das Kennzeichen von dem Typ, den Sie heute Nacht getroffen haben?

Es ist auf den Namen Pablo Marx in Lubbock registriert. Pablo Marx ...“

„Moment mal ...“

„Pablo Marx wurde vor zehn Tagen als vermisst gemeldet.“

„Woher wissen Sie, dass ich ...“

„Was glauben Sie wohl?“

Lilly hätte nicht überrascht sein sollen, doch sie war es. Natürlich hatten sie sie beobachtet. Sie wussten schließlich, dass es einen Informanten gab. Und natürlich wollten sie seine Identität herausfinden.

„Sein Name ist Ray Milton“, erklärte sie ihm. „Er ist Polizist beim Amarillo Police Department.“

„Miss Toro, bei allem Respekt, aber ich versichere Ihnen, dass der Mann weder Ray Milton heißt, noch jemals in seinem ganzen Leben bei der Polizei gearbeitet hat. Sie müssen jetzt mit mir kommen. Auf der Stelle.“ Lilly nickte und griff nach ihrem Mantel. In ihrem Kopf drehte sich alles (die späte Uhrzeit half da auch nicht gerade).

„Soll ich mir Fahndungsfotos ansehen?“

„Nein, Miss Toro. Sie werden uns helfen, diesem Dreckskerl eine Falle zu stellen.“

8. KAPITEL

Esme hatte drei Tage, um das Motiv des Mörders herauszufinden. Sie entdeckte es nach neun Stunden.

Während der Rest der Sondereinheit Lilly Toro für die verdeckte Operation vorbereitete, zog sich Esme in ein Konferenzzimmer zurück. Indem sie die Akten und die Computerdaten des FBI's sorgfältig analysierte, kam sie nicht nur schnell dahinter, welches wahrscheinlich Galileos nächstes Ziel war, sondern auch sein letztes.

Und so hatte sie es angestellt: Tom holte sie am Flughafen ab. Die neuen Falten in seinem schmalen Gesicht rührten nicht nur vom Alter her. Ganz offensichtlich hatte er nicht geschlafen. Trotzdem machte er sich die Mühe, zu lächeln.

„Esmeralda“, begrüßte er sie. „Du siehst gut aus.“

„Du auch“, log sie. Sein linker Arm hing nutzlos in einer lilafarbenen Schlinge.

Sie umarmten sich, zwei alte Freunde, und warteten am Gebäckband auf ihre beiden Louis-Vuitton-Koffer. Draußen versprach die helle texanische Sonne einen Tag voll ungeahnter Möglichkeiten.

„Hast du neue Fotos von Sophie? Sie muss jetzt bereits im Gymnasium sein, oder?“

Esme grinste. „So ungefähr. Keine Sorge, ich habe jede Menge Fotos auf meiner Digitalkamera. Die zeige ich dir später.“

„Großartig.“

„Wie geht's deiner Familie? Ist dein Cousin noch immer mit Wie-hieß-sie-noch-Gleich mit dem Komodowaran verheiratet?“

„Sie haben sich noch ein zweites Haustier besorgt.“

„Ein Einhorn?“

„Einen Seeotter.“

„Du liebe Zeit!“

„Er lebt in ihrem Schwimmbad im Garten.“

„Wo auch sonst.“

Ihre Koffer kamen an, unversehrt und makellos.

Als sie sie nach draußen geschleppt hatten, fragte sie sich, wie sie auf seine Harley passen sollten. Doch zu ihrer Überraschung fuhr ein

schwarzer Sedan vor, dessen Kofferraum sich automatisch öffnete. Hinter dem Steuer hockten sämtliche 110 Kilo von Norm Petrosky. „Die verlorene Tochter kehrt zurück!“, feixte er. Norm war einer der Profiler der Task Force.

Tom setzte sich auf den Beifahrersitz, Esme nahm hinten Platz. Es war komisch, chauffiert zu werden, aber die Zeiten hatten sich eben geändert

...

„Wie war dein Flug?“, fragte Norm.

„Wir sind nicht abgestürzt.“

„Tja, vielleicht nächstes Mal.“

Sie bogen auf den Highway. Esme war noch nie in Amarillo gewesen. Die Stadt wirkte ruhig und sauber, und das machte alles, was hier geschehen war, nur noch schlimmer. Tom erzählte ihr von Darcy Parrs Tod.

„Du hättest sie gemocht. Sie hat mich an dich erinnert, als du so alt wie sie warst.“

Dann hätte ich sie vermutlich nicht gemocht, dachte Esme.

Als sie am Rathaus ankamen, hatte der perfekte blaue Himmel eine blechfarbene Tönung angenommen. Esme folgte den Männern in das Gebäude. Bürgermeisterin Lumley hatte darauf *bestanden*, dass die Task Force vom Rathaus aus operierte und nicht vom örtlichen Polizeirevier aus.

„Sie möchte, dass unser Erfolg ausschließlich mit ihr in Verbindung gebracht wird.“ Tom runzelte die Stirn. „Sie betrachtet diese Tragödie als ihre Eintrittskarte ins Abgeordnetenhaus.“

„Wenn unser Mörder wüsste, was er anrichtet“, fügte Norm hinzu, „würde er sich heute noch selbst stellen.“

Die Büros befanden sich in der zweiten Etage. Dort gab es einen großen Konferenzraum und vier angrenzende Zimmer. Den Schildern zufolge war in diesen Räumen normalerweise das Bürgerbüro untergebracht, doch die Mitarbeiter waren vorübergehend umgezogen. Vielleicht ja ins Polizeirevier.

Tom führte Esme in das Konferenzzimmer. Auf dem großen Kirschholztisch – sämtliche Möbel in dem Gebäude waren aus dreiunddreißig Jahre altem Kirschholz – lagen stapelweise Berichte, Laboranalysen, Beweisproben und so weiter. Fast die ganze Oberfläche

des Tisches war bedeckt.

„Brauchst du was? Saft? Gebäck?“

Esme schüttelte den Kopf.

„Ich bin froh, dass du hier bist“, sagte er und schloss die Tür.

Sie begann mit den Schuhschachteln. Sie waren hellorange. Die Polizei hatte sie gewissenhaft in eine Plastiktüte gesteckt. Esme nahm die mit „Atlanta“ beschriftete hoch, legte sie in den Schoß und zog vorsichtig den Inhalt heraus. In der Schachtel lag die Nachricht, die Tom ihr gemailt hatte.

„WENN ES NOCH EINEN GOTT GÄBE, HÄTTE ER MICH
AUFGEHALTEN. – GALILEO“

Es handelte sich um normales 80-Gramm-Papier, das man in jedem Schreibwarenladen kaufen konnte. Kein Wasserzeichen. Die Schriftart war ebenfalls Standard: Courier New. Damit konnte man die Verdächtigen auf all diejenigen eingrenzen, die Zugang zu einem PC und einem Drucker hatten.

Großartig.

Nur der Inhalt der Nachricht war aufschlussreich. Esme hatte bereits ein paar Theorien, doch sie brauchte mehr Material. Sie stellte den ersten Schuhkarton zur Seite und nahm sich den nächsten vor. Erwartungsvoll öffnete sie den orangenen Deckel. Darin war ein USB-Stick.

„Tom!“, rief sie. „Ich brauche einen Computer!“

Die FBI-Sondertruppe arbeitete mit den wenigen Spuren, die sie hatte. Norm aktualisierte sein psychologisches Profil, indem er wohlbegründeten Vermutungen reine Hypothesen über die jüngsten Morde hinzufügte. Daryl Hewes kümmerte sich um die Logistik. Dank seiner Verschleierungskünste war es dem Sonderkommando sowohl steuerlich als auch rechtlich immer wieder gelungen, den Hals aus der Schlinge zu ziehen. Anna und Hector Jackson (nicht verwandt) schauten sich zum sechsten Mal die Videoaufzeichnung von Walmart an. Und die anderen waren mit Lilly Toro im Polizeirevier, wo ihr eine kugelsichere Weste angepasst wurde.

Tom telefonierte gerade mit Darcy Parrs Mutter. „Ihre Tochter, Mrs Parr, war eine erstaunliche junge Frau.“ Er blickte aus dem getönten Fenster auf einen länglichen Brunnen. Das Wasser war klar, und selbst aus dem zweiten Stock konnte Tom den mit Pennys übersäten Keramikboden

erkennen. „Ich möchte Ihnen mein tiefes Mitgefühl aussprechen.“

Auf einmal spürte er einen Schatten im Nacken. Er drehte sich um.

Esme.

Sie drückte mitfühlend seine Schulter. Er nickte. Sie ging hinüber zu Daryl.

„Einen Moment.“ Daryl tippte einen weiteren Satz in seinen Laptop, las ihn noch einmal durch und sah Esme durch seine dicken Brillengläser an.

„Ich arbeite gerade an deinen Formularen für den Tagessatz. Man sollte ja glauben, dass es Vordrucke für solche Fälle gibt, aber nichts da.“ Er kratzte sich seine blonden Locken, formulierte den Satz um und sah erneut zu ihr. „Brauchst du etwas in der Zwischenzeit?“

Nach nur fünf Minuten hatte er für Esme einen eigenen Laptop aufgetrieben und ihn nach weiteren fünf mit dem FBI-Netzwerk verbunden. Sie fragte nicht, wo er den Computer herhatte, das wollte sie gar nicht wissen. Sie dankte ihm nur, unterschrieb den Antrag für die Tagespauschale und bat ihn dann höflich, auf dem Weg nach draußen die Tür hinter sich zu schließen.

Dann steckte sie den USB-Stick des Mörders ein. Er enthielt eine Datei.

Einen Film. Zwei Minuten und vierundzwanzig Sekunden lang.

Sie drückte auf „Play“.

Zuerst: ein schwarzer Bildschirm. Darunter liegt ein kratzendes Geräusch, wie von einer Nadel, die über eine alte Schallplatte tastet. Esme drehte die Lautstärke hoch.

Weißer Buchstaben erscheinen langsam auf dem schwarzen Bildschirm.

„Die Menschen, die die Amerikaner am meisten bewundern, sind die frechsten Lügner; die, die sie am meisten hassen, sind hingegen jene, die ihnen die Wahrheit sagen. Galileo könnte genauso wenig zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt werden wie zum Papst. Beide Posten sind Männern vorbehalten, denen von Gott das außerordentliche Talent geschenkt wurde, die bitteren Wahrheiten des Lebens in sanfte Illusionen zu kleiden.“

– H. L. Mencken –“

Dann, sehr langsam, lösen sich die Buchstaben wieder in der Dunkelheit auf. Der kratzende Ton endet. Ein paar Sekunden Stille, dann: scharfer

Schnitt auf den MLK Drive. Drei Uhr morgens. Unter einer Straßenlampe stehen Andre Banks und die beiden Polizisten Appleby und Harper, gefilmt vom Dach der Grundschule aus.

Auf einmal erschallt Musik.

Kate Smith schmettert „God Bless America“.

Esme zuckte etwas zusammen, erschreckt von der Lautstärke.

Kates Smiths Stimme hebt sich empor, während ...

Harper stirbt.

Appleby stirbt.

Andre Banks versucht panisch, hinter dem Streifenwagen in Deckung zu gehen.

Nächster Schnitt, eine Stunde später. Polizisten strömen zum Tatort.

Pennington, O'Daye. Perry Roman. Alle zehn Gesichter waren ihr inzwischen aus den Zeitungsberichten vertraut.

Das erste Opfer ist Perry Roman. Er fällt um wie ein Sack Zement.

Die Detectives sehen sich nach dem Angreifer um, doch vergebens. Sie sitzen bereits in der Falle, zum Abschlachten freigegeben. Einer nach dem anderen bricht zusammen.

Officer O'Daye ist die Letzte, die noch steht. Sie versucht die Leiche ihres Partners aus der Schusslinie zu ziehen. Sie ist die Letzte, die stirbt.

Die Musik bricht abrupt ab.

Der Bildschirm wird schwarz.

Erst jetzt bemerkte Esme ein Schluchzen, und dann wurde ihr klar, dass es ihr eigenes war.

Um die Mittagszeit machte Esme eine Pause, um ihre Nachbarin Holly McKinley anzurufen. Holly hatte doch sicher daran gedacht, Sophie von der Schule abzuholen, nicht wahr? Sie drehte die Fotos vom Tatort in Amarillo auf den Rücken und wartete, bis Holly nach dem dritten Klingeln abhob.

„Nun, wenn das mal nicht meine Lieblingskommissarin ist“, säuselte Holly, wahrscheinlich zwischen zwei Schlucken Evian. „Wie läuft es da unten im Lone Star State?“

„Ganz gut. Und wie ist das Wetter bei euch? Ich habe gehört, dass es schneien soll.“

Nachdem sie ein paar Minuten lang geplaudert hatten, bat Esme schließlich, mit ihrer Tochter sprechen zu können.

Holly zögerte. „Oh ... sie kann gerade nicht ans Telefon kommen ...“ Esme schluckte schwer. „Wieso nicht?“ Sofort überfluteten sie Bilder von Sophie, die auf der Treppe vor der Schule saß. Sophie, in Tränen aufgelöst. Sophie, ganz allein.

„Nun, Esme, ich will ehrlich sein: Sie ist von Kopf bis Fuß mit grüner Farbe beschmiert.“

„Wie bitte?“

„Oh, keine Sorge, ist nur Fingerfarbe. Sie macht dir eine Karte. Wie sich herausstellte, hatte ich noch Fingerfarbe und Bastelpapier im Schrank aus der Zeit, als Meredith so alt wie sie war. Tja. Aber mach dir keine Gedanken. Ich Sorge dafür, dass sie die Farbe nicht aufisst.“

„Holly, kannst du vielleicht mal auf Lautsprecher schalten?“

„Lautsprecherfunktion? Was für eine gute Idee. Kein Wunder, dass du so gefragt bist! Eine Sekunde.“

Während Esme wartete, wurde an die Tür des Konferenzzimmers geklopft. Es war Tom. „Ich habe das aktualisierte Täterprofil. Dachte, du willst vielleicht einen kurzen Blick drauf werfen.“

„Sicher, aber nur einen kurzen Blick. Ich bin noch minderjährig.“

„Wer ist minderjährig?“, trällerte Holly aus Tausenden Kilometern Entfernung. „Esme, du machst doch nichts Unanständiges, oder?“

Tom wollte gehen, doch Esme gab ihm ein Zeichen, zu bleiben.

„Holly, hast du auf Lautsprecher gestellt?“

„Hi, Mommy“, rief Sophie.

Esmes Gesicht leuchtete auf. „Hi, Baby! Ich habe gehört, dass du mir eine Karte machst.“

„Ich habe den Staat Texas in grüner Farbe gemalt.“

„Warum grün?“

„Weil das deine Lieblingsfarbe ist.“

Was für ein Schatz! Sie betrachtete Tom, der noch immer in der Tür stand. „Ich vermisse dich, Baby. Das weißt du, oder?“

„Klar, Mommy“, antwortete Sophie. Sie klang so fröhlich. „Was gibt’s zum Abendessen?“

„Kommt ganz auf deinen Vater an.“ Ihr kam eine Idee. „Sag ihm, dass ich gesagt habe, er soll dir Makkaroni mit Käse machen.“

Sehr gut. Rafe hasste den Sahnegeschmack, die klebrige Konsistenz und vor allem den Käsegeruch, der tagelang im Haus hing. Das würde ihm

eine Lehre sein. Wenn er sich wie ein Blödmann aufführen wollte, dann musste er sich eben mit Makkaroni und Käse rumschlagen.

Esme sagte ihrer Tochter, wie sehr sie sie liebte, hauchte einen Kuss in den Hörer und legte auf.

„Makkaroni mit Käse, hm?“ Tom grinste. „Ich glaube, das habe ich mal einen Sommer lang jeden Tag gegessen. Da war ich sechs.“

Sie setzten sich an den Tisch. Esme sah sich das Profil an, das Norm getippt hatte. Es dauerte nicht lange.

„Die Karte müsste bald aus dem Labor zurückkommen.“ Tom bezog sich auf die Genesungskarte, die Galileo auf Darcys Leiche gelegt hatte.

Esme kannte die Nachricht bereits: „Schau nie direkt in einen Pistolenlauf.“

„Fingerabdrücke?“

Tom schüttelte den Kopf. „Ziemlich unwahrscheinlich.“ Der Mörder war zu vorsichtig.

„Handschriftanalyse?“

„Also, seine i-Punkte beweisen, dass er von seiner Mutter missbraucht wurde.“

„Wirklich?“

„Nein.“

Esme musterte die Fotos vom Tatort. „Er ist ein Ungläubiger auf dem Kreuzzug. Allein diese Ironie macht mich fertig.“

„Mmmhmm.“

„Er ist sauer auf religiöse Menschen, aber sein Ziel sind nicht etwa Pastoren oder Priester. Sein Ziel sind öffentlich Bedienstete. Er macht den Staat für die Religion verantwortlich. Die Polizisten und Feuerwehrleute waren nur der Anfang. Himmel, Tom, wir haben ein Wahljahr! Das ist kein Zufall. Wir müssen die Wahlkampfteams benachrichtigen.“

„Wenn heute Abend alles gut läuft“, entgegnete Tom, „brauchen wir das nicht mehr.“

9. KAPITEL

Lilly Toro hätte sich am liebsten übergeben. Sie kurbelte das Fenster ihres VWs hinunter. Die frische Luft half nicht. Sie war in der Parkgarage. Es roch nach Öl und Frust. Wenigstens war sie nicht allein. Dutzende Polizisten und FBI-Agenten waren auf sämtlichen Dächern im Umkreis von zwei Meilen verteilt, alle bewaffnet, alle passten auf sie auf. Ein FBI-Agent ganz besonders: Tom Piper hatte sich auf dem Boden vor dem Rücksitz versteckt, sein großer Körper verdreht wie ein Schnörkel. Die Tatsache, dass die ganze Sache nicht nur für sie äußerst unangenehm war, tröstete sie ein wenig. Aber trotzdem wollte sie sich übergeben.

Sie war Journalistin, verdammt noch mal! Sie sollte gar nicht Teil dieser Geschichte sein! Ja, sie hatte Zugang zur Task Force haben wollen, doch in wenigen Minuten würde ein Massenmörder in der Parkgarage erscheinen und sich ganz und gar auf sie konzentrieren. Die kugelsichere Weste unter ihrem Pulli beruhigte sie auch nicht besonders. Schließlich neigte der Dreckskerl dazu, den Leuten in den Kopf zu schießen.

Was Tom betraf, da irrte Lilly sich allerdings. Seine Stellung war nicht unangenehm. Das Wort „unangenehm“ beschrieb nicht einmal im Ansatz die Schmerzen, die er litt, wobei die meisten von seiner linken Schulter ausstrahlten. Er dürfte gar nicht hier sein. Ein anderer Agent hätte seinen Platz im Auto einnehmen müssen. Das Prozedere verlangte eigentlich, dass er genügend Abstand hielt, um die ganze Operation überwachen und koordinieren zu können. Doch Darcy Parr war tot. Sie hatte zu seinem Verantwortungsbereich gehört. Wenn er nun ein bisschen leiden musste, um den Mörder zu schnappen, sei's drum.

Was ihn wieder an Esme denken ließ.

Sie war im Rathaus geblieben. Als Tom ein letztes Mal vor dem Einsatz nach ihr schaute, hockte sie auf dem Boden zwischen beängstigend wankenden Papierstapeln. Während ihr hyperaktiver Verstand jede einzelne Information speicherte, bewegte sie die Lippen zu irgendeinem britischen Rocksong, den sie über ihren iPod hörte. Ab und zu steckte sie sich eine haselnussbraune Haarsträhne hinters Ohr. Hatte sie überhaupt eine Ahnung, wie hinreißend sie war? Wusste ihr Mann das? Es war

nicht so, dass Tom Rafe nicht mochte. Es war nur ...

Ach was! Es stimmte: Tom mochte Rafe nicht.

Nicht etwa aus Eifersucht. Toms Zuneigung zu Esme war in keiner Weise romantisch. Sie war die Tochter, die er nie gehabt hatte. Und wie jeder gute Vater wollte er einfach nur das Beste für seine Tochter. Rafe Stuart war nicht das Beste. Wie sollte Tom einen Mann respektieren, der einen strahlend aufgehenden Stern vom Himmel holte und in einem Haus auf Long Island versteckte?

„Wir kommen aus Richtung neun Uhr“, verkündete Norm über das Funkgerät. Da Tom sich selbst zu Lillys Leibwächter degradiert hatte, hatte er Norm die Leitung der Operation übergeben. Momentan saß Norm zusammen mit dem Polizeichef und einem Kader seiner besten Leute in einem unauffälligen Minibus. Sie hatten überall in der Gegend winzige Kameras angebracht, die die zwölf Bildschirme in dem Bus mit Bildern speisten.

Momentan kaute Norm an einem Bohnenburrito. Seiner Meinung konnte es nicht im Entferntesten mit der echten Texmex-Küche aufnehmen. Wenn er mal begraben wurde, dann am besten in der Nähe der Stadt Corpus Christi, damit sein verwesender Körper guter Dünger für die Weizenpflanzen würde, aus denen diese knusprigen und köstlichen Tortillas gemacht wurden. Das war doch mal eine ganz neue Definition von „Du bist, was du isst“, oder?

„Okay, Mädchen und Jungs.“ Norm spülte den letzten Bissen seines Burritos mit einem großen Schluck Cola hinunter. „Es ist neun Uhr. Alle Posten melden.“

Alle Posten meldeten sich.

Und warteten.

Und warteten.

Daryl Hewes, der nicht gern untätig war, nutzte die Zeit, um seine Steuerlast auszurechnen. Im Kopf. Er lag auf dem Dach des Santa Fe Buildings, einem der ältesten Wolkenkratzer der Stadt, zusammen mit zwei der besten Polizisten Amarillos. Einer von ihnen spähte durch ein Fernglas. Der andere blickte durch das Zielfernrohr seines Gewehrs. Daryl Hewes war nicht gern untätig, aber es gab noch einen anderen Grund für die mentale Rechenarbeit: Er wollte sich ablenken. Er hatte Miss Darcy Parr aus der Ferne verehrt. Allein der Anblick ihrer blonden

Locken hatte ihn immer in Schwärmerei versetzt, genauso wie der Klang ihres bodenständigen Virginia-Akzents. Und jetzt war das Mädchen tot, und seine Brust fühlte sich an, als ob er Rasierklingen verschluckt hätte. Er würde nie wieder für jemanden so empfinden.

„Ich hoffe, er kommt bald“, sagte der Polizist mit dem Gewehr. „Ich hätte gute Lust, dem Scheißkerl eine Kugel genau zwischen die Augen zu verpassen.“

„Yep“, stimmte der andere Polizist zu. „Eine Kugel in die Stirn wäre genau das Richtige. Wir könnten ihm aber auch einfach einen Brownie zu essen geben, den deine Frau gebacken hat.“

„Hör auf, meine Frau zu beleidigen!“

„Sie hat doch angefangen. Hab die ganze Nacht auf dem Klo zugebracht. Irgendwann habe ich Dorleen gebeten, mir mein Kopfkissen zu bringen.“

„Wenn die Brownies von meiner Frau so scheußlich sind, wie kommt es dann, dass du die halbe Dose gegessen hast?“

„Weil die Dose besser als die Brownies geschmeckt hat!“

„Meine Frau backt wenigstens. Dorleen würde ja nicht mal einen Schweinebraten erkennen, wenn er ihr direkt ins Gesicht springt und Hallo brüllt.“

„Keine Ahnung. Warum springst du ihr nicht mal ins Gesicht, und wir wissen Bescheid?“

„Gentlemen“, ergriff Norm übers Funkgerät das Wort. „So amüsant Ihre Diskussion auch sein mag, bitte nicht auf diesem Kanal. In Ordnung?“

„Entschuldigen Sie, Boss.“

Norm und die Jungs im Wagen lachten. Es half, die Stimmung etwas aufzuhellen. Denn ihr Mann hatte sich jetzt schon fünfundzwanzig Minuten verspätet, und das war gar nicht gut.

„Sollen wir gehen?“, fragte Lilly.

„Nein.“

„Ich finde, wir sollten gehen.“

„Ist nicht Ihre Entscheidung.“

„Ich bin immerhin diejenige, die hinterm Steuer sitzt. Was sollte mich davon abhalten, den Schlüssel umzudrehen, Gas zu geben und in den Sonnenuntergang zu fahren?“

„Nun, zunächst einmal“, Tom bewegte seine Schultern, „ist die Sonne schon vor Stunden untergegangen.“

„Sie können mich mal!“

„Miss Toro, wir haben sieben Scharfschützen auf Sie angesetzt. Wenn Sie diesen Wagen auch nur einen Millimeter bewegen, dann brauchen Sie vier neue Räder.“

„Drohen Sie mir?“

„Ich drohe Ihrem Wagen.“

„Wozu brauchen Sie mich hier überhaupt? Ich habe ihn angerufen. Alles ist arrangiert. Wenn er in die Garage fährt, knallen Sie ihn ab. Warum brauchen Sie mich dafür?“

„Damit es echt wirkt, Miss Toro.“

Es wurde 9:25 Uhr, dann 9:30 Uhr. Tom hatte ein ungutes Gefühl. Zuspätkommen war eine Sache, aber gleich dreißig Minuten?

„Ich wollte nicht wirklich wegfahren. Bin schließlich kein Feigling.“

Tom sah zu ihr hoch. „Das habe ich auch nie behauptet.“

Sie öffnete das Fenster und zündete sich eine Zigarette an. „Deswegen wollte ich diesen Artikel schreiben, verstehen Sie? Ich weiß, dass ich auf Sie wie eine erstklassige Zicke wirke, aber ich bewundere Ihre Arbeit wirklich. Sie erledigen die Bösewichte. Und wir nehmen das als selbstverständlich hin.“

„Wir machen das nicht wegen der Anerkennung, Miss Toro.“

„Bescheidenheit bringt Ihnen nichts als ein bescheiden großes Büro und ein bescheidenes Leben. Sie erledigen die Bösewichte. Jetzt behaupten Sie nicht, dass das nicht gut für Ihr Ego ist.“

„Soll das ein Interview werden?“

„Wie sonst sollen wir uns die Zeit vertreiben? Der Typ kommt immer zu spät.“

Eine Alarmglocke schrillte in seinem Kopf. „Wirklich?“

„Mann, Ihre Leute haben mich doch die ganze Zeit beschattet. Redet ihr Typen nicht miteinander?“

„Wie sehr verspätet er sich denn normalerweise?“

„Etwa eine Dreiviertelstunde. Was mich echt nervt, aber was soll ich schon machen? Regel Nummer eins – niemals den Drecksack von einem Informanten vor den Kopf stoßen. Tja, dafür hat Gott Pfefferminzbonbons erfunden ...“

Lilly sprach noch weiter, doch Tom hörte nicht mehr zu. Seine Gedanken wirbelten durcheinander. Eine Dreiviertelstunde Verspätung?

Galileo war ein Kontrollfreak. Wenn er sich verspätete, dann mit voller Absicht. Wenn er sich verspätete, dann weil ...

Weil er die Zeit brauchte, die Umgebung gründlich abzusuchen.

Doch von wo aus?

Jedes Gebäude in einem Umkreis von zwei Meilen war von den Bewohnern still und leise geräumt worden. Jedes Dach war mit mindestens einem Polizisten besetzt, und jeder hatte sich gemeldet.

Verflucht!

Sie hatten ihn vertrieben. Er hatte entweder die Evakuierungen gesehen oder eine Uniform auf dem Dach. Jedenfalls würde er nicht auftauchen.

Also, wo würde er hingehen? Die Texas Rangers hatten überall am Stadtrand Straßensperren errichtet. Vielleicht saß er nicht in der Parkgarage fest, aber auf jeden Fall in Amarillo. Wohin also würde er gehen?

Und weshalb hatte er Darcy Parr umgebracht? Die beiden Männer, die vor dem Krankenzimmer postiert gewesen waren, hatten ihn schließlich gesehen mit seinem falschen Bart und seinem Handy. Wenn er befürchtete, erkannt zu werden, dann hätte er hinter den beiden her sein müssen. Ja, sein Zusammentreffen mit Darcy bei Walmart war wohl nur ein Zufall gewesen, aber war es für einen Kontrollfreak nicht ungewöhnlich, jemanden in einer solch unsicheren Umgebung umzubringen? Warum hatte er nicht gewartet, bis sie auf den Parkplatz ging?

Nein, er konnte nicht warten. Das hatte Esme selbst gesagt. Er war auf einem Kreuzzug. Und die Task Force stand ihm im Weg. Er hatte sich Lilly als Spionin ausgesucht, um von ihr alles zu erfahren und dann die FBI-Agenten aus dem Weg zu räumen. Allerdings war das gesamte Team gerade in der Innenstadt versammelt, verstärkt durch die Polizei von Amarillo. Es würde einem Selbstmord gleichkommen, hier etwas zu unternehmen.

Moment.

Nein.

Tom wurde kreidebleich. Nicht das ganze Team war hier. Es war noch jemand im Rathaus, unbewaffnet und ahnungslos.

Oh Gott!

Esme.

Nachdem sie zu dem Schluss gekommen war, dass Atlanta und Amarillo nur den Anfangsbuchstaben gemeinsam hatten, untersuchte Esme noch einmal die Schuhschachteln und sah sich dann wieder das Video an. Es war wirklich nicht schwer zu erkennen, dass der Typ ein echtes Problem mit Gott hatte. Sowohl Atlanta als auch Amarillo waren bibelfeste Städte. War das das Bindeglied? Wenn ja, warum zielte er dann auf Polizisten und Feuerwehrleute statt auf Geistliche?

Sie sah sich die Fotos von den Tatorten an. Einen Zusammenhang zwischen den Straßennamen oder der Architektur konnte sie nicht erkennen. Aber trotzdem war es noch viel zu früh, um eine Theorie auszuschließen, mochte sie noch so vage oder undurchschaubar sein. Allerdings war es nie zu früh für David Bowie. Sie wählte das Album „Aladdin Sane“ und ließ ihre grauen Zellen auf Hochtouren laufen. Logisches Denken konnte man lernen, doch die Fähigkeit, um die Ecke zu denken, war eine Gabe. Da sie sich aber nun seit Jahren zwang, konventionell und normal zu sein, waren die Auswirkungen ja vielleicht dauerhaft.

Womöglich war sie nun gar nicht mehr in der Lage, anders zu denken? Vielleicht war ihre Gabe einfach für immer verschwunden wie ein unbeachteter Hund? Hatte Rafe recht? Gehörte sie nicht mehr hierher? Während der bombastische Sound von Bowies „Drive-In Saturday“ in ihren Ohren dröhnte, starrte sie auf sämtliche Beweise, die sie vor sich auf dem Konferenztisch ausgebreitet hatte, aber nichts passierte. Kein Aha-Effekt. Keine Glühbirne ging an. Keine indirekte Erkenntnis. Nichts.

Sie war nicht länger ein Sherlock Holmes. Sie war jetzt eine Amy Lieb. Esme rieb sich die Augen. Stimmte das? Hatte ihr „Frauen von Stepford“-Leben sie verblöden lassen? Unterschied sie nichts mehr von Amy Lieb? Einen Moment lang dachte sie über Amy nach, die mit solcher Begeisterung Kuchen für Wohltätigkeitsbasare backte, sich für die Oyster-Bay-Grundschule einsetzte, Wahlwerbung für Bob Kellerman machte und dabei sogar so weit ging, Schilder mitten auf dem Schulhof aufzustellen. Dumme Amy, so versessen darauf, Gutes zu tun, dass sie dafür sogar gegen Gesetze verstieß ...

Esme runzelte die Stirn. Warum waren ihre Gedanken in diese Richtung gewandert?

Galileo, der unbekannte Täter, war gegen Religion (Kirche), erschoss aber ausschließlich öffentlich Bedienstete (Staat). Lag es daran, dass die Grenze zwischen Religion und Staat im Süden des Landes so verschwommen war? Aber warum war Galileo dann nicht hinter den Abgeordneten selbst her, die für so eine derart religiöse Regierung verantwortlich waren? Oder gleich hinter dem Präsidenten der Vereinigten Staaten? Nun, erstens stand der Präsident der Vereinigten Staaten kurz davor, seine acht Jahre zu beenden und ersetzt zu werden ... In Gedanken noch immer bei Amy Lieb tippte Esme ein paar Worte in die Google-Suche und begann zu lächeln. Was Atlanta und Amarillo gemeinsam hatten? In beiden Städten hatte Bob Kellerman vor Kurzem eine Rede gehalten. Ihr Lächeln wurde noch breiter, als sie den Namen einer der Organisationen las, die beide Auftritte gesponsert hatte: die „Unity for a Better Tomorrow“.

Laut ihrer eigenen Website handelte es sich dabei um eine gemeinnützige Gesellschaft in Omaha, Nebraska, die 1971 von Donald und Roberta Chappell gegründet worden war. Sie behaupteten, landesweit über elf Millionen Spender zu haben.

Die „Unity for a Better Tomorrow“ war keine rein christliche Organisation. So stand es auf der Homepage, also musste es auch stimmen. Dass die familiären Werte, die auf der Seite angepriesen wurden, zufällig mit der Lehre Jesu Christi übereinstimmten, bewies doch wohl nur, wie universell und wahr diese Lehre war, oder?

Die Organisation hatte jede Menge Seiten im Internet. Eine davon hieß „Contemporary American Saints“. Als „amerikanische Heilige“ listete sie zweihundertzweiundvierzig gläubige Kongressabgeordnete und Gouverneure auf und nannte die Kirchen, die sie jeden Sonntag mit ihren Familien besuchten. Hinter jedem Namen gelangte man mit einem Klicken auf eine Zahlungsseite, wo man für den Wahlkampf dieses guten Bürgers Geld spenden konnte. Dagegen waren auf der „Contemporary American Sinners“-Seite hundertsechzehn Politiker aufgelistet, die als „Sünder und Widersacher des Glaubens“ bezeichnet wurden. Neben diesen Namen standen die privaten Telefonnummern und Adressen, damit man sie anrufen oder ihnen einen Brief schreiben konnte, um zu fragen, warum sie so böse, böse Menschen waren.

„Glaube ist patriotisch“, wurde Donald Chappell auf der

„Unity“-Homepage zitiert. „Mit unseren gottgegebenen Rechten haben wir 1776 die Unabhängigkeit erklärt. Wir schwören auf die Bibel, das große Buch der Weisheit, die Wahrheit zu sagen, so wahr uns Gott helfe. So steht es in unserem Fahneneid. So steht es auf unserem Geld. Wir sind eine Nation im Antlitz Gottes. Dies macht uns unteilbar.

Und doch wird dieser innerste Kern Amerikas angegriffen. Intellektuelle versuchen unserem Land diese Grundlage zu entziehen. Sie wollen unsere wichtigsten Werte durch Schamlosigkeit, Anarchie und Ungläubigkeit zerstören. Das ist es, was zum Untergang des römischen Reiches geführt hat. Das ist es, was zum Untergang der Sowjets geführt hat. Lassen Sie nicht zu, lassen Sie nicht zu, dass diese fehlgeleiteten Eliten unsere fantastische Nation ebenfalls dem Untergang weihen!

„Mit Güte und Nächstenliebe wollen wir das Richtige tun, da Gott uns zeigt, was richtig ist. Lassen Sie uns gemeinsam die Arbeit beenden, die wir begonnen haben.“ Das sind die Worte des vielleicht größten Amerikaners aller Zeiten, Abraham Lincoln. Mit ihnen hat er unsere Nation aus der Dunkelheit geführt. Nun sehen wir uns einem anderen, sogar noch dunkleren Unheil gegenüber. Mögen Lincolns Worte den Glauben in unser Land stärken und uns helfen, die gesegnete Seele der Vereinigten Staaten von Amerika zu schützen.“

Esme verbrachte eine Stunde mit der Website. Nirgends wurden die Themen „Abtreibung“ oder „Todesstrafe“ oder „Schulgebete“ angesprochen, keines der sonst so typischen heißen Eisen wurde angepackt. Die „Unity for a Better Tomorrow“ setzte sich zwar für ihre Ziele ein, war dabei aber so vorsichtig und vage, als wolle sie jede Form von Radikalisierung verhindern.

Und somit konnten linke Demokraten wie Bob Kellerman sich mit reinem Gewissen eine Veranstaltung von der Unity sponsern lassen, so wie beispielsweise das Footballspiel im vergangenen November im Georgia Dome (nicht weit vom MLK Drive) und die Wohltätigkeitsveranstaltung einen Monat später im Aquarium von Amarillo. Die nicht weiter ausgeführten Familienwerte der Unity erlaubten es Gouverneur Kellerman, Spenden von den elf Millionen Mitgliedern anzunehmen und auf ihrer Liste der „Contemporary American Saints“ aufzutauchen, ohne die liberale Basis zu verärgern. Nun – jemanden hatte er verärgert, und dieser jemand hatte eine Waffe.

Die „Unity for a Better Tomorrow“ hatte verschiedene andere Veranstaltungen der Kellerman-Wahlkampagne unterstützt, eine in Santa Fe, eine in Kansas City und eine in Nashville, Tennessee. Das würden höchstwahrscheinlich die nächsten Ziele des Snipers sein.

Esme hatte ihn.

Mit einem Grinsen zog sie die iPod-Ohrstöpsel heraus und wühlte in ihrer Handtasche nach ihrem Handy. Es war fast 22 Uhr. Sie ging davon aus, dass Tom inzwischen angerufen hatte.

Doch ihr Handy war ausgeschaltet. Aha. Das leuchtete ein. Sie hatte es seit ihrer Abreise nicht aufgeladen. Andere Dinge hatten sie beschäftigt, wie zum Beispiel einen Amoklauf über mehrere Staaten aufzuklären. Sie wühlte sich durch das Wirrwarr von Papieren an der Wand, bis sie eine Steckdose gefunden hatte, und steckte das Handy ein. Das Display leuchtete auf, dann das Symbol für die Mailbox.

„Sie haben ... drei ... neue Nachrichten. Nachricht eins ... erhalten heute um ... 18.11 Uhr. Esme, hallo.“ Es war Rafe. „Ich ... wahrscheinlich hast du meine Nummer gesehen und gehst nicht ran. Das ... kann ich irgendwie verstehen. So wie ich mich gestern Abend aufgeführt habe ... Esme, es tut mir leid. Bitte ... bitte ruf mich zurück. Ich vermisse dich schrecklich.“

Esme seufzte. Ach Rafe! Um ehrlich zu sein, vermisste sie ihn auch. Sie konnte sehr gut ohne seine gelegentlichen Arroganzanfälle leben, aber er meinte es nicht böse. Er führte sich nur so auf, weil er sie liebte. Niemals hatte er die Hand gegen sie erhoben (und wenn er das jemals tun sollte, würde sie Jiu-Jitsu-mäßig dafür sorgen, dass er es bedauerte), und vor allem war er, anders als ihre Eltern, absolut zuverlässig. Er würde nicht einfach abhauen, niemals.

Sie hörte sich seine Nachricht ein zweites Mal an. Hatte er geweint? Sie wollte ihn in die Arme nehmen und fest an die Brust drücken. Alles würde gut werden. Sie hatte den Fall gelöst. Bald würde sie wieder bei Rafe und Sophie zu Hause sein. Die Frühjahrsferien standen vor der Tür. Sie würden zusammen in Urlaub fahren. Rafe hatte einen Onkel und eine Tante, die etwas außerhalb von Glasgow wohnten. Sophie würde es in Schottland bestimmt gut gefallen.

„Nachricht zwei ... erhalten heute um ... 21.04 Uhr ...“ Das musste Tom sein.

„Hallo, Esme!“

Nein. Es war Amy Lieb. Konnte diese Wichtiguerin sie nicht mal einen Tag lang in Frieden lassen? Nur einen einzigen Tag?

„Heute hatten wir die Wahlveranstaltung in der Highschool. Aber ohne Sie ist es einfach nicht dasselbe! Ihre couragierte Art ist wirklich wichtig für unseren Wahlkampf!“

Esme stöhnte, zog sich auf einen Stuhl hinauf, wobei sie noch mehr stöhnen musste. Stundenlang auf dem Boden zu sitzen schien ihrem etwas über dreißigjährigen Körper nicht besonders gutzutun.

„Wie auch immer, Esme, ich rufe an, weil ich bei dem Treffen zufällig eine alte Studienkollegin aus Wellesley getroffen habe, die inzwischen für ‚Newsday‘ schreibt, und ich habe ihr alles über Sie erzählt. Und nun raten Sie mal, wen sie für die nächste Sonntagsausgabe interviewen will? Sie, Sie, Sie! Vor allem möchte sie erfahren, wie es ist, nun Mutter und Hausfrau zu sein wie wir anderen auch, nachdem Sie so lange für Uncle Sam gearbeitet haben! Ich habe ihr gesagt, wie wichtig Sie für den Kellerman-Wahlkampf hier in Oyster Bay sind, also seien Sie so lieb, unsere Namen fallen zu lassen, okay? Ich hoffe, Sie haben einen Stift zur Hand. Hier ist die Telefonnummer.“

Esme beugte sich vor, um nach dem Kugelschreiber zu greifen, den sie auf dem Boden hatte liegen lassen, und entkam auf diese Weise knapp der Kugel vom Kaliber 50, die durch die offene Konferenztür haarscharf an ihrem Kopf vorbeijagte.

Die Kugel hinterließ ein faustgroßes Loch in der Wand.

Esme ließ das Handy fallen und rutschte vom Stuhl. Dabei sah sie direkt in Galileos ausdrucksloses Gesicht. Er stand fünf Meter von ihr entfernt in dem schwach beleuchteten Großraumbüro. Hilflos musste sie mit ansehen, wie er zum zweiten und diesmal tödlichen Schuss ansetzte.

10. KAPITEL

Esme krabbelte zur Konferenztür und knallte sie genau in dem Moment zu, in dem der Sniper seine M107 erneut abfeuerte. *BAM!* Die Kugel drang durch die Tür und verfehlte ihr Gesicht um Zentimeter. Ihre Wange war voller Sägespäne. Durch das augapfelgroße Loch in der Tür sah sie, wie der Mann mit dem sandfarbenen Haar sich langsam der Tür näherte.

Denk nach! Sie schloss ab und sah sich im Raum nach etwas um, womit sie sich verteidigen konnte, nach einer Waffe, irgendwas. Doch da war nichts als Papier. Stapel um Stapel Papier, und der Mann vor der Tür würde sich von einem simplen Schloss nicht lange aufhalten lassen. Er war hier, um sie zu töten.

Esme packte den Konferenztisch, verlagerte ihr ganzes Gewicht und begann, mit aller Kraft zu zerren. Er bewegte sich nur langsam über den Teppich. Sie würde es auf keinen Fall rechtzeitig schaffen, den massiven Mahagonitisch eineinhalb Meter bis zur Tür ziehen. Galileo trat bereits von außen gegen die Tür.

Denk nach, Esme! Du warst einmal FBI-Agentin, Himmelherrgott! Wieder schaute sie sich um. Keine Fenster, eine Tür (die unter der Wucht von 79 Kilo erbebte). Der einzige Grund, warum er nicht auf das Schloss schoss, war wohl, dass er befürchtete, die Kugel könne von dem Metall abprallen und ihn treffen. Dieses physikalische Gesetz verschaffte Esme zwei Minuten Zeit.

Sie kletterte auf den Tisch und hämmerte gegen eine Deckenplatte. Das machten die Leute im Kino auch immer so. Rechteckige Platten aus billiger Pappe würden ihr Gewicht schon tragen. Nicht wahr?

Sie hatte keine Zeit, darüber nachzudenken. Sie zog sich hoch. Muskeln, die sie seit dem Sportunterricht in der Highschool nicht mehr benutzt hatte, brüllten sie an, damit aufzuhören, doch sie zog weiter. An guten Tagen wog sie 52 Kilo. Sie versuchte ruhig zu atmen und ignorierte die Schweißtropfen, die ihr über die Stirn in die Augen liefen. *Zieh! Zieh!* Links neben ihr zersplitterte der Türrahmen.

Zieh!

Sie schaffte es, ein Bein über die Holzplanke zu schwingen und dann den ganzen Körper. Sie glitt in den Zwischenraum, überlegte, die Platte hochzuziehen, um die Spur zu verwischen, entschied sich dann aber dagegen. Jetzt war es vor allem wichtig, schnell zu sein. Der Zwischenraum war höchstens fünfzig Zentimeter hoch. Sie rutschte Platte für Platte durch einen Nebel aus ungesundem weißen Staub. Unten hörte man die Tür gegen die Wand knallen. Sie hatte keine Ahnung, wo sie sich genau befand, konnte aber nur hoffen, dass die Geräusche, die sie beim Rutschen über das alte Holz und die dünnen Kartonplatten machte, nicht so laut waren, wie sie glaubte ...
BAM!

Eine Kugel flog zwischen ihren Beinen durch.
Sie rutschte schneller, als sie es für möglich gehalten hätte.
Sie hatte keine Ahnung, in welche Richtung sie sich bewegte, aber das war egal. Ihr Überlebensinstinkt übermittelte nur einen einzigen Gedanken: *Beweg dich!*
Dieselben physikalischen Gesetze jedoch, die sie gerade noch gerettet hatten, wählten diesen Moment, um die Seite zu wechseln. Esme krachte durch eine Deckenplatte und stürzte dreieinhalb Meter in die Tiefe auf einen Kirschholzstuhl, der unter ihrem Gewicht zersplitterte.
Sie spürte etwas an ihrem Unterleib, es bohrte sich in ihre rechte Seite. War ein Stück Decke mit ihr hinuntergefallen? Sie hob den Kopf ein paar Zentimeter, um zu sehen, was dieses merkwürdige Gefühl verursachte, und sah einen Holzsplitter, der feucht und gezackt in einem Dreißig-Grad-Winkel aus ihrem Bauch herausragte.
Tränen liefen über Esmes staubbedeckte Wangen. Durch einen Schleier konnte sie sehen, wie sich ihr der Mann näherte. In seinen Händen hielt er ein kurzes Gewehr. Ihre Lider flatterten und schlossen sich. Es war zu anstrengend, die Augen offen zu halten. Sie spürte, wie sich der heiße Lauf an ihre Schläfe drückte. Er ging kein Risiko ein. Diesmal würde er nicht danebenschießen.
Sie zog sich gedanklich an einen Ort zurück, an dem sie am glücklichsten gewesen war. Es war der Moment, an dem sie Tom Piper kennengelernt hatte.
Damals hatte die Task Force noch nicht existiert. Tom war nur ein

dekoriertes Agent im Außendienst gewesen, und er und sein Partner Bobby Fink waren hinter einem Bekloppten aus Cape Cod her, der Touristen entführte, sie mit klein geschnittenem Fisch übergoss und dann den Haien in der Buzzards Bay zum Fraß vorwarf. Die örtliche Polizei, die Landes- und die Bundespolizei lagen sich in den Haaren, weil alle sich für zuständig hielten, und deswegen wurde das FBI eingeschaltet, um den Fall zu lösen. Doch Esme lernte Tom nicht etwa auf einem Boot in Buzzards Bay kennen. Auch nicht im kriminaltechnischen Labor in Boston, wo unerschrockene Mediziner die McGonquin-Familie aus dem Mageninhalt eines gut genährten blauen Hais wieder zusammensetzte. Esme traf Tom eine Woche später in Quantico. Der von den Medien „Metzger von Buzzards Bay“ getaufte Mörder hatte inzwischen elf Opfer auf dem Kerbholz. Tom stand gerade vor dem Büro von Assistant Director Trumbull, wo er sich mit mehreren Profilen verabredet hatte. Esme stand vor Trumbulls Büro, weil sie darauf wartete, gefeuert zu werden.

Nun würde sie hier auf Daryls Tisch also sterben, mitten im Großraumbüro, auf ein altes Stück Holz gespießt, röchelnd und mit geschlossenen Augen. Noch keine Kugel, noch nicht – und so wanderten ihre Gedanken von Trumbulls Büro in den Kreißsaal des LIJ-Krankenhauses auf Long Island vor sieben Jahren.

Rafe stand neben ihr. Rafe hielt ihre Hand. Sie lag nun schon acht Stunden in den Wehen. Rafe hatte sich nicht ein einziges Mal hingesetzt, nicht mal einen kurzen Moment, und er hatte ihre Hand nicht eine Sekunde losgelassen.

„Ich liebe dich“, flüsterte er. Er trug ein beigefarbenes Oxfordhemd. Er war direkt von der Arbeit gekommen. Sein Hemd war schweißdurchtränkt. „Ich liebe dich auch“, antwortete sie. Dann kam der Schmerz wieder, die millionste Wehe an diesem Tag, sie schrie heiser auf, und Rafe drückte ihre Hand. Der Arzt sagte etwas, sie sah ihn durch einen Nebel aus Schmerzmitteln und Erschöpfung an, und er lächelte, der Arzt lächelte, was für schimmernd weiße Zähne er hatte, und er richtete sich auf, etwas in seinen Händen haltend, und Esme dachte: Oh, das ist ein Laib Brot – doch das war dumm, denn warum sollte ein Arzt einen Laib Brot mit in den Kreißsaal bringen ... vielleicht für ihren Mann, Rafe musste hungrig sein, doch Moment mal, nein, es war kein

Brot, denn Brot konnte nicht schreien, oh, Sophie ...

Esme öffnete verwirrt die Augen. Wo war der Arzt? Wo war Rafe? Dann stürzten die Schmerzen über ihr zusammen, und sie wusste wieder, wo sie war: in Amarillo, Texas. Sie war im Rathaus. Sie lag auf den Überbleibseln von Daryls Computer, und sie war tot ...

Nur dass sie nicht tot war. Sie war nicht erschossen worden. Sie konnte zwar den Kopf nicht drehen, aber zumindest die Augen bewegen. Sie sah sich um, der Sniper war nicht da. Wohin war er gegangen? Warum hatte er sie nicht erschossen? Hatte er sie einfach langsam sterben lassen wollen? Nein, das ergab keinen Sinn. Das passte nicht in sein Muster. Sie hatte gesehen, wie er sich ihr genähert hatte. Er hatte sie töten wollen. Er hatte das Gewehr an ihre Schläfe gedrückt. Warum hatte er nicht abgedrückt? Warum ...

Bevor sie sich weitere Fragen stellen konnte, wurde sie ohnmächtig. Nachdem Tom den Einsatz abgebrochen hatte, brauchten die Task Force und die Polizei vierzehn Minuten bis zum Rathaus. Vierzehn Minuten. Alles Mögliche konnte in vierzehn Minuten passieren. Und Esme ging noch immer nicht ans Telefon.

Tom hechtete schon aus dem VW, bevor Lilly den Motor abgestellt hatte. Er raste die Treppe hinauf. Fast alle anderen waren noch dabei, von den Dächern zu klettern, doch das Team aus dem Überwachungswagen – einschließlich dem Polizeichef und Norm Petrosky – wartete schon an der Eingangstür auf ihn.

Obwohl das Rathaus für den Publikumsverkehr ab 18 Uhr geschlossen war, wurde die Eingangshalle vierundzwanzig Stunden am Tag von einem bewaffneten Sicherheitsbediensteten bewacht. Als Tom und die anderen hineinmarschierten, stand der Mann – ein dreiundvierzig Jahre alter Cowboy namens Lyle Costas – von seinem Stuhl auf. Er kannte den Polizeichef.

„Was ist los?“, fragte er. „Ist was mit der Bürgermeisterin?“

Der Polizeichef kannte ihn ebenfalls. „Lyle, ist hier irgendjemand in der letzten Stunde hereingekommen?“

„Nur ein oder zwei FBI-Agenten. Und Officer Milton.“

Tom gefror das Blut in den Adern. „Officer Milton?“

„Sicher. Er hat unterschrieben und alles. Ich habe sogar die Nummer seiner Dienstmarke.“

Während Lyle nach seinem Clipboard griff, hetzte Tom schon an seinem Tisch vorbei auf die Marmortreppe zu. Instinktiv tastete er mit der linken Hand nach seiner Waffe – doch die Schlinge hinderte ihn daran. Aus lauter Verwirrung hätte er auf der dritten Stufe beinahe das Gleichgewicht verloren. Inzwischen hatte Norm ihn eingeholt. Die Pistole bereits gezogen. Nebeneinander rannten sie in den zweiten Stock. Die Büros befanden sich am Ende des südlichen Korridors. Schwaches Licht drang aus der offenen Tür des Großraumbüros. Die beiden FBI-Agenten näherten sich langsam.

Fünf Meter.

Vier Meter.

Drei Meter.

Tom trug Stiefel. Norm trug Schuhe mit harten Sohlen. Es war für beide nicht leicht, geräuschlos über die Keramikfliesen des Gangs zu schleichen. Sie versuchten es. Sie waren Profis. Und eine von ihnen war in Gefahr.

Ein Meter.

Ich geh zuerst rein!, signalisierte Tom. Er hielt seine 45er in der unverletzten Hand.

Norm schüttelte den Kopf. *Sei kein Idiot!*, formte er mit den Lippen.

Sie hatten nicht die Zeit, zu streiten. Tom gab sich geschlagen.

Norm ging voraus. Tom folgte ihm. Sie konnten schon fast in den Raum blicken.

Es war ganz still.

Und wenn Esme tot war? Sosehr Tom es auch versuchte, er konnte sich diesen entsetzlichen Gedanken einfach nicht aus dem Kopf schlagen. Er hatte sie schon früher in Gefahr gebracht. Sein ganzes Team hatte er in Gefahr gebracht. Das gehörte einfach zum Job dazu. Sie kannten das Risiko, wenn sie beim FBI anfangen. Aber Esme hatte das FBI verlassen. Esme war gegangen und Zivilistin geworden. Er hatte wissentlich und willentlich und egoistisch das Leben einer unschuldigen Frau aufs Spiel gesetzt, einer engen Freundin, und wofür? Er schluckte schwer.

Norm betrat den Raum. „Scheiße!“, raunte er.

Voller Angst folgte Tom ihm. Norm stand neben Esmes Körper. Sie lag ausgestreckt auf Daryls Stuhl. Aus der Wunde in ihrer rechten Seite tropfte Blut auf den Boden. Eine dünnere Blutspur lief aus ihrem Mund.

Norm legte die Finger an ihren Hals.

Trotz allem erledigte Tom seine Arbeit. Sein Blick flog durch den Raum auf der Suche nach dem Mörder.

„Sie hat einen Puls!“, rief Norm.

Tom rannte zum Konferenzraum. Es sah aus, als ob die Tür mit Gewalt aufgebrochen worden wäre. Vermied er es mit Absicht, Esme anzusehen, die so zerbrechlich und hilflos, so verletzt dalag? Vielleicht. Er trat ins Konferenzzimmer, sah das Einschussloch in der Wand und die verschobene Deckenplatte. Es war nicht schwer, sich die Geschichte zusammenzureimen.

Doch der Killer war verschwunden.

Wie? Jedenfalls nicht durch den Vordereingang. Wie viele Ein- und Ausgänge besaß dieses Gebäude?

Norm sprach in sein Funkgerät. Er rief einen Krankenwagen für Esme. Als er das erledigt hatte, befahl Tom per Funk, das Gebäude auf den Kopf zu stellen. Der Mann musste *irgendwo* sein. Als die Polizisten in das Rathaus schwärmten, überlegte Tom, ob er sich ihnen anschließen sollte. Das wäre eine weitere Ausrede, nicht bei Esme bleiben zu müssen

...

Nein. Es reichte. *Sei ein Mann!*

Er ging auf sie zu. Ihr haselnussbraunes Haar klebte an ihrer Stirn und ihren Wangen. Tom strich ihr ein paar lose Strähnen hinters Ohr.

„Ihr Puls ist stabil“, sagte Norm.

Tom nickte. Er hielt ihre Hand.

Die Rettungssanitäter kamen schnell. Vorsichtig sicherten sie ihren Kopf mit einer Schiene, schnallten sie auf der Trage fest und rollten sie den Korridor hinunter. Tom folgte ihnen auf Schritt und Tritt den Flur entlang in den Fahrstuhl. Nicht ein Wort wurde gesprochen.

In der Eingangshalle wurde Tom vom Polizeichef aufgehalten.

„Da ist ein geöffnetes Fenster“, setzte ihn der Mann in Kenntnis. „In einem Empfangszimmer im ersten Stock. Offenbar ist er dadurch abgehauen.“

„Mmmhmm.“

„Er hat das zurückgelassen.“ Der Polizeichef zeigte Tom eine Schuhschachtel, in der sich Ray Miltons Dienstmarke befand. Die Rettungssanitäter waren schon fast beim Krankenwagen

angekommen. Tom musste sich beeilen, wenn er sie noch einholen wollte.

„Wohin wollen Sie?“, fragte der Polizeichef. „Wir brauchen Sie hier.“ Er hatte recht. Tom musste hierbleiben. Dies war nun ein Tatort, und er war der leitende Ermittler. Jetzt zu gehen wäre fahrlässig. Für Esme konnte er jetzt sowieso nichts tun.

Trotz allem übergab Tom die Leitung Norm und ging.

Er erreichte den Krankenwagen in dem Moment, in dem die Sanitäter die Tür schließen wollten. Sie wussten, wer er war, und ließen ihn einsteigen.

Esme blieb bewusstlos.

Bewusstlos war gut, entschied Tom. Das bedeutete, dass sie keine Schmerzen hatte. Vielleicht träumte sie sogar. Wieder nahm er ihre Hand. Sie war für ihn wie eine Tochter, und sie war bewusstlos.

Er dachte an den Tag, an dem sie sich zum ersten Mal gesehen hatten. Damals stand er vor der Bürotür von Assistant Director Trumbull, um Profiler für den Fall des Haifischmörders anzuheuern. Er lächelte der jungen Frau mit dem Discman zu, die in Trumbulls Vorzimmer wartete, und setzte sich. Er hatte einen roten Aktenordner auf dem Schoß. Laut der Sekretärin telefonierte Trumbull gerade mit seinem Chef. Durchaus vorstellbar.

Die junge Frau zog den Kopfhörer ab. „Also Sie sind Tom Piper.“

„Das bin ich.“

„Und Sie sind hier wegen dem ‚Metzger von Buzzards Bay‘.“

„Ja.“

„Ich auch.“

Tom runzelte die Stirn. „Kennen wir uns?“

Sie streckte die Hand aus. „Esme Shepherd. GS-10.“

GS-10 war die niedrigste Lohngruppe für einen FBI-Agenten. Diese Frau hatte entweder erst begonnen oder war ziemlich schlecht in ihrem Job.

„Special Agent Shepherd, ich bin neugierig. Inwiefern haben Sie mit diesem Fall zu tun?“

„Ich habe die Akte gelesen.“

Wieder runzelte Tom die Stirn. „Ich verstehe nicht.“

„Sie haben per Kurier eine Akte für den stellvertretenden Direktor geschickt.“

„Mmmhmm...“

„Nun ... ich habe sie gelesen.“

„Sind Sie dem Fall zugeteilt?“

„Nein, Sir.“

„Wie sind Sie dann an eine Kopie gekommen?“

„Sie haben sie per Kurier an ...“

„Ja, aber wie kamen Sie dazu, sie zu lesen?“

„Ich habe die Kopie abgefangen.“

Tom fragte sich nicht länger, ob sie neu oder schlecht in dem Job war.

„Wieso haben Sie das getan?“

Die junge Frau zuckte die Achseln. „Ich wollte helfen. Ist ja nicht die erste Akte, die ich lese.“

„Ist nur das erste Mal, dass man Sie dabei erwischt hat.“

Trumbulls Sekretärin legte den Hörer auf. Der Assistant Director war bereit, sie zu empfangen. Beide.

Sie erhoben sich von ihren Stühlen.

„Wie es scheint, will er Publikum für meine Enthauptung.“

„Sie wissen schon, dass Sie einen Fehler gemacht haben, oder?“

„Das weiß ich nicht, Sir. Hängt davon ab, ob ich den Fall gelöst habe oder nicht.“

„Sie glauben, dass Sie etwas gefunden haben?“

„Ja, Sir, allerdings.“

„Verstehe.“

Trumbulls Büro war spärlich eingerichtet. An einer Wand hing das obligatorische Foto des Präsidenten der Vereinigten Staaten neben einem Druck von Jasper John. Die Bücherregale waren mit ungelesenen dicken Bänden vollgestopft, durch das Fenster hatte man eine großartige, wenn auch selten beachtete Aussicht auf das ländliche Virginia. Der Assistant Director erhob sich, als sie eintraten. Er war ein gut aussehender Mann mit dem vollen Haar eines Zwanzigjährigen, dem Körper eines Dreißigjährigen und der Gesetztheit eines Vierzigjährigen. Er grinste Tom warm an. Esme hingegen würdigte er keines Blickes.

„Bevor wir anfangen, Tom, wollte ich Ihnen diese junge Frau vorstellen.

Wie es scheint, interessiert sie sich sehr für Ihre Fälle.“

„Fälle?“ Tom hob eine Augenbraue. Mehrzahl?

„Sie haben immer die guten“, murmelte Esme.

„Mmmhmm.“

„Ich wollte, dass Sie hier dabei sind, Tom, weil wir derartige Verstöße gegen die Dienstvorschriften nicht tolerieren. Sie, Tom, sind das Opfer ihrer illegalen Handlungen, deswegen verdienen Sie es, dabei zu sein, wenn sie ...“

„... enthauptet wird.“

Trumbull grinste. „Nennen Sie es, wie Sie wollen. In Anbetracht der Tatsache, dass es Ihre Akten sind, die sie unberechtigt gelesen hat, möchte ich von Ihnen hören, welche Strafe Sie für gerechtfertigt halten.“ Tom zögerte. Für ihr Vergehen konnte Esme für zehn Jahre ins Gefängnis wandern.

Er drehte sich zu ihr um. Mit einem Mal wirkte sie sehr klein, was angebracht war, wo doch ihr Schicksal jetzt in seine Hände passte.

„Was, glauben Sie, herausgefunden zu haben?“, fragte er.

Und Esme erklärte es ihm: Sie glaubte, dass der ‚Metzger von Buzzards Bay‘ ein Red-Sox-Fan war.

Jedes der Opfer, erklärte sie, hatte ein verschmutztes Yankee-T-Shirt oder -Sweatshirt oder eine Baseballkappe im Gepäck gehabt.

Verschmutzt, weil sie die Sachen auf ihrer Reise bereits getragen hatten und dabei von einem Psychopathen gesehen worden waren, der Bostons Erzrivalen so krankhaft hasste, dass er auf diesen Anblick reagierte.

„Schicken Sie verdeckte Ermittler los“, sagte sie. „Sie sollen Bucky-Dent-Trikots tragen. Lassen Sie sie in Buzzards Bay herumspazieren. Vielleicht wird unser Mann nicht am gleichen Tag hinter ihnen her sein, sondern am nächsten. Und dann haben Sie ihn.“

Trumbull verdrehte die Augen.

Tom nicht.

Die Theorie mochte etwas fadenscheinig klingen (eine Mischung aus Zufälligkeit und reiner Spekulation), doch was, wenn sie recht hatte?

Er bat Trumbull, ihm eine Woche Zeit zu geben, um es zu versuchen.

Was bedeutete schon eine Woche, wenn Esmes Schicksal ganz in seinen Händen lag? Widerstrebend stimmte Trumbull zu. Tom rief Bobby Fink an, um ihm von dem Plan zu erzählen. Bobby kaufte sich eine Yankee-Jacke (was in Massachusetts keine einfache Angelegenheit war) und verbrachte den Rest des Tages damit, durch die Läden in Buzzards Bay zu spazieren.

Der Mörder machte sich am nächsten Tag am Strand an Bobby ran und wurde sofort von vier Polizisten zu Boden gerungen. Bobby las ihm seine Rechte vor. Er und Bobby bekamen die ganze Anerkennung dafür, dass der „Metzger von Buzzards Bay“ geschnappt worden war, ihr Ansehen beim FBI stieg in gewaltige Höhen. Tom nutzte diese Tatsache, um die Ermittlungen gegen Esme einstellen zu lassen. Und ein paar Monate später, als der Direktor eine Task Force ins Leben rief und Tom die Leitung übergab, warb er als Erstes Esme Shepherd an (nachdem sie versprochen hatte, niemals mehr die Dienstvorschriften zu umgehen ... zumindest nicht ohne seine Erlaubnis).

Und jetzt waren sie in Amarillo, so viele Jahre später, und Esme lag bewusstlos in einem Krankenwagen auf dem Weg ins Baptist St. Anthony's in Amarillo, Texas. Irgendwo da draußen trieb sich ihr Angreifer herum.

Wie es schien, hatte es Galileo nun auf das FBI abgesehen, und es sah nicht so aus, als ob er in naher Zukunft aufgeben oder gefasst werden würde.

11. KAPITEL

Nie zuvor im Leben hatte Lilly Toro sich so verzweifelt gewünscht, nach Hause zu fahren. Und zwar nicht in ihre Wohnung, sondern zu ihren Eltern, die in einem Mehrfamilienhaus in Oakland wohnten, in dem es fortwährend nach Kohl und/ oder Cheddar-Käse stank. Sie hatte ihre Eltern, die von ihrem Lebensstil nicht gerade begeistert waren, schon eine Weile nicht mehr gesehen. Soweit sie wusste, suchten die nicht einmal mehr nach ihrem Namenskürzel im „Chronicle“.

Doch jetzt sehnte sie sich danach, sich in ihre Arme zu werfen, vielleicht einen Teller Suppe mit ihnen zu essen, auf dem Sofa zu sitzen und sich mit ihnen in dem alten Fernseher einen Western anzusehen. Stattdessen aber hockte sie hier, in einem kleinen muffigen Zimmer im Polizeirevier von Amarillo, eintausend Meilen von zu Hause entfernt.

Man hatte ihr das Handy abgenommen. Man hatte ihr die Armbanduhr abgenommen.

„Bin ich verhaftet?“, hatte Lilly die beiden FBI-Agenten gefragt. Ihre Namen waren Hector und Anna Jackson (nicht verwandt).

„Ist nur eine Vorsichtsmaßnahme“, hatte Anna Jackson erklärt. „Für den Fall, dass er hinter Ihnen her ist.“

Dann waren sie verschwunden.

Lilly hatte keine Ahnung, wie viel Zeit inzwischen vergangen war.

Vielleicht Stunden. An der Wand fehlte eine Uhr. An der Wand fehlte eigentlich alles außer grauer Farbe. In derselben Farbe war die Tür gestrichen. Die Tür war verriegelt; sie hatte es versucht. Sie hatte mit den Fäusten dagegengeschlagen und mit den Füßen getreten.

In einer Ecke der Decke zeichnete eine kleine Videokamera alles auf.

Lilly zeigte ihren Zuschauern den Mittelfinger und setzte sich wieder auf den Stuhl. Noch mehr Zeit verging. Sie sehnte sich nach einer Zigarette.

Und nach Antworten. Aber vor allem nach zu Hause.

Die Tür öffnete sich. Jackson & Jackson schon wieder.

„Ich will einen Anwalt!“, verlangte Lilly.

Hector und Anna Jackson (nicht verwandt) wechselten einen Blick. Sie schienen sich zu amüsieren.

Lilly nicht.

„Ich bin amerikanischer Staatsbürger.“

„Ich auch“, entgegnete Hector Jackson.

„Ich ebenfalls.“ Anna Jackson hatte einen Aktenordner in der Hand, den sie auf den Tisch legte.

„Was ist das?“

„Ihre FBI-Akte.“

„Ich habe eine FBI-Akte?“

Die Agenten sahen sich erneut an. „Jetzt schon.“

Lilly starrte einen Moment auf die Akte, dann erhob sie sich. „Wenn ich nicht verhaftet bin, dann ...“

„Setzen Sie sich.“

„Ach leck mich!“ Sie steuerte auf die Tür zu. „Machen Sie auf!“

Die Agenten standen auf und kamen auf sie zu. Lilly machte ihnen Platz. Mit einem Summen entriegelte sich die Tür. Hector öffnete sie, ging hinaus, Anna folgte ihm. Bevor Lilly dasselbe tun konnte, zog Anna die Tür hinter sich zu.

„Verdammt noch mal!“, schrie Lilly und trat erneut gegen die Tür.

Sie hatten die Akte auf dem Tisch liegen lassen.

Sie wollten, dass sie darin las. Wieso?

Nein. Diese Befriedigung gönnte sie ihnen nicht.

Mit verschränkten Armen drehte sie sich um und blieb mit dem Rücken zum Tisch stehen. Die konnten sie mal.

Noch mehr Zeit verging. Vielleicht Stunden.

Lilly zog einen Stuhl in die Ecke und setzte sich mit dem Gesicht zur Wand. Die wollten Spielchen mit ihr treiben? Nun, sie konnte sturer als ein Esel sein. Sie konnte sturer als ihre *Mutter* sein, und ihre Mutter war in der ganzen Bay Area für ihre Dickköpfigkeit bekannt. Ihre Mutter weigerte sich, etwas anderes anzuhören als Vinylplatten. Ihre Mutter weigerte sich, die Existenz des Internets anzuerkennen. Ihre Mutter wählte die Republikaner.

Mehr Zeit verging.

Lilly wurde müde. Und hungrig. Und ihr war langweilig.

Sie sah hinter sich zum Tisch. Die Akte war dick. Würde ein hübsches Kopfkissen abgeben. Und wenn sie aus Versehen mal einen Blick reinwarf, nun, was konnte schon passieren?

Lilly warf aus Versehen einen Blick hinein.

Die erste Seite war eine Zeichnung, die nach ihrer Beschreibung von Ray Milton angefertigt worden war. Vielleicht lag es am Licht oder am Talent des Polizeizeichners, jedenfalls sah das Gesicht auf dem Papier aus wie das von, nun, von Robert Redford. Redford aus dem Jahr 1972. Redford als „Jeremiah Johnson“, was einer der besseren Western in der Videosammlung ihres Vaters war.

Lilly blätterte um.

Die nächste Seite war leer.

Sie blätterte weiter. Auch leer.

Sie schaute die ganze Akte durch. Leer, leer, leer, leer, leer, leer.

„Was zum ...?“

Die Tür öffnete sich. Ein Polizist mittleren Alters spazierte herein, bis auf die dunklen langen Koteletten war er vollkommen kahl.

„Hi.“ Er streckte ihr die Hand hin. „Ich bin Ray Milton.“

Lilly ließ die Akte fallen. Hunderte leere Blätter flatterten auf den harten grauen Boden.

Officer Milton betrachtete traurig das Durcheinander. Dann sah er Lilly wieder mit seinem stählernen Blick an.

„Es war bei dem Gedenkgottesdienst“, fing er dann an. „Als ich nach Hause kam, ist mir aufgefallen, dass meine Dienstmarke weg ist. Ich habe es nicht gemeldet. Was wirklich ein Fehler war, und dafür werde ich auch gebührend bestraft werden. Im Moment sind alle ziemlich aufgebracht, und ich werde die Verantwortung übernehmen.“

Lilly wischte sich über die feuchte Stirn. Wurde es hier drin wärmer?

„Ich habe nichts falsch gemacht.“

„Ich weiß.“

Er beugte sich nach unten, was ihm einige Mühe bereitete, und hob die Blätter auf. Nach kurzem Zögern begann Lilly ihm zu helfen.

„Niemand macht absichtlich Fehler“, sprach er weiter. „Ich habe eine reine Weste. Ich bin ein guter Cop. Vor einiger Zeit wurde ich verletzt – war wirklich eine dumme Sache –, und jetzt sitze ich die meiste Zeit hinter meinem Schreibtisch. Aber auch im Büro müssen eine Menge wichtige Dinge erledigt werden. Ich mag meinen Job.“

Sie legten die Blätter auf den Tisch. Officer Milton ordnete den Stapel und schob ihn dann wieder in die Aktenmappe.

„Meine Dienstmarke war weg, und das hätte ich melden müssen. Man

nennt das wohl Überheblichkeit. Doch ich kann mir beim besten Willen nicht erklären, warum er sie ausgerechnet mir gestohlen hat. Es waren Hunderte Polizisten bei dem Gedenkgottesdienst. Wieso hat er mich ausgewählt? Und was das betrifft, wieso Sie? Dort waren auch Hunderte Journalisten. Sie und ich – wir sitzen im selben Boot, Miss Toro.“

Officer Milton setzte sich laut seufzend hin. Lilly nahm neben ihm Platz. Er hob die Zeichnung hoch, kicherte kurz, legte sie dann wieder hin.

„Es war mein Ego“, sagte sie schließlich.

„Was?“

„Als er mich ansprach“, fuhr Lilly fort. „Als ich von all den Leuten mit einem Mal diejenige war mit den Insiderinformationen ... Ich dachte, ihm würde mein Aussehen gefallen. Und ich war plötzlich dabei! Ich arbeitete mit Tom Piper bei der Jagd nach einem Serienkiller zusammen! Ich habe das überprüft, übrigens. Ich habe im Revier angerufen. Ich habe denen Ihre Dienstnummer genannt. ‚Ja, Ma’am, Ray Milton ist Polizist hier. Sollen wir Sie mit ihm verbinden?‘ Ich habe nichts falsch gemacht.“

„Ich auch nicht“, entgegnete Ray Milton. „Und doch sitzen wir jetzt hier.“

„Was werden sie mit Ihnen anstellen?“

Der Polizist zuckte mit den Schultern. „Was auch immer es ist, ich werde es akzeptieren. Meine Familie? Wird es auch akzeptieren. Haben Sie Familie?“

„Ja.“

„Stehen Sie sich nahe?“

Lilly zögerte. „Nein.“

„Das ist schade. Ich weiß nicht, was ich ohne meine Familie tun würde. Aber jedem das Seine, schätze ich, oder?“

Lilly nickte und sah weg.

„Tatsache ist, Miss Toro, dass man uns nicht wegen eines Verbrechens drankriegen kann. Wir haben keine Gesetze gebrochen. Dummheit ist kein Verbrechen. Aber sie können einem trotzdem ganz schön die Hölle heißmachen. Lassen Ihnen eine leere Akte da, nur um Sie zu ärgern. Die können einen ganz verrückt machen. Und mir ist klar, dass ich im April vor einer Prüfungskommission aussagen muss.“

„Das ist nicht fair.“ Dieses Mal sprach sie ruhiger. „Ich habe nichts

falsch gemacht.“ Ihre Worte klangen leer, so leer wie ... nun, wie ein unbeschriebenes Blatt Papier.

Officer Milton drückte sich hoch. Wieder streckte er ihr die Hand hin. „Wie auch immer, ich wollte mich Ihnen nur vorstellen.“

Diesmal ergriff sie seine Hand. Der Polizist nickte ihr zu und verließ den Raum.

Die Zeit verging.

Lester Stuart bildete sich was darauf ein, bei Reisen nur einen Koffer zu brauchen, und als sein Sohn Rafe ihn anrief, wühlte er den alten blauen aus dem Schrank hervor, legte ihn auf sein Doppelbett, gab die Nummernkombination ein (7-27, Eunices und sein Hochzeitstag), und klappte ihn auf. Die Scharniere müssten mal wieder geölt werden, und die Fütterung innen war ein wenig schimmelig, doch davon abgesehen war er noch tipptopp in Ordnung. Nicht schlecht für ein vierunddreißig Jahre altes Gepäckstück, das er sich damals aus einem Sears-Katalog bestellt hatte.

Natürlich hätte Lester sich auch ein neueres Modell leisten können.

Durch lebenslange harte Arbeit in der Münzautomatenbranche war er ein wohlhabender Mann geworden. Und er war auch nicht etwa knickrig. Er hasste es nur, verschwenderisch zu sein. Warum sollte man ein neues Gepäckstück/Auto/Haus kaufen, wenn das alte noch in Ordnung war? Er begann mit den Socken und Unterhosen. Die kamen immer zuerst in den Koffer. Sie waren schließlich die Basis der Kleidung und sollten somit auch die Basis im Koffer bilden. Es gab immer einen richtigen Weg und einen falschen, und nur Narren (wie seine Schwiegertochter Esme) wählten den falschen Weg.

Zu hören, was ihr in Amarillo zugestoßen war, hatte ihn nicht sonderlich überrascht. Dieses Mädchen war eine tickende Zeitbombe. Das hatte er Rafe auch gesagt, sehr oft, mit einem Scotch in der Hand. „Liegt daran, dass sie keine Eltern hat“, hatte er erklärt. „Sie ist wie ein Boot ohne Ruder, lässt sich treiben, wohin der Wind sie bläst, selbst wenn sie mitten in einem Sturm steckt.“ Doch der Junge hatte sie trotzdem geheiratet. Zumindest hatte er genug Verstand besessen (mit etwas finanzieller Unterstützung von seinem alten Herrn) und war mit seiner Familie nach Long Island gezogen. Aber Esme konnte nicht aus ihrer Haut – sie blieb eine tickende Zeitbombe. Und jetzt lag sie auf einer

Intensivstation in Texas, und Rafe wollte hinfliegen, um bei ihr zu sein, und Lester tat wie immer das, was getan werden musste. Deshalb also der alte blaue Koffer, den er jetzt für einen unbestimmt langen Aufenthalt in Oyster Bay packte. Er musste sich um Sophie kümmern, und er war der richtige Großvater für diese Aufgabe.

Nach den Socken und Unterhosen kamen die Hosen. Lester liebte Jeans. Die waren strapazierfähig, zuverlässig und passten so ziemlich zu allem. Er faltete zwei ausgewaschene Levis zusammen. Die dritte würde er auf der Reise tragen. Auf die Jeans kamen zwei Button-down-Hemden. Dann seine Toilettenartikel, die er in eine verschließbare Gefriertüte stopfte, seine schlammbespritzten Nikes und seine Herzmittel, die er neben die Toilettensachen packte. Zum Schluss eine sehr alte Taschenbuchausgabe von Walt Whitmans Gedichtzyklus „Grashalme“ mit einer Widmung von Eunice. Es war das erste Geschenk, das sie ihm jemals gemacht hatte, und egal, wohin er auch reiste, es hatte immer einen Platz in dem alten Blauen, ganz oben.

Der Koffer ließ sich ohne Probleme schließen. Lester war bereit zum Aufbruch.

Er hatte bereits seinen Nachbar Gus Francis gebeten, sich um die Post zu kümmern, solange er weg war. Gus, ein pensionierter Colonel, hatte seine Frau in etwa zur gleichen Zeit verloren wie Lester. Unter der Woche tranken sie jeden Abend zusammen ein großes Glas Bier in Gus' Küche. Die Wochenenden gehörten der Familie.

Lester verstaute den alten Blauen im Kofferraum seines Cadillacs, ließ den Motor an (der nach fast 190.000 Meilen noch immer schnurrte), und begann die dreistündige Abenteuerfahrt durch den frostigen südöstlichen Teil New Yorks. Die ganze Fahrt wurde er von Bob Dylan begleitet. Die beste Musik des zwanzigsten Jahrhunderts – zumindest darin war er sich mit seiner durchgeknallten Schwiegertochter einig.

Tatsächlich war ihre Durchgeknalltheit der Grund gewesen, warum sein Sohn und sie sich überhaupt kennengelernt hatten. Als sie die Geschichte bei ihrer Hochzeit erzählt hatten, hatten die Gäste laut gelacht und geklatscht! Eunice hatte gelacht und geklatscht! Lester hatte sich nichts anmerken lassen. Es wäre unfein gewesen, während der Rede seines Sohnes finster dreinzublicken.

„Das alles hier“, hatte Rafe verkündet, „verdanken wir einer

Bekannschaftsanzeige.“

Der Bräutigam griff in die linke Smokingtasche und zog eine Anzeige heraus, fein säuberlich ausgeschnitten und laminiert. Die Hochzeitsgäste lauschten verzückt. Esme, die neben ihm saß, wurde rot.

„Singlefrau“, las er vor, „achtundzwanzig, auf der Suche nach intelligentem Leben im Universum. Mit einer Vorliebe für Erdlinge. Bonuspunkte für Spontaneität, Kreativität und Aufgeschlossenheit. Muss gerne reisen!“

Er lächelte seine Braut an und schob die Anzeige wieder in seine Tasche. „Ich habe auf diese Anzeige nicht geantwortet, weil ich zu der Zeit bis zum Hals in meiner Dissertation steckte. Zum Glück hatte ich einen Mitbewohner.“

Rafe zeigte auf Tisch 1. Donnie Washington, ehemaliger Mitbewohner und aktueller Trauzeuge, stand auf (und auf und auf – bei 2 Meter 01 hörte er auf) und verbeugte sich.

„Du schuldest mir was!“, rief Donnie. „Ich bin noch immer Single!“ Die Gäste lachten. Donnie setzte sich wieder.

Rafe fuhr fort: „Donnie hat auf die Anzeige geantwortet. Zwei Tage später haben sich er und unsere reisefreudige Singlefrau in einem Café namens ‚Lemon Yellow‘ in der K Street verabredet. Am Abend davor hatte Donnie uns was zu essen liefern lassen. Ich hatte Hähnchen mit Brokkoli bestellt, er bekam Garnelen und Schweine-Chow-Mein – und eine Lebensmittelvergiftung.“

Lester sah sich die Leute an. Sie hörten seinem Sohn gebannt zu. Offenbar war er durch die vielen Vorlesungen zu einem wirklich guten Redner geworden. Lester bewunderte die Redetechnik seines Jungen – auch wenn er den Inhalt der Rede ablehnte.

„Donnie hatte keine Telefonnummer von dem Mädchen. Wenn man eine Bekannschaftsanzeige aufgibt, werden die privaten Kontaktdaten nicht herausgegeben. Donnie und die Singlefrau hatten einander anonym geschrieben. Er hatte keine Möglichkeit, direkt mit ihr in Verbindung zu treten und das Treffen zu verschieben, war aber ebenso wenig in der Lage, sich drei Schritte von der Toilettenschüssel zu entfernen. Also bat er mich, an seiner Stelle zu gehen, der unbekannten Frau die Situation zu erklären und ein späteres Treffen zu vereinbaren. Und ich ging hin.“ Rafe blickte wieder zu Esme und nahm ihre Hand.

„Als ich an diesem Abend die Wohnung verließ, war ich nervös. Ihr müsst verstehen – zu dieser Zeit habe ich nur für meine Doktorarbeit gelebt. Überhaupt mal woandershin als auf den Campus zu fahren, war schon eine große Sache, und ich dachte, dass ich deswegen so nervös war. Doch vielleicht ahnte ich es schon. vielleicht wusste ein Teil meines Unterbewusstseins, wie wichtig die nächsten Stunden werden würden. Ich betrat also um Viertel vor neun das ‚Lemon Yellow‘ ... und da war sie.“

War das romantisch? Sicher. So wie Romeo und Julia, und die Geschichte war auch ganz hervorragend ausgegangen, nicht wahr? Lester schüttete seinen Champagner herunter. Da Esme keine Eltern hatte, hatte Eunice ihn überredet, die Kosten für die Hochzeit zu übernehmen. Ausgerechnet er!

„Sie hatte Donnie geschrieben, dass er sie ganz leicht erkennen könne, weil sie ihr FBI-Akademie-Sweatshirt tragen würde. Sie hatte allerdings nicht geschrieben, wie schön sie war. Ich betrat das ‚Lemon Yellow‘, und sie saß auf einem dieser komischen alten Sofas, die man auf dem Flohmarkt bekommt – so ein Café war das. Sie saß also auf einem dieser alten Sofas und hörte Musik auf ihrem CD-Player. Ich setzte mich neben sie und fragte, was sie hörte. Und was hörte sie? Die Sex Pistols! Bekanntermaßen die richtige Musik für die Liebe auf den ersten Blick.“ Gelächter, Gelächter.

„Ich habe ihr von Donnie erzählt. Ich sagte, wie gerne er jetzt hier wäre, obwohl er Punkmusik hasste. Doch dass er ein netter Kerl wäre und blablabla, und dann habe ich ihr Donnies Telefonnummer gegeben. Nun, damit hatte ich meine Pflicht getan, oder? Ich meine, zu Hause wartete eine Monster-Dissertation auf mich. Ich hatte keine Zeit, in schicken Cafés rumzuhängen, und schon gar nicht hatte ich die Zeit, ein atemberaubendes Mädchen zum Kaffee einzuladen. Doch Ladies und Gentlemen – ein Blick auf sie genügte, und ich verlor vollkommen den Verstand.“

Die Gäste machten „Aah“ und „Ooh“.

Lester spülte noch mehr Champagner hinunter. Sein Sohn hatte den Verstand verloren, zumindest das gab er zu.

„Wir begannen uns zu unterhalten. Über nichts Bestimmtes. Sie sagte, dass ihr Name Esme sei und sie für das FBI arbeitete. Wir redeten und

redeten. Ich holte ihr noch einen Kaffee. Gegen Mitternacht rief Donnie mich auf meinem Handy an, um zu hören, was geschehen war. Ich ließ ihn auf die Mailbox sprechen. Entschuldige noch mal, Kumpel.“

Donnie hob sein Glas.

„Unsere Unterhaltung ging weiter. Das alte Sofa war richtig gemütlich. Jedenfalls war es auf einmal drei Uhr morgens, und wir wurden rausgeworfen. Drei Uhr morgens! Nun, wir gingen zusammen hinaus in die Nacht, aber keiner von uns war müde. Ich fragte sie, ob sie Lust hätte, ein bisschen durch die Gegend zu fahren. Sie sagte Ja.“

„... muss gerne reisen“, warf Esme lächelnd ein.

Die Hochzeitsgesellschaft lachte.

„Wir fuhren durch so ziemlich jede Straße in der D.C. Metro Area. Keine Fahrroute, kein Ziel. Nur wir zwei und die Stadt und die Sex Pistols. Ab und zu habe ich sie verstohlen angeschaut. Und dann habe ich ihr irgendwann die eine Frage gestellt, die mir schon die ganze Zeit auf der Zunge brannte: ‚Wozu muss so ein umwerfendes Mädchen wie du eine Annonce in der Washington Post aufgeben?‘ Ihre Antwort? ‚Ich suche jemanden, mit dem ich zu Hochzeiten gehen kann.‘ Und hier sind wir!“

Alle applaudierten. Jemand stand auf, und die anderen folgten.

Schließlich begann auch Lester zu klatschen.

Rafe und Esme nahmen sich an den Händen und küssten sich.

Am Tisch Nummer 8 waren ihre Kollegen vom FBI, auch ihr Boss, dieser Hippie mit dem lauten Motorrad. Sie alle schienen sich für Esme zu freuen. Wie würden sie sich erst freuen, wenn sie kündigte? Lester genoss einen Moment lang das Gefühl, einen Wissensvorsprung zu haben. Rafe und er hatten bereits die Verträge für das Haus in Oyster Bay unterzeichnet. Das Vorstadtleben würde seine Schwiegertochter schon bändigen!

Lester fuhr von der Autobahn ab. Die Bob-Dylan-CD war bereits zum vierten Mal durchgelaufen und kurz davor, wieder bei „Like a Rolling Stone“ anzufangen. Das ist bestimmt ihr Lieblingslied, überlegte Lester. Er bog in die idyllische Siedlung ein. Sie waren nun seit sieben Jahren verheiratet. Sieben Jahre, und trotzdem hatte sie es geschafft, sich aus dem Kokon auszuwickeln und irgendwo Meilen entfernt Scheiße zu bauen.

Lester war nicht herzlos. Es tat ihm schrecklich leid – für seine Enkelin. Es konnte Tage, sogar Wochen dauern, bis Rafe zurückkam. Andererseits konnte Lester auf diese Weise viel Zeit mit seiner geliebten Sophie verbringen, genug Zeit, um ihr ein paar Dinge beizubringen. Über Verantwortungslosigkeit und über ihre Mutter.

12. KAPITEL

„Ich bin nicht tot?“

Der Arzt runzelte die Stirn. „Wären Sie das gern?“

Esme versuchte sich aufzusetzen, schaffte es aber nicht. Sie war viel zu schwach. Es bedeutete schon eine olympische Anstrengung, überhaupt nur die Augen offen zu halten.

In dem kleinen Krankenzimmer waren die Jalousien zugezogen. Rechts von ihr piepte ein Herzmonitor. Daneben stand ein Gestell, an dem Gestell hingen zwei Beutel: einer halb gefüllt mit einer klaren Flüssigkeit, vielleicht Morphin, und der andere mit einer roten Flüssigkeit, bei der es sich nur um Blut handeln konnte. Beide tropften durch dünne Nadeln in ihren rechten Arm.

Sie roch Desinfektionsmittel und Körperausdünstungen.

„Haben Sie Schmerzen?“, fragte der Arzt.

Esme konzentrierte sich auf ihn. Kleiner dunkler Mann, großer weißer Mantel. Auf dem Namensschild stand „DR. ACHMED AZIZ“.

„Können Sie das spüren?“ Er kitzelte ihre linke Fußsohle. Seine Fingerspitzen waren weich, wie bei einem Kind. Er beobachtete ihre Reaktion, dann kitzelte er ihren rechten Fuß. Unfreiwillig musste sie grinsen. Esme war ziemlich kitzelig.

„Mrs Stuart“, sagte er. „Sie haben großes Glück gehabt.“

„Warum kann ich mich nicht aufsetzen?“

„Sie tragen ein Stützkorsett und können deshalb Ihren Oberkörper nicht richtig bewegen. Wenn Sie sich jetzt aufsetzen würden, könnten die Klammern aufgehen, und dann hätten wir den Salat, nicht wahr?“

Esme blinzelte. „Klammern?“

„Mit denen wir Sie zusammengeflickt haben, Mrs Stuart. Nach der Operation.“

„Operation?“

Dr. Aziz beugte sich über sie. „Mrs Stuart, wissen Sie, welches Jahr wir haben?“

„Ja“, antwortete sie und sagte es ihm.

„Und wer ist der Präsident der Vereinigten Staaten?“

Das sagte sie ihm auch.

„Und was ist das Letzte, woran Sie sich erinnern können, bevor Sie hier aufgewacht sind?“

Esme runzelte die Stirn. Das Letzte? Sie hatte an ihrem Schreibtisch in Oyster Bay gesessen – nein, das stimmte nicht. Sie war in ein Flugzeug gestiegen. Sie war in Texas. In Amarillo. Ein Sniper war auf freiem Fuß. Sie half dem FBI, ihn zu schnappen. Sie half Tom.

„Wo ist Tom?“

„Mrs Stuart, es ist wichtig, dass Sie mir sagen, woran Sie sich erinnern können.“

Die Schuhschachteln. Das Video. Die „Unity for a Better Tomorrow“. Sie war im Konferenzraum des Rathauses gewesen. Sie hatte den Fall gelöst. Sie wollte gerade Tom anrufen und ihm sagen, was sie herausgefunden hatte. Auf ihrer Mailbox waren mehrere Nachrichten gewesen. Rafe entschuldigte sich. Dann ein Schuss. Galileo! Die Kugel traf sie aber nicht. Sie kletterte in die Decke. Doch die brach unter ihr zusammen, der Sniper kam auf sie zu und drückte ihr den Gewehrlauf an die Schläfe und ...

„Mrs Stuart?“ Er hob eine Augenbraue. „Was ist los?“

„Er hat mich nicht erschossen.“

„Erschossen?“, wiederholte der Arzt. „Nein.“

Sie sah in seine ruhigen braunen Augen. „Ich muss mit Special Agent Tom Piper sprechen.“

„Mrs Stuart, wissen Sie, warum Sie im Krankenhaus sind?“

„Ich bin gefallen.“

„Ja. Das sind Sie. Und ein Stück Holz hat Ihre rechte Niere durchbohrt. Als Sie hier ankamen, hatten Sie mehrere Liter Blut verloren. Sie wären beinahe gestorben, Mrs Stuart.“

Nein. Das war unmöglich.

„Den Blutverlust konnten wir ausgleichen, aber Ihre Niere hat irreparablen Schaden erlitten. Wir mussten eine Notnephrektomie vornehmen.“

„Eine Not...?“

„Wir mussten Ihre Niere entfernen.“

„Wow.“

„Sie werden noch ein paar Tage in dem Stützkorsett liegen, um Ihre Bewegungen auf ein Minimum zu beschränken. Wir müssen außerdem

sorgfältig beobachten, ob Ihre andere Niere die Arbeit für beide übernimmt. Dass man in einer Badewanne voller Eis aufwacht und am nächsten Tag wieder zur Arbeit gehen kann ist nur ein Mythos ...

Allerdings ...“

„Allerdings?“

„Ihre Elektrolyten und Ihr Blutdruck sehen sehr gut aus. Vorausgesetzt, Sie versuchen nicht alle fünf Sekunden, sich aufzurichten, und Sie versprechen mir, nicht mehr aus irgendeiner Decke zu fallen, dann sollten Sie innerhalb von sechs Wochen wieder auf dem Damm sein. Möglicherweise wird es da und dort zu dauerhafter Steifheit kommen, aber ... Warten Sie, Mrs Stuart, hier ist ein Taschentuch. Sie weinen ja!“ Kurz nachdem der Arzt gegangen war, ließen die Schmerzmittel Esme wieder einschlafen. Als sie erwachte, war es Nacht. Die Jalousie war noch immer geschlossen, doch wo sich vorher etwas Sonnenlicht durchgezwängt hatte, war jetzt nichts als Dunkelheit.

„Esme?“

Erschrocken sah sie vom Fenster zur linken Seite ihres Bettes. Dort stand jemand im Schatten. Sie brauchte einen Moment, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen.

„Rafe?“

Sein Gesicht leuchtete auf. „Ich bin's, Gummibärchen. Ich bin hier.“ Sie spürte, wie sich seine großen Pranken um ihre linke Hand wanden, und erwiderte sein Lächeln. Dann sah sie an ihm vorbei. War Sophie auch hier?

„Wen suchst du, Baby?“ Seine Stimme klang angespannt. „Ich bin doch hier.“

„Wer ...“ Esme schluckte. Ihr Hals war trocken. „Wer passt auf Sophie auf?“

Rafe entspannte sich. Was immer ihn kurz gestört hatte, war vorbei.

„Mein Vater. Er hat alles stehen und liegen lassen, um zu kommen. Damit ich bei dir sein kann.“

„Danke“, krächzte Esme.

„Möchtest du Wasser? Schwester, können Sie meiner Frau etwas Wasser bringen? Schwester?“

Eine Frau betrat das Zimmer und zeigte Rafe freundlich, wo sich das Waschbecken befand (nicht zu übersehen) und wo die Becher waren

(frech versteckt genau daneben). Kurz darauf rann süßes texanisches Wasser durch Esmes Kehle.

Rafe setzte sich. „Ich wohne im Holiday Inn auf der anderen Straßenseite“, erzählte er. „Ist ganz nett. Die Häuser haben alle so unechte Lehmmauern. Vom soziologischen Standpunkt aus handelt es sich um eine interessante Stadt.“

Esme lächelte ihn an. Sie war zu erschöpft, um zu sprechen.

„Ich wollte dir etwas im Geschenkeladen kaufen, aber ich konnte mich nicht entscheiden. Die hatten Nelken, aber keine grünen, und ich weiß ja, dass du die grünen magst. Ich weiß zwar nicht, warum, aber beinahe hätte ich dir einen Teddybär gekauft. Vielleicht nehme ich Sophie einen mit.“

Esme nickte.

„Also ...“ Er sah auf den Boden. „Hast du meine Nachricht auf der Mailbox abgehört?“

„Ja.“

„Ich habe jedes Wort so gemeint, Esme. Ich war ein Vollidiot. Und wir beide wissen, dass ich das nicht zum ersten Mal war. Es ist nur ... ich wollte nicht, dass dir etwas passiert ...“ Er hob den Blick und sah sie an. „Keine Angst, jetzt kommt nicht: ‚Ich habe es dir doch gesagt.‘ Was passiert ist, ist passiert.“

Esme zwang sich zu einem Grinsen. Sie kaufte ihm dieses verständnisvolle Getue kein Stück ab – aber es war doch nett, dass er es wenigstens versuchte, oder?

„Also, hast du schlimme Schmerzen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Das ist gut. Der Doktor denkt, dass du innerhalb kürzester Zeit wieder joggen kannst. Ich wollte ihn auf einen Termin festnageln, aber er hat sich geweigert, einen genauen Zeitpunkt zu nennen. Ist ja auch nicht weiter wichtig. Wenn er sechs Wochen sagen würde, wärst du in vier fit. So bist du eben.“

Esme antwortete mit einem Schulterzucken.

„Im Holiday Inn gibt es ein Restaurant, und ich habe mir mal die Speisekarte angesehen, bevor ich hierherkam. Deren Spezialität ist ein Zweikilosteak. Wer das schafft, ohne dabei an einem Herzinfarkt zu sterben, darf seinen Namen an die Tafel schreiben. Ein Zweikilosteak!

Kannst du dir das vorstellen? Wo wir gerade von Steak sprechen, du hast doch bestimmt Hunger. Soll ich die Krankenschwester bitten, dir was zu essen zu bringen?“

Esme antwortete, doch ihre Stimme war zu schwach und ihre Aussprache zu undeutlich von den Schmerzmitteln. Rafe erhob sich von seinem Stuhl und beugte sich vor, bis er fast die Lippen seiner Frau berührte.

„Was hast du gesagt?“, fragte er. „Was möchtest du?“

„Tom“, flüsterte sie. „Ich muss mit Tom sprechen.“

Während Tom sich mit der Bürgermeisterin unterhielt, kackte ein Vogel auf seine Harley. Als er aus dem Rathaus trat, entdeckte er die weiße Schmiere auf seinem Ledersitz, trottete zurück ins Rathaus, um Seife und Papiertücher zu besorgen, und deshalb erreichte ihn der Anruf auf der Männertoilette im ersten Stock. Esme war aufgewacht.

Doch zuerst musste er noch beim Polizeirevier vorbeischaun.

Neben den vielen, vielen beunruhigenden Fragen, die dieser Fall aufwarf, stellte sich nun folgende: Warum war der Mörder ins Rathaus gegangen? Er hatte nicht wissen können, dass noch jemand dort war. Eigentlich hätte er annehmen müssen, dass die komplette Task Force die Parkgarage bewachte. Und wenn er nicht ins Rathaus gegangen war, um einen FBI-Agenten zu töten, was war dann sein Ziel gewesen?

Tom fuhr zum Polizeirevier. Trübe Wolken wälzten sich über den Himmel. Bald würde es regnen. Der Motor vibrierte an seinen Motorradhosen. Manche Kollegen fanden es unseriös, dass er immer mit dem Motorrad unterwegs war. Die taten Tom leid, denn sie hatten offenbar keine Ahnung von der wahren Liebe.

Er parkte vor dem Polizeirevier, befestigte seine Ausrüstung, nahm den Hintereingang und ging zwei Stockwerke hinunter ins Kellergeschoss, wo sich das Kriminallabor befand. Fast sämtliche Geräte aus dem Großraumbüro im Rathaus waren für die forensische Analyse über Nacht hierher geschafft worden. Daryl, Latexhandschuhe an den Händen, arbeitete gerade an einem der Laptops.

„Sprich mit mir“, forderte Tom ihn auf.

„Das ist Esmes Laptop, den sie im Konferenzraum benutzt hat.“ Daryl sah ihn an. „Nur dass sie nicht die Letzte war, die ihn benutzt hat.“

Toms Herz machte einen Sprung. Er setzte sich. „Erklär mir das.“

„Jeder andere Computer im Büro wurde gegen 20 Uhr abgeschaltet. Ich habe die BIOS überprüft, um sicher zu sein. Esmeras allerdings wurde gar nicht abgeschaltet.“

„Sie saß noch dran, als wir gegangen sind.“

„Ja. Und ich habe den gesamten Verlauf ihrer Suchanfragen und der besuchten Websites. Nun, überraschend ist, was um 21.58 Uhr geschehen ist.“

„Und was?“

Daryl öffnete ein Fenster auf dem Laptop und deutete auf eine Serie von Algorithmen. „Siehst du?“

„Ja. Und was sehe ich da?“

„Um 21.58 Uhr hat jemand ein unbekanntes externes Gerät in den USB-Anschluss gesteckt. Ich denke, es war tragbare Hardware.“

„Daryl, wonach hat er gesucht? Was wollte Galileo sich im Rathaus holen?“

„Das ist es ja. Ich weiß es nicht.“

„Aber ...“

Er öffnete ein weiteres Fenster, eines, das Tom kannte. Die Fehleranzeige von Windows. „Er hat das Betriebssystem zerstört“, erläuterte Daryl. „Aber der Virus ist nicht besonders kompliziert, das bekommen wir leicht wieder hin.“

„Indem Windows neu installiert wird.“

„Und wir die Festplatte neu formatieren.“

Tom rieb sich die Schläfen. „Hast du irgendwelche Fingerabdrücke gefunden oder sonstige Spuren?“

„Wir haben ein paar Haare. Die passen zu der Beschreibung, die Lilly uns gegeben hat. Kurz. Blond.“

„Das ist ja großartig!“, fluchte er. „Jetzt können wir ...“

„Sie stammen von einer Perücke, Tom.“

Tom seufzte. Natürlich. Zurück auf Anfang. Nein, das stimmte nicht ganz. Da war noch immer Esme. „Ich bin bald zurück.“

Sekunden später war er bereits auf dem Weg zum Krankenhaus. Dort angekommen, jagte er die Treppen hinauf in den zweiten Stock (an den Polizisten vorbei, die er *überall* stationiert hatte – so etwas wie die Geschichte mit dem Fire Chief würde nicht noch einmal geschehen). Sich hier wiederzufinden jagte einen Déjà-vu-artigen Schmerz durch

seine linke Schulter – noch eine Botschaft, die der Sniper hinterlassen hatte. Und doch war er voller Hoffnung, dass es Esme gut ging und sie den Fall gelöst hatte.

Rafe fing ihn auf dem Flur ab.

Zuerst erkannte Tom ihn nicht. Seit sie sich das letzte Mal gesehen hatten, hatte Rafe ziemlich dünnes Haar und einen dickeren Bauch bekommen. So veränderte einen die Zeit.

Rafe erkannte Tom sofort. „Nun“, begrüßte er ihn. „Ich wollte Sie gerade anrufen.“

„Da war der Arzt schneller“, antwortete Tom. „Er hat mir gesagt, dass sie wach ist. Und dass sie wieder ganz gesund wird.“

„Sie ist eine Kämpfernaut.“

„Ja. Das ist sie.“

Tom machte einen Schritt nach vorn, doch Rafe stellte sich ihm in den Weg.

„Wo waren Sie?“

Tom hob eine Augenbraue. „Was meinen Sie damit?“

„Als Esme herabgestürzt ist. Ich frage Sie nicht, warum Sie sie nicht aufgefangen haben. Ich bin nur neugierig, wo Sie waren.“

„Wir haben versucht, den Mann zu verhaften, der für all das verantwortlich ist ...“

„Sicher. Ja. Und, haben Sie? Ihn verhaftet, meine ich?“

„Noch nicht. Deswegen muss ich ja mit Esme sprechen.“

„Ich verstehe. Um sich zu entschuldigen.“

Tom sah an Rafe vorbei. Esmes Zimmer war nur wenige Schritte entfernt. Es wäre ein Leichtes, auch mit seinem verletzten Arm, diesen dicken Mann zur Seite zu schubsen und reinzugehen. Doch Tom riss sich zusammen. Das Letzte, was Esme jetzt brauchen konnte, war ein Ehemann mit einem blauen Auge. „Ich wollte Esme niemals in Gefahr bringen, Rafe. Ich fühle mich wegen dieser Sache genauso schlecht wie alle anderen.“

„Ich bin ziemlich sicher, dass *sie* sich schlechter fühlt.“

Wieder wollte er einfach weitergehen, doch Rafe rührte sich nicht.

Tom hatte keine Zeit für so was.

„Also, dann erzählen Sie mal, Special Agent Piper! Erzählen Sie, was Sie tun wollen, um das wiedergutzumachen.“

„Wiedergutzumachen?“

„Ich meine nicht finanziell. Ich bin mir sicher, dass Esme alle möglichen Verzichtserklärungen unterschreiben musste. Natürlich wird der Staat keine Verantwortung übernehmen. Deswegen frage ich Sie. Sie, Tom Piper! Was werden Sie tun, um wiedergutzumachen, dass Sie meine Frau hierher gezerrt und beinahe getötet haben?“

Rafes Stimme bebte, seine Augen waren feucht vor Wut.

„Hören Sie ...“, begann Tom, doch Rafe konnte sich nicht länger zusammenreißen. Er holte weit aus und zielte direkt ins Gesicht seines Gegners. Tom seinerseits hatte mit so etwas gerechnet, er wich dem Schlag problemlos aus. Bevor Rafe erneut die Faust ballen konnte, hatte Tom ihn in den Unterleib getreten – nicht allzu fest, aber auch nicht gerade sanft. Rafe fiel nach Luft japsend auf die Knie.

„Sie hatten immer schon ein ganz schönes Temperament“, murmelte Tom, dann drückte er sich an ihm vorbei und bedeutete einer Krankenschwester, sich um den armen Rafe zu kümmern, der noch immer auf den Knien kauerte. Während sie ihm zu Hilfe eilte, trat Tom in Esmes Zimmer und schloss die Tür hinter sich.

Sie starrte ihn an.

„Ich habe euch gehört!“, krächzte sie.

Tom schnitt eine Grimasse. „Das hab ich schon befürchtet.“

„Hast du ihn geschlagen?“

„Nein.“

„Könntest du es dann jetzt tun?“

Lächelnd ging er auf ihr Bett zu. Sie sah so winzig aus!

„Er meint es gut.“

Esme nickte. Das wusste sie auch.

Tom legte eine Hand auf ihre Schulter. „Tut mir leid, Esmeralda!“

Sie versuchte mit den Schultern zu zucken, doch das Stützkorsett erlaubte ihr nur, das Kinn zu heben. „Ich bin kein Kind mehr. Ich kannte das Risiko.“

„Mmmhmm.“

Esme deutete auf die Tasse. Behutsam flößte Tom ihr etwas Wasser ein.

„Ich habe ihn genau gesehen“, ächzte sie. „Lillys Beschreibung war ziemlich gut. Er ist mittelgroß. Blondes Haar. Er ...“

Tom schüttelte den Kopf. „Das war eine Perücke.“

„Eine hübsche Perücke.“ Sie nahm noch einen Schluck. „Er wusste, dass wir ihn reinlegen wollten?“

„Ja.“

„Er ist klug.“

„Ja.“

„Ich bin klüger.“ Und ein Grinsen breitete sich auf ihren rissigen Lippen aus.

Tom setzte sich.

„Es geht um die Wahl“, erklärte sie. „Es gib eine Organisation, die sich ‚Unity for a Better Tomorrow‘ nennt. Eine christliche Organisation. Sie sponsern Auftritte von Kellerman. Der erste war in Atlanta im vergangenen November. Und rate mal, wo der zweite war?“

„Amarillo.“ Tom dachte einen Moment nach. „Das Mencken-Zitat auf dem Video. Galileo ist ein Fanatiker.“

„Wie die meisten Psychopathen.“ Sie trank noch einen Schluck Wasser.

„Die nächste Veranstaltung hat in Santa Fe stattgefunden, kurz nach Weihnachten. Dahin wird er als Nächstes gehen.“

„Was für ein Zufall“, entgegnete Tom. „Weil wir da als Nächstes auch hingehen.“

Esme nickte.

Schweigen breitete sich zwischen ihnen aus. Schweigen und Erinnerungen.

Dann: „Er hätte mich umbringen können, Tom.“

„Ich weiß. Du hattest großes Glück.“

„Nein.“ Sie holte Luft. „Er hatte mir das Gewehr schon an den Kopf gehalten. Er hätte mich töten können, er hätte nur abzudrücken brauchen. Aber das hat er nicht. Wieso nicht?“

„Ich weiß es nicht. Aber bald werde ich ihn treffen. Und dann werde ich ihn fragen, okay?“

Sie nickte schwach. Die letzten paar Minuten hatten sie sehr erschöpft, sämtliche Kraft schien sie verlassen zu haben.

Tom wusste, dass es nun an der Zeit war, zu gehen. Er küsste sie auf die Stirn.

„Es tut mir leid“, flüsterte er.

Esme murmelte etwas.

„Wie bitte?“ Er beugte sich vor. „Ich hab dich nicht verstanden.“

Doch da war sie schon eingeschlafen.

13. KAPITEL

In San Francisco das Wetter richtig vorherzusagen war unmöglich. Keine noch so ausgefeilte Technologie oder Wissenschaft konnte im Voraus erkennen, wie warm, kalt, trocken, feucht, windig, windstill das Wetter selbst im nächsten Moment sein würde. Jahreszeiten konnte man vergessen. Denn in der Stadt war es oft genug warm, kalt, trocken, feucht, windig und windstill zur selben Zeit.

Am ersten März brauten die Wettergötter eine heftige Mischung zusammen. Es begann mit Nebel, wie fast immer. Die Einwohner wachten in einer weißen Suppe auf und machten sich mit Taschenlampen bewaffnet auf die Suche nach der Morgenzeitung. Lilly Toro benutzte ihr Bic-Feuerzeug, um den „San Francisco Chronicle“ zu holen und auf den Küchentisch ihrer Exfreundin Penny zu legen. Penny war bereits weg. Sie arbeitete in der Frühschicht bei einem 24-Stunden-Sexshop drüben in Chinatown. Normalerweise wäre Lilly auch längst unterwegs, entweder auf einem Termin oder auf dem Weg in die Mission Street, doch seit zwei Tagen war sie freigestellt.

„Das Problem“, hatte ihr Redakteur erklärt, „ist, dass dein Ehrgeiz größer war als dein gesunder Menschenverstand. Du bist sehr talentiert, Lilly, aber außerordentlich unreif. Tatsache ist, dass du die Sicherheit von Polizisten aufs Spiel gesetzt hast.“

Wenn ihr Informant ein echter Informant gewesen wäre, wäre nichts davon geschehen. Sie hätte eine fantastische Story geschrieben und eine Gehaltserhöhung anstelle einer Abmahnung bekommen. Sie hätte sich vor Angeboten nicht retten können und müsste nicht länger bei ihrer Exfreundin wohnen. Und es wäre überhaupt nicht schlimm gewesen, mit einem echten Informanten zu sprechen. Im Gegenteil: Die Zusammenarbeit zwischen dem FBI und der örtlichen Polizei hätte sich auf diese Weise sogar verbessert.

Und was den Ehrgeiz betraf – das war schließlich Amerika. Seit wann war es in Amerika ein Verbrechen, ehrgeizig zu sein? War sie unreif, naiv? Lilly setzte sich an den Küchentisch, zündete sich eine Marlboro an und stieß den Rauch aus. Wer benahm sich heutzutage denn nicht idiotisch?

Immerhin las sie Zeitung.

Als sie zum Wirtschaftsteil kam, war der Himmel draußen schwarz geworden wie getrocknetes Blut, und die ersten Donnerschläge rollten durch die Stadt. Lilly musste das Küchenlicht anknipsen, um weiterlesen zu können. Sie rauchte inzwischen ihre dritte Zigarette. Der Becher, den sie als Ascher benutzte, war schon hübsch voll.

Sie hätte die Zeitung auf ihrem Hello-Kitty-Laptop lesen können. SFGate.com war eine der ältesten und beliebtesten Websites im Land. Ganz am Anfang hatte ihr erster Job darin bestanden, sich um den Inhalt der Seite zu kümmern. Das führte zu einem eigenen Blog, der wiederum führte zu kleinen Artikeln, und das führte dahin und das Nächste dorthin und so weiter.

Jetzt regnete es in Strömen.

Lilly blätterte zum Sportteil. Die Giants trainierten für ihr erstes Vorbereitungsspiel. Ihr Gegner waren die Dodgers. Wie lustig, dass zwei New Yorker Mannschaften, zwei Rivalen, im selben Staat im Westen gelandet waren. Die Begeisterung für Baseball hatte Lilly von ihrem Vater. Dieser Mann liebte seine Western, und er liebte sein Baseball. Wie durch und durch amerikanisch.

Sie hatte seit ihrer Rückkehr noch nicht mit ihren Eltern gesprochen. Die hinterließen zwar immer wieder Nachrichten auf ihrem Handy, fragten, ob es ihr gut gehe, ob sie irgendetwas für sie tun könnten. Sie hatten aus der Zeitung von ihrem Martyrium erfahren. Doch das war zu wenig, und es war zu spät. An dem Tag, an dem sie sich geoutet hatte, damals mit fünfzehn, war sie von ihnen praktisch auf die Straße gesetzt worden. Und jetzt auf einmal wollten sie ihr helfen?

Draußen jammerte eine Katze. Jemand musste sie draußen im Regen gelassen haben. Armes Ding. Lilly überlegte, ob sie hinaus in das Unwetter rennen sollte, um die Katze zu retten. Sie wusste, dass Penny Thunfisch im Schrank hatte.

Sie blätterte zum Lokalteil.

Ja, sie hätte die Zeitung auf ihrem Laptop lesen können, doch bedrucktes Papier war so viel sinnlicher. Sie mochte es, wenn ihre Finger schwarz wurden. Das hatte etwas Symbolisches. Oder sie war auf ihre Weise einfach genauso konservativ wie ihr alter Herr.

Draußen schrie die Katze noch immer.

Gerade wollte sie die Zigarette ausdrücken und das arme Tierchen retten, als ein Bericht im Lokalteil ihre Aufmerksamkeit erregte.

Präsidentschaftskandidat Bob Kellerman sollte heute auf der Sproul Plaza sprechen, dem historischen Versammlungsort der University of California, Berkeley. Zweifellos würde der „Chronicle“ seine lahmen politischen Korrespondenten hinschicken. Aber war einer von denen vielleicht mit Deedee Rimes auf die Highschool gegangen, Sergeant bei der Campus-Polizei von Berkeley?

Lilly suchte nach ihrem Handy.

Deedee war nicht gerade erfreut. „Das soll doch wohl ein verdammt Witz sein, L.“, rief sie.

„D., du schuldest mir was ...“

„Fang bloß nicht damit an.“

„In der elften Klasse ...“

„Nicht, L.“

„Wenn ich diesen Essay nicht für dich geschrieben hätte ...“

„Ach du guter Gott.“

„D., du weißt, dass ich recht habe.“

„Natürlich weiß ich, dass du recht hast. Schließlich erinnerst du mich jedes verdammte Mal daran, wenn wir ein Bier trinken gehen. Du erzählst es dem Barkeeper. „Meine Freundin Deedee gibt mir jetzt einen Drink aus. Wollen Sie wissen, warum?““

Lilly nuckelte an ihrer Marlboro und seufzte Rauchschwaden. „Ich habe echt Probleme, D. Kein Glück gehabt in letzter Zeit. Ich brauche das.“

Schweigen am anderen Ende. Dann: „Danach sind wir aber endgültig quitt, L. Wenn du die elfte Klasse auch nur erwähnst, trete ich dir so fest in den Hintern, dass sogar deine Vorfahren noch Krücken brauchen.“

Kapiert?“

Lilly hatte kapiert und hüpfte unter die Dusche. Sie verstand so gut wie gar nichts von Politik, doch ein Exklusiv-Interview mit einem nationalen Politiker war etwas Besonderes, wie man es auch drehte und wendete. Sie brauchte nichts anderes zu tun, als ihm oder seinen Mitarbeitern die richtigen Fragen zu stellen – und so unerbittlich nachhaken, wie es sich diese Schlafmützen von politischen Journalisten niemals trauen würden. Und dann würde sie von ihrem Herrn und Meister, dem „San Francisco Chronicle“, in aller Gnade wieder in die Arme genommen werden.

Es war wirklich ein alter Trick. Öffentliche Personen waren so ziemlich gegen alles gewappnet, was ein Journalist ihnen an den Kopf knallen konnte, deswegen musste man sie mit einer vollkommen absurden Behauptung überrumpeln. Dann hatte man sie. Aber was konnte das sein?

Lilly machte sich nichts vor. Natürlich war das keine faire Herangehensweise. Eher eine reine Verzweiflungstat. Sie hatte sich inzwischen angezogen. Als sie ging, schnappte sie sich eine Dose Thunfisch aus dem Schrank und trug sie hinaus auf die Veranda. Während sie unter der Dusche gestanden hatte, war aus dem heftigen Regenguss hässlicher Niesel geworden. Die Katze, weiß gefleckt und durchgeweicht, hatte sich unter einer Markise zusammengerollt. „Braves Kätzchen“, sagte sie und steuerte auf ihren kostbaren pinkfarbenen VW zu, der neben dem Briefkasten geparkt war. Sie hatte den alten Wagen in einem Stadtanzeiger entdeckt. Es dauerte immer eine Minute, bis er ansprang, doch wenn er mal lief, dann schnurrte er wie, nun, wie ein braves Kätzchen.

Die Fahrt nach Berkeley dauerte drei Zigaretten. Als sie sich dem Campus näherte, wurde der Verkehr wie immer dicht. Zum Glück konnte sie mit ihrem VW locker auf dem engen Seitenstreifen fahren, und so zog sie an den hupenden Autos vorbei bis zum südlichen Tor. Dort schnappte sie sich ihren Presseausweis aus dem Handschuhfach und winkte damit den Sicherheitsleuten zu. Sie wurde in einen Parkplatz eingewiesen.

Mitten auf Berkeleys riesigem Campus befand sich der Sather Tower, ein einundsechzig Meter hoher Glockenturm, auch „The Campanile“ genannt. Als sie das Auto abschloss, konnte sie nicht anders, als den mächtigen Steinfinger anzustarren. Sofort dachte sie an Charles Whitman, den Jungen, der 1966 mit einem Gewehr bewaffnet auf ein Gebäude der Universität von Texas geklettert war, siebzehn Menschen erschoss und sechsundsechzig weitere verletzte.

The Campanile wäre das perfekte Versteck für ihren Sniper. Sie griff in die Tasche nach einer weiteren Zigarette. Ihre winzigen Hände zitterten jetzt. Reiß dich zusammen!, schimpfte sie mit sich. Amarillo ist Vergangenheit. Heute geht es um deine Zukunft! Doch inzwischen kribbelten ihre Hände und Füße, ihr Herz raste.

Sie erlebte gerade eine Panikattacke, ihre vierzehnte, seit sie nach San Francisco zurückgekehrt war. Ihr Arzt hatte ihr Xanax, einen Tranquilizer, verschrieben, doch die Pillen hatte sie für ein bisschen schnelles Geld an einen Kumpel verkauft. Jetzt, als ihre Lungen sich zusammenballten wie Fäuste, als ihr schwindlig wurde und schlecht, wäre sie am liebsten wieder in ihren VW gestiegen, um zu ihrem Kumpel zu fahren und sämtliche Pillen aus der Packung auf einmal zu schlucken. Bei der ersten Panikattacke hatte sie geglaubt, zu sterben. Denn so hatte es sich angefühlt. Und obwohl sie wusste, dass sie nicht starb, dass ihre Symptome rein psychosomatisch waren, dass es ihr in Wahrheit gut ging, obwohl sie das alles wusste, machte das überhaupt keinen Unterschied. Lilly schloss die Augen und konzentrierte sich auf ihre Organe, auf ein Organ nach dem anderen. Entspann dich, sagte sie sich. Und dann richtete sie ihre Gedanken auf eine angenehme Erinnerung: ihr erster richtiger Kuss hinter einer Kirche auf dem Martin Boulevard. Die Empfindungen, die dieser Kuss in ihr geweckt hatte, waren ironischerweise ähnlich wie jetzt – Herzrasen, Kribbeln in den Gliedern –, aber durchdrungen von Wärme und einem Gefühl von Sicherheit. Lilly gelang es, ihre Panik zu überwinden. Das Gute besiegt immer das Böse, da war sie sicher. Ihre Symptome begannen nachzulassen. Gut. Sehr gut.

Sie öffnete die Augen und warf einen prüfenden Blick in den Seitenspiegel ihres Käfers. Ein paar schwarze Strähnen klebten an ihrer schweißnassen Stirn. Sie kümmerte sich darum, holte ein letztes Mal tief Luft und marschierte zur Sproul Plaza, sorgfältig darauf bedacht, den Glockenturm keines Blickes mehr zu würdigen.

Schön. Nun zurück zu den wichtigen Dingen. Was sollte sie Bob Kellerman fragen? Während sie sich der Menschenmenge näherte, dachte sie über ihre Möglichkeiten nach. Sie konnte mit etwas völlig Abgedrehtem anfangen („Stimmt es, dass Sie auf SM stehen?“) oder etwas Unangenehmem („Stimmt es, dass Sie das Glücksspiel mögen?“). Beide Fragen waren sensationsheischend. Beide würden verneint werden, doch dann hätte sie schon einen Fuß in der Tür.

Bob Kellerman wehrt sich gegen den Vorwurf, spielsüchtig zu sein.

Das war natürlich Boulevardjournalismus. Doch die Grenze zwischen

Seriosität und Unterhaltung war schon vor so langer Zeit verwischt worden, dass es immer besser war, nach Letzterem zu streben. Deswegen war ihre Geschichte über die FBI Task Force ja auch so interessant gewesen. Sie bahnte sich einen Weg durch die Studentenmenge. Die Regenwolken hatten sich verzogen, Sonnenstrahlen ergossen sich auf die leuchtenden Felder. Und vorne an der Treppe stand Deedee. Der Kandidat und seine Leute waren wahrscheinlich noch drinnen, um die Rede noch einmal durchzugehen. Lilly spazierte auf ihre alte Freundin zu.

„Hey, D., wie wär’s mit einem Kuss?“ Lillys gespielte Lässigkeit war genau das – gespielt. Kein Mensch erholte sich von einer Panikattacke innerhalb von zwanzig Minuten. Aber Lässigkeit wurde von ihr erwartet, also bitte schön.

„Was hast du diesmal zu bieten, L.? Einunddreißig Piercings?“

„Einen für jeden Geschmack, Babe.“

„Du kannst nicht hinter die Bühne“, sagte Deedee. „*Nach* der Rede erst. Und dann hast du vielleicht dreißig Sekunden.“

„Mehr brauche ich nicht.“

„Ich weiß. Hab schon davon gehört.“

Lilly verdrehte die Augen, dann sah sie sich in der Menschenmenge nach einem guten Platz um. Das Publikum war sehr gemischt, aber nichts anderes hatte sie in Berkeley erwartet. Irgendwo mussten auch ihre Gothic-Freunde sein, wie meistens wohl im Schatten ... und tatsächlich, da waren sie, unter einer Pappel. Lilly gesellte sich zu ihnen.

Nancy Holland, die Präsidentin der Universität, kam aufs Podium.

Wurde auch Zeit.

„Ladies und Gentlemen“, begann sie, und Lilly schaltete ab. Sie war nicht hier, um Nancy Holland zuzuhören. Sie war nicht einmal hier, um Bob Kellerman zuzuhören. Sie war hier, um ihm einen Kommentar abzurufen.

Ein Teenager mit teigigem Gesicht rechts neben ihr bot ihr eine Zigarette an. Sie nahm dankbar an. Sie fühlte sich wieder jung.

Schließlich betrat Bob Kellerman die Bühne. Das Publikum applaudierte frenetisch. Lilly konnte nicht umhin, sich von der Begeisterungswelle mitreißen zu lassen. Zwar wusste sie nicht, was so besonders an dem Mann sein sollte, aber die Leute waren vollkommen hingerissen.

Er war ein gut aussehender Mann, nicht gut aussehend wie ein Filmstar, sondern eher wie auf einem Norman-Rockwell-Gemälde. Er wirkte wie jemand, der begeistert zusah, wenn sein erstgeborener Sohn in der Schule einen Home Run schlug. Auch er war durch und durch Amerikaner. Sein Haar und seine Augen waren haselnussbraun, die Krawatte bernsteinfarben. Er hatte eine interessante Narbe in der Mitte der linken Augenbraue, beinahe unsichtbar und zugleich unmöglich zu übersehen. Rührte sie von einem Unfall in der Kindheit her? Das wenige, das Lilly über diesen Mann wusste, war, dass er der freiwilligen Feuerwehr angehörte. Vielleicht hatte er daher die Narbe. Vielleicht handelte es sich aber auch um gar keine echte Narbe, sondern um den Schminktrick eines genialen Maskenbildners, um Kellerman noch kerniger aussehen zu lassen.

Er sprach eine Dreiviertelstunde lang. Das meiste schien er aus dem Stegreif zu sagen, doch Lilly war sicher, dass es sich nur um einen rhetorischen Trick handelte. Hauptsächlich ging es um Naturschutz, immer ein sicheres Thema im umweltbewussten Nordkalifornien. Er bezog sich auf die aktivistische Vergangenheit Berkeleys und ermutigte jeden Einzelnen, für eine Veränderung zu stimmen, und ... Lilly blendete ihn aus. Politik war nicht ihr Ding. Lieber nutzte sie die Zeit, um sich ihre hanebüchene Frage zu überlegen. Als er schließlich fertig war, hatte sie sich für eine entschieden.

Laut Deedee würde sich der Kandidat nach der Rede in die Sproul Hall zurückziehen, wo er sich kurz mit seinem Gefolge besprechen und dann durch die Tür zur Telegraph Avenue zum Wagen gehen würde. Der beste Moment für ihre dreißig Sekunden wäre in der Sproul Hall, wobei sie sich dann zwischen Studenten durchdrücken müsste, um zu ihm zu gelangen. Zum Glück machten es Lilly ihre geringe Körpergröße und ihr großes Auftreten relativ leicht, sich einen Weg durch die Menge zu bahnen. Am Kopf der Treppe traf sie auf Deedee.

„Dreißig Sekunden“, erinnerte Deedee sie.

Lilly nickte. Sie betrat das Gebäude, und da war er, der Mann der Stunde, umgeben von einer Traube wichtiger Leute, die Lilly weder kannte noch kennenlernen wollte.

„Gouverneur Kellerman“, rief sie, mit noch tieferer Stimme als sonst, um schneller seine Aufmerksamkeit zu erregen. Und es funktionierte. Er sah

mit neugierigem Blick zu ihr herüber, doch dann stellte sich sein pitbullartiger Bodyguard zwischen sie.

„Keine Presse“, brummte der Bodyguard.

„Nur eine einzige Frage?“ Sie legte ihren kleinen Kopf zur Seite und erhaschte noch einmal Kellermans Blick, woraufhin sie ihm ein unschuldiges Grinsen zuwarf. „Bitte?“

„Sicher“, antwortete der Gouverneur. Wahrscheinlich dachte er, sie wäre eine Studentin. Sie drückte sich an dem Bodyguard vorbei auf Kellerman zu. Er war größer, als sie erwartet hatte, und die freundliche, väterliche Ausstrahlung, die er schon auf der Bühne gehabt hatte, intensivierte sich noch. Das war ein Mann, den man nach einem langen Arbeitstag in den Arm nehmen wollte.

„Wie lautet Ihre Frage?“

Doch Lilly wusste nichts zu sagen. Mit einem Mal wollte sie diesem offensichtlich netten Mann keine hinterhältige Falle mehr stellen. Mit einem Mal wollte sie nicht einmal hier sein.

„Ich ...“

„Ja?“

Einige der wichtigen Menschen starrten sie nun abwartend an.

„Ihr ...“ Nie zuvor in ihrem Leben hatte sie sich so geschämt. Nicht dafür, dass sie nicht in der Lage war, zu sprechen, sondern wegen der schrecklichen Worte, die sie ihm beinahe hingeworfen hätte. „Ich ...“ Einer der wichtigen Menschen flüsterte dem Gouverneur ins Ohr. Der nickte und streckte die Hand aus.

„Ich befürchte, ich muss los“, sagte er. „Es war schön, Sie kennenzulernen, Miss Toro.“

Sie schüttelte seine Hand, dann verließen er und seine Leute das Gebäude durch den Südausgang, während Lilly in der Sprout Hall blieb, zutiefst verunsichert. Er hatte sie Miss Toro genannt. Woher wusste er ihren Namen? Oh, der Presseausweis um ihren Hals. Richtig. Ja. Der Pressausweis. Sie wedelte sich mit einer Hand – der Hand, die er geschüttelt hatte – Luft zu.

Aber halt! Wenn sie ihn vielleicht etwas Wichtiges fragte, etwas Kluges ...

Sie eilte durch den Ausgang. Der Gouverneur war schon in der Mitte des mit Seilen abgesperrten Weges und verteilte Autogramme. Wenn jemand

ihm ein Geschenk überreichte, was ungefähr jeder Fünfte oder Sechste tat, dann dankte er freundlich und reichte es mechanisch einem seiner Mitarbeiter weiter, der eine große Tasche für diesen Zweck mit sich trug. Fotografen hielten den Kandidaten mit all seinem anwenderfreundlichen Charme auf Bildern fest. Einige waren vom „Chronicle“.

Dann entdeckte sie Galileo. Er trug eine 49ers-Baseballkappe und verschmolz fast mit der Menschenmenge.

Gouverneur Kellerman wollte ihm gerade die Hand schütteln.

„Nein“, schrie sie, doch die Menge war viel lauter als sie, vor allem da sie schon wieder beinahe hyperventilierte. Panikattacken bekam man nicht einfach so in den Griff, und ihre stürzte sich nun mit neuer Wucht auf sie. Der Anblick des Mörders, des Mannes, den sie als „Ray Milton“ gekannt hatte, sorgte für noch schlimmere Übelkeit und Herzrasen als zuvor. Die Welt geriet vollkommen aus den Fugen. Sie würde nicht etwa ohnmächtig werden. Sie würde implodieren.

Verschwommen sah sie, wie er in die Tasche seines roten Regenmantels nach einer Waffe griff. Nein – Moment. Keine Waffe. Ein kleiner weißer Umschlag. Er drückte den Umschlag in Kellermans ausgestreckte Hand ... und Lilly konnte nicht länger still stehen. Kellerman würde nicht erschossen werden, heute nicht, Gott sei Dank, und deshalb rannte sie, rannte sie vor dem Lärm davon, der Menschenmenge, der Luft, sie rannte davon, stürmte durch die Tür auf die nächstbeste Toilette zu, schloss hinter sich ab, fiel auf die Knie und begann trocken zu würgen. Der Mörder war hier. Wieso? Er hatte nicht geschossen. Er hatte keine Waffe gezückt. Er hatte Kellermann einen gottverdammten *Umschlag* überreicht. Nein, das war doch gut. Hör auf, zu analysieren. Kontrolliere deine Atmung, sonst wirst du auf einer Toilette in Berkeley ohnmächtig. Wäre nicht das erste Mal, aber trotzdem. Denk an diesen ersten Kuss, an diesen ersten Kuss, an diesen ersten ...

Und wenn er sie gesehen hatte? Da oben auf der Treppe, vor der Tür? Sie hatte ihn gesehen. Somit war es nicht unwahrscheinlich, dass er sie ebenfalls gesehen hatte. Er konnte ihr sogar in diese abgeschiedene Toilette gefolgt sein ...

Nein! Da spricht die Panik aus dir. Er hatte sie nicht gesehen. Seine Aufmerksamkeit war ganz und gar auf Kellerman gerichtet gewesen. Alles war in Ordnung. Nun, nein, sie war nicht in Ordnung, sie war ganz

und gar nicht in Ordnung, ihr Hirn hatte ihr Herz in Alarmbereitschaft versetzt, ihre Lungen, ihren Magen und ihre Glieder, doch das würde vorbeigehen. Irgendwann.

Und so geschah es. Drei Stunden später. Zu diesem Zeitpunkt bekam sie vom Auf-dem-Boden-Knien schmerzhaft Krämpfe in den Beinen, ihr Kopf schwirrte vor zu viel Sauerstoff. Sie zog sich hoch und verließ die Kabine. Sproul Hall war wieder wie immer, voller Studenten, Fast Food und Gelächter. Lilly lief nach draußen in die Sonne, der Himmel war blau und friedlich. Es war nur schwer vorstellbar, dass der Tag mit Blitz und Donner begonnen hatte. So viel hatte sich verändert, seit sie aufgewacht war. Sie fragte sich, wo die Katze jetzt wohl war.

Sie fragte sich, wen sie anrufen konnte.

Ihr Bauchgefühl sagte ihr, dass sie ihren Chef beim „Chronicle“ anrufen sollte. Sie hatte einen Serienmörder bei einer Wahlveranstaltung in Berkeley gesehen. Wenn das keine Nachricht war, was dann? Und es handelte sich um eine exklusive Geschichte. Aus diesem Leckerbissen könnte sie ganz schön Kapital schlagen, könnte dafür sorgen, dass sie von ihrer Suspendierung suspendiert wurde. Das war ein weitaus angenehmerer und würdigerer Weg als die hanebüchene Frage. Und sofort würde ihr Verhalten in Amarillo, ihr Treffen mit Galileo, in einem ganz anderen, besseren Licht erscheinen. Sie würde an Glaubwürdigkeit gewinnen. Die Ironie war geradezu köstlich.

Sie konnte aber auch Tom Piper anrufen. Sie konnte ihm erzählen, was sie gesehen hatte. Seine Task Force musste diese Information bekommen, oder nicht? Wobei sie sich ziemlich sicher war, dass Tom ihr verbieten würde, mit irgendjemandem darüber zu sprechen, speziell mit dem „Chronicle“.

Also, wofür sollte sie sich entscheiden? Gut oder böse? FBI oder Zeitung?

Sie nahm ihr Handy, traf eine Entscheidung und wählte die Nummer.

14. KAPITEL

Esme wachte in einem leeren Haus auf. Wieder einmal hatten die Schmerzmittel dafür gesorgt, dass sie verschlafen und das Frühstück verpasst hatte. Sophie war schon längst weg, genauso wie Rafe. Selbst Lester schien gegangen zu sein, wahrscheinlich hatte er mal wieder irgendwas zu erledigen. Was der alte Herr mit seiner Zeit anstellte, war ihr ein Rätsel.

Esme stellte nur eines mit ihrer Zeit an, sie beschäftigte sich mit Galileo. Inzwischen hatte sie schon ihre Sudoku-Hefte mit Theorien und Hypothesen über ihn vollgekritzelt. Und sogar die Mutmaßungen all der sogenannten Experten auf CNN und MSNBC und Fox aufgeschrieben, von denen es unendlich viele zu geben schien. Doch egal welche neuen Erkenntnisse sie auch aus den Behauptungen zog („Galileo zielt auf Autoritätspersonen ab, weil er als Kind missbraucht wurde“, „Galileo benutzt ein Heckenschützengewehr, weil er die Konfrontation scheut“ und so weiter), für sie stellte sich immer wieder nur eine einzige Frage: Warum hatte er sie verschont?

Sie schaltete den Fernseher ein, lauschte den neuesten Nicht-Nachrichten, die die Sender zu berichten hatten, war aber noch längst nicht aufnahmefähig. Mit beträchtlicher Anstrengung stemmte sie sich vom Sofa hoch – ein langer spitzer Finger stieß ihr in den unteren Rücken. Oh Gott. So war das momentan immer, jeden Morgen, und reflexartig griff sie nach dem bernsteingelben Fläschchen auf dem Couchtisch. Percocet. Ein halb volles Wasserglas stand bereits daneben, um die 325 mg schweren weißen Pillen zu schlucken. Zwei von diesen kleinen Dingen, und der stechende Todesfinger zog sich weit, weit zurück ... für mindestens sechs oder sieben Stunden.

Ah, der einfache Weg.

Momentan war fast nichts einfach, warum also nicht? Der Arzt hätte die Pillen nicht verschrieben, wenn er sie nicht für notwendig gehalten hätte. Esme war eine große Befürworterin des Fortschritts. Wenn die moderne Medizin Schmerzen verhindern konnte, dann war es gut. Sie hielt die Pillen in der einen Hand und das Wasserglas in der anderen ...

Die Haustür ging auf, und Lester stürmte herein. Der alte Mann trug

Wanderstiefel, Jeans und ein kariertes Hemd wie an jedem Tag, seit Esme ihn kannte. Fehlten nur noch eine Axt um die Schulter und ein Ochse an seiner Seite.

„Morgen“, sagte er. „Gerade erst aufgestanden? Sophie hat versucht, dich zu wecken, um Hallo zu sagen, aber ich schätze, du hattest einen schönen Traum.“

Esme stellte Glas und Pillen weg. Der Finger stocherte in ihrem Rücken. War jetzt auch nicht zu ändern. „Guten Morgen, Lester.“

Er marschierte in die Küche. „Es ist fast Mittag, ich mach mir jetzt ein Sandwich. Willst du Cornflakes oder so was?“

„Ist schon gut. Danke.“

„Also, wenn du weiterschlafen willst, kein Problem. Die Krankengymnastik ist erst um vier. Ich habe den Caddie aufgetankt, als ich unterwegs war. Unglaublich, wie viel teurerer Benzin hier auf der Insel ist.“

„Mhm.“

„Wenn dir die Tabletten ausgehen, können wir nachher ein neues Rezept besorgen.“

Sie sah ihm dabei zu, wie er Schinken zwischen zwei Scheiben Weißbrot stopfte und dann etwas Senf draufschmierte. Ihr Magen knurrte, doch sie versuchte sich nichts anmerken zu lassen. Auf keinen Fall wollte sie zusammen mit ihrem Schwiegervater essen.

Ihr Handy lag auf dem Couchtisch neben den Tabletten und dem Wasser. Sie zog es vom Ladekabel ab und schaute nach, ob sie Nachrichten hatte. Tom hatte sie noch immer nicht zurückgerufen.

Nun, wahrscheinlich hatte er zu tun. Vielleicht hatten sie Galileo geschnappt und versuchten gerade, ein umfassendes Geständnis von dem Irren zu bekommen. Tom war dazu in der Lage, das wusste sie. Es war gut gewesen, ihn wiederzusehen, mit ihm zu arbeiten, wenn auch nur kurz. Es hatte sich richtig angefühlt und nicht so falsch wie jetzt.

Aus der Küche kam ein Rülpsen, was bedeutete, dass Lester sein Sandwich aufgegessen hatte. Wie aufmerksam von ihm, nach jedem Essen seine Zufriedenheit kundzutun. Sophie jedenfalls fand es echt witzig.

Sophie.

Der Gedanke an ihre Tochter ließ sie schließlich doch aufstehen. Mit

winzigen Schritten ging sie ins Badezimmer und überlegte, die Tabletten die Toilette hinunterzuspülen. Da sie das für zu dramatisch hielt, warf sie das Fläschchen einfach in den Abfall.

„Falls du mich brauchst“, rief Lester. „Ich bin in meinem Zimmer.“

Sie hörte, wie er den Flur hinunterstampfte, und wartete, bis sie die Tür des Gästezimmers zufallen hörte. Erst dann ging sie mit Babyschritten ins Wohnzimmer und dann langsam, sehr langsam in die Küche. Das war Teil des Heilungsprozesses, wie ihr Krankengymnast immer wieder beteuerte. Sie musste ihre Muskeln wieder aufbauen, und das dauerte eben seine Zeit. Vielleicht Wochen. Vielleicht Monate. Vielleicht länger. Die ersten fünf Minuten in der Küche verbrachte sie mit der Suche nach Erdbeer-Müsli-Riegeln. Lester hatte die Angewohnheit – neben vielen anderen –, den Inhalt des Speiseschranks umzuräumen. Sie fand die Schachtel schließlich hinter dem Glas Erdnussbutter, nahm zwei Riegel heraus, goss sich ein Glas Orangensaft ein und aß im Stehen. In einem Stuhl zu sitzen übte zu viel Druck auf ihren Rücken aus. Sie konnte sich nicht daran erinnern, wann sie das letzte Mal ohne quälende Schmerzen gesessen hatte. Das machte es ihr nahezu unmöglich, am Computer zu arbeiten. Der stand unbenutzt auf ihrem Schreibtisch und sammelte Berge von Staub an.

Scheiße.

Sie humpelte zum Computer und schaltete ihn an. Summend wurde er lebendig. In wenigen Minuten würde er sie in die Lage versetzen, dem Gefängnis ihrer Unbeweglichkeit zu entkommen und in die Luft zu schweben (oder zumindest zu surfen). Und sie würde wenigstens herausfinden, welche Vermutungen die Blogwelt über Galileo anstellte. Sie war versessen auf jeden Hinweis – egal wie unausgegoren er sein mochte. Das Window-Welcome-Fenster erschien, und sie beugte sich vor, um sich auf den Stuhl zu setzen – jede Nervenzelle entlang ihrer rechten Seite schien auf einmal zu explodieren. Ihr ganzer Körper wurde von Schmerz überflutet, ertrank darin. Sie verfehlte den Stuhl, landete auf dem Teppich und bog sich zurück, so weit es das Stützkorsett zuließ, den Mund zu einem stummen Schrei geöffnet. Sie konnte sich nicht bewegen, konnte ihren Körper in keine angenehmere Haltung schieben, konnte sich keine angenehmere Haltung vorstellen, konnte sich überhaupt nichts anderes vorstellen als den vollkommenen und

versengenden Schmerz, der sie verschlang.

Also blieb sie minutenlang auf dem Teppich liegen, verdreht, wie sie war. Dann spürte sie ihre Fingerspitzen auf dem Teppich und konzentrierte sich auf diese Empfindung. Ihre Beine begannen langsam auszuschlagen, als ob sie eine Treppe hinaufsteigen wollten. Sie rief sich in Erinnerung, dass sie atmen musste. Es war wie in den Wehen liegen, nur ohne ein Kind zu gebären, aber mit all den Schmerzen. Die Welt wurde wieder scharf. Der Computerschirm wurde scharf. All die kleinen Symbole wurden wieder scharf. Sie waren so nah und zugleich so fern. Sie biss sich auf die Unterlippe und zog sich am Stuhl wieder hoch, was ihre Nervenbahnen nur noch mehr auf die Palme brachte, wenn das überhaupt möglich war. Sie sammelte jedes Gramm positiver Energie zusammen, die sich noch irgendwo in ihrem Körper fanden, um den riesigen Ozean ihres Wohnzimmers bis zum Badezimmer zu überqueren. Mit höchster Konzentration gelang es ihr, die Knie zu beugen, in den Abfalleimer zu greifen und das Fläschchen mit den Pillen herauszuholen. Das Wasserglas stand noch auf dem Couchtisch, meilenweit entfernt. Doch sie brauchte es nicht. Sie schüttete vier Pillen in ihre Handfläche und schluckte sie einfach so. Dann stellte sie das Fläschchen neben das Waschbecken, schloss die Tür, um ungestört zu sein, und legte sich auf den Boden. Oh, die wütenden Nervenenden entspannten sich bei der Berührung der kalten Fliesen, und dann begann das Percocet zu wirken, und sie schliefen einfach ein. Genauso wie sie.

Nicht zum ersten Mal hatte Esme eine schwere Verletzung erlitten. Mit fünf Jahren hatte sie sich drei Knochen in der linken Hand gebrochen. Daran konnte sie sich nicht mehr erinnern, doch ihre Eltern hatten den kleinen Gips aufgehoben – den alle im Heim, in dem sie damals lebte, unterschrieben hatten –, und als sie sich mit elf beim Sturz vom Klettergerüst das Schlüsselbein brach, blieben ihre Eltern die ganze Nacht bei ihr im Krankenhaus und zeigten ihr die kleine Gipshand – ihr und überhaupt jedem, der in der Nähe war. Sie erzählten ihr so viele Geschichten aus Esmes und ihrer eigenen Kindheit, bis sie die Schmerzen im Schlüsselbein vergaß und irgendwann einschlief.

Mit sechzehn brach sie sich dasselbe Schlüsselbein, als sie eine Treppe hinunterfiel. Zu ihrer Verteidigung sei gesagt, dass die Treppe gerade gebohrt worden war und der Hausmeister vergessen hatte, ein Schild

aufzustellen. Wieder kam sie ins Krankenhaus, und wieder brachten ihre Eltern die kleine Hand vorbei. Sie hielten den Gips an ihre Teenagerhand und bestaunten den Größenunterschied.

Dann, mit achtzehn, begann sie zu studieren, und ihre Eltern verschwanden, und mit ihnen die kleine Gipshand. Insofern war es nicht verwunderlich, dass sie auf dem Badezimmerboden in ihrem Haus auf Long Island an den Gips denken musste. Es verging sowieso nicht ein einziger Tag, an dem Esme nicht an ihre Eltern dachte, aber an den kleinen Gips hatte sie seit Jahren nicht mehr gedacht. Sie konnte ihn fast vor sich sehen, die vielen unleserlichen Grüße, die die Freunde ihrer Eltern in schwarzer und blauer und roter Tinte daraufgeschrieben hatten (und nicht etwa ihre eigenen Freunde –, denn mit fünf Jahren war sie zu schüchtern gewesen, um Freunde zu haben). Sie stellte sich vor, die Botschaften wären Tätowierungen und der Gips alte Haut, aus der sie mit sechs Jahren geschlüpft war. Wie sehr sie sich jetzt wünschte, wieder hineinschlüpfen zu können ...

Doch Selbstmitleid war nutzlos. Sie wischte sich über die Augen, versuchte den vom Percocet verursachten Nebel wegzureiben. Sie musste unbedingt raus aus diesem Haus. Nicht übertreiben. Ganz langsam. Kleine Babyschritte. Je schneller sie gesund wurde, desto schneller konnte sie all das hinter sich lassen. Desto früher konnte ihr Schwiegervater wieder verschwinden. Desto früher konnte sie sich wieder um den Fall kümmern.

Aber erst einmal musste sie vom Boden aufstehen.

Leichter gesagt als getan. Ihre Muskeln waren wie Pudding, und Pudding reagierte nicht allzu sehr auf Befehle. Sie schlug auf ihre Schenkel, um sie aufzuwecken. Sie antworteten mit einem selbstgefälligen Grinsen und fuhren dann fort, sie zu ignorieren.

„Verflucht noch mal!“, murmelte sie. Selbst ihre Worte klangen verwaschen. Konnten Worte einfach verdunsten? Während sie darüber nachgrübelte, begannen ihre Lider sich flatternd zu schließen. Vielleicht noch ein paar Sekunden schlummern, das konnte nicht schaden. Sie konnte auch morgen loslegen. Es gab schließlich kein Gesetz, das sie zwang ...

Halt! Jetzt nicht schlappmachen. Denk an Sophie. Denk an Rafe.

Schwing deinen betäubten Hintern hoch. Mach die Augen auf. Mach sie

auf! Gut. Und jetzt zieh dich am Waschbecken hoch. Zieh dich hoch – okay, vielleicht besser am Türknauf. Babyschritte. Jetzt ziehen. Ziehen! Arbeite mit deinen Armen, Dummerchen, nicht mit deinem Rücken. Gut.

Jetzt ein paar positive Bestärkungen.

Sie schlurfte aus dem Badezimmer an der Couch vorbei – die so weich und einladend aussah – und schaffte es bis zu ihrem Schreibtisch. Auf dem Computer leuchtete der alte Bildschirmschoner, den sie vor ein paar Monaten heruntergeladen hatte: Dutzende Toaster flogen von links nach rechts. Sie streckte die Hand nach dem Hauptprozessor aus, auf dem ihr iPod am Computer angeschlossen war. Seit Amarillo hatte sie sich nichts mehr angehört. Die Fernsehkommentatoren waren ihr Soundtrack gewesen.

Sie fischte die Ohrstöpsel heraus und steckte sie in die Ohren. Dann scrollte sie mit dem Daumen durch die vielen Alben. Sie brauchte etwas Schnelles. Nicht Joy Division, nicht die Smiths. Babyschritte.

ABBA. „Waterloo“.

In so vielerlei Hinsicht perfekt.

Sie drückte „Play“ und ließ sich von dem albernen schwedischen dreiminütigen Overdub-Meisterwerk durchdringen, bis jede Faser ihres Körpers wach war. Sie ließ jede einzelne Muskelgruppe gähnen und lächeln. Zeit, wieder mitzuspielen, Leute. Auf der Computeruhr war es 12:56 Uhr. Perfekt. Normalerweise kam um diese Zeit die Post.

Wegen Überanstrengung war sie gerade erst schmerzhaft auf dem Boden gelandet – deswegen bewegte sie sich jetzt zentimeterweise zur Haustür. Ihre Füße waren nackt, ihr Pyjama schweißnass, und das Korsett ließ sie aussehen, als ob sie vor Kurzem von einem Pamplona-Bullen aufgespießt worden wäre, aber was für eine Rolle spielte das schon? Und wenn irgendwelche Nachbarn sie so sahen? Die wussten doch alle, was unten in Amarillo geschehen war. Das ganze Land wusste, was in Amarillo geschehen war. In den ersten Wochen hatten die Journalisten versucht, eine große Story daraus zu machen, doch dann war ein Hollywood-Starlett *in flagranti* mit einem Quarterback von der UCLA erwischt worden, was viel, viel spannender und interessanter war.

„Waterloo“ blendete in „Take a Chance on Me“ über – ein Song, der sogar noch fröhlicher und dynamischer war. Am liebsten hätte Esme

ihren iPod getätschelt. Stattdessen zog sie die Haustür auf. Es war ein kühler, wolkiger Tag, perfekt für ein kleines Schläfchen ... aber egal. Die Post wartete. Ein Fuß vor den anderen ...

Die Vordertreppe war aus Zement. Kaltem Zement. Esme fühlte, wie ihr ein Schauer über den Rücken fuhr, was bedeutete, dass ihre Nerven langsam wieder ihre Arbeit aufnahmen. Fantastisch. Sie ließ die Tür offen und tapste die Stufen hinunter auf den Rasen. Die Bandscheiben kribbelten bei jedem Schritt. Sie versuchte sich im Takt zu ABBA zu bewegen, doch der Rhythmus war zu schnell, das schaffte sie nicht. Dann eben nicht.

Der Briefkasten war wenige Meter entfernt. Esme konzentrierte sich auf jeden Schritt. Ein später Winterwind fuhr durch ihren Baumwollpyjama. Sie hätte einen Mantel anziehen sollen. Auch egal. Die Post wartete. Ein Fuß nach dem anderen ...

Vielleicht hatte Rafe recht.

Moment mal – wie kam sie denn darauf? Vielleicht hatte Rafe recht? Recht weswegen? Esme blieb stehen, aus dem unbewussten Gedanken kristallisierte sich eine Erkenntnis. Rafe war vor ihrer Abreise nach Amarillo wütend gewesen, er hatte sich aufgeführt wie eine echte Nervensäge. Aber hinterher hatte er nicht ein Mal gesagt: „Hab ich’s nicht gewusst?“ Jedenfalls nicht ihr gegenüber.

Vielleicht hatte er die ganze Zeit recht gehabt. Vielleicht hätte sie niemals nach Amarillo fliegen dürfen. Vielleicht war ihr Platz hier, und das war nun die Strafe dafür, dass sie ihre Vergangenheit nicht hinter sich gelassen hatte. Immerhin war sie gerade eben erst wieder hingefallen, weil ihre Neugier sie an den Computer getrieben hatte. Das Universum wollte ihr etwas sagen, und sie musste endlich hinhören.

Davon abgesehen, entschied Esme, war ihre Theorie über Galileo sowieso an den Haaren herbeigezogen. Womöglich mochte der Mörder einfach nur Städte, die mit A angingen. Kein Wunder, dass Tom sie nicht zurückrief. Am besten wäre es, die ganze Sache einfach hinter sich zu lassen. Die Last von ihren Schultern zu schütteln. Sie brauchte das alles nicht mehr. Vorsichtig ging sie weiter, während das perlende Klavier von „Dancing Queen“ ihr das Gefühl gab, sauber gewaschen zu werden.

Trotz der eisigen Kälte war sie in Schweiß gebadet, als sie den Briefkasten erreichte. Aber auch das spielte keine Rolle. Es war Zeit für

ihre Belohnung. Quietschend öffnete sie den Deckel und fand ...
... einen Brief. Das war's. Ein schäbiger Brief. Sollte besser was Interessantes sein. Am besten von Showmaster Ed McMahon, der ihr mitteilte, was sie gewonnen hatte ... Doch nein, es war ein Brief von Amy Lieb. Eine Einladung zu einer Veranstaltung nächsten Monat, bei der Spenden für ihr Idol Bob Kellerman gesammelt werden sollten. Esme überlegte, wie wahrscheinlich es für sie war, daran teilnehmen zu können. Da würde wohl eher die Hölle zufrieren.

Moment.

Sie las die Einladung noch einmal, vor allem das Kleingedruckte, und da stand es, ganz unten: „Unterstützt von der Liga der Wählerinnen, den Töchtern der Amerikanischen Revolution, der Demokratischen Partei Long Islands und der Unity for a Better Tomorrow.“

Wie in Atlanta und Amarillo.

Sie ignorierte ihre Schmerzen und ging so schnell wie möglich ins Haus zurück. Hoffentlich war ihr Handy voll aufgeladen, denn sie hatte eine Menge Anrufe zu erledigen.

15. KAPITEL

„Also, was wissen wir?“, fragte Tom.

„Nicht viel.“ Norm manövrierte sie in einem Leihwagen, einem weißen Geo Minivan, durch die breiten Straßen von Omaha in Nebraska. Laut dem Navigationssystem waren sie fünf Minuten (und zwei Linkskurven) von ihrem Ziel entfernt.

„Lass uns die Liste durchgehen.“

„Es ist eigentlich keine richtige Liste.“

Der Rest der Task Force war in Santa Fe, wo mit der Polizei von New Mexico eine Großfahndung nach dem noch immer frei herumlaufenden Sniper eingeleitet worden war. All das hing mit Esmes Behauptung zusammen, dass die Tatorte etwas mit den von der „Unity for a Better Tomorrow“ unterstützten Wahlveranstaltungen zu tun hatten, und das Hauptquartier der Unity war in ... Omaha, Nebraska. Tom hatte fast zwei Wochen gebraucht, um ein Treffen mit Donald Chappell, dem Mitbegründer und früheren geistigen Führer, zu vereinbaren. Offenbar war er nicht besonders scharf darauf, vom FBI verhört zu werden. In den zwei Wochen hatte Tom alle Anrufe von Esme ignoriert. Nicht etwa, weil er sich von Rafe bedroht fühlte oder glaubte, dass der Vorwurf, egoistisch gewesen zu sein, richtig war ... dennoch ... Im Reich des Bewusstseins und des Gewissens überwog die Möglichkeit manchmal die Wahrscheinlichkeit.

„Ich fange mal mit den Fakten an.“

„Warum nicht?“

„Er ist ein hervorragender Scharfschütze. Wo wurde er ausgebildet? Ist er ehemaliger Soldat? Das wissen wir nicht. Laut ballistischer Untersuchungen benutzt er ein M107. Organisationen, die M107 benutzen, sind unter anderem das New York Police Department, die amerikanische Küstenwache und die IRA. Wir suchen also nach einem seefahrenden irischen Ex-Bullen.“

„Witzig“, entgegnete Tom.

„Seine Opfer waren fast alle Staatsangestellte, was darauf hindeutet, dass er sauer auf die Regierung ist. Dies wird auch noch unterstützt von dem Video, das er am zweiten Tatort hinterlassen hat. Wo wir gerade von

Tatort sprechen: Wir wissen, dass er sich jeweils als Hausmeister und Putzkraft eingeschlichen hat. Wir haben Videoaufnahmen von ihm aus dem Aquarium, und wir wissen, dass er auf das Dach dieser Schule in Atlanta gelangt ist, in der er ebenfalls als Hausmeister unterwegs war. Aber genau hier kommen wir in eine Sackgasse.“

„Fahr fort.“

„Natürlich vertraue ich Esme genauso wie alle anderen, wenn es um solche Dinge geht, aber diese ganze Geschichte mit der ‚Unity for a Better Tomorrow‘ ... Ich meine, ich bin hier, weil du mich gebeten hast, dich zu begleiten, aber wenn diese Organisation wirklich der Schlüssel sein sollte – oder die Kellerman-Kampagne oder was auch immer –, warum zielt er dann nicht auf sie direkt?“

Tom zuckte mit den Schultern. „Das ist eine gute Frage.“

„Stattdessen läuft er Darcy im Walmart über den Weg und erschießt sie an Ort und Stelle. Dann trifft er im Rathaus auf Esme und lässt sie leben. Wieso?“

Tom starrte durchs Fenster auf die Gebäude, ohne zu antworten.

„Tatsache ist doch, dass wir vollkommen im Dunkeln tappen, Tom. Vielleicht hat die Unity irgendwas damit zu tun. Vielleicht ist Santa Fe sein nächstes Ziel. Aber was genau willst du hier rausfinden? Welche Fragen wirst du Donald Chappell stellen?“

Sie fuhren in die zweistöckige Parkgarage eines mittelgroßen Wolkenkratzers, in dem die „Unity for a Better Tomorrow“ ihre Büros hatte. Sie parkten den Geo zwischen einem Cadillac und einem Lexus. Von dort betraten sie durch einen direkten Übergang die Haupthalle des Gebäudes, wo eine fröhliche Frau neben einem Metalldetektor auf sie wartete.

„Guten Tag und herzlich willkommen! Womit kann ich Ihnen heute helfen?“

„Wir haben eine Verabredung mit Mr Chappell“, antwortete Tom und griff in seine schwarze Lederjacke nach der Dienstmarke. „Special Agent Tom Piper.“

„Selbstverständlich!“ Ihre Zähne waren perfekt, wie gemalt. „Einen Augenblick bitte.“

Während die Blondine ihre Daten in den Computer tippte, betrachteten Tom und Norm die Umgebung. Die Halle war in sattem Rot und Gelb

und Braun gehalten. Selbst die geschmackvollen Gemälde an den Wänden passten zu den beruhigend erdigen Farben. Tom musterte das Gemälde hinter dem Empfangstresen. Es zeigte einen jungen Andrew Jackson, der die Briten bei der Schlacht in New Orleans vernichtete. Er sah sich die anderen Bilder an. Jedes zeigte eine heldenhafte Episode aus der amerikanischen Geschichte: Lewis und Clark im unerforschten Westen, Thomas Edison, wie er an einer Glühbirne bastelte, Martin Luther King vor dem Lincoln Memorial. Nirgends in der Halle war ein Kreuz zu entdecken. Nirgends eine Bibel.

„In Ordnung“, sagte die Blondine. „Ich habe Ihre Befugnis für Etage 21 bestätigt.“

Um zum Fahrstuhl zu gelangen, mussten sie erst durch den Metalldetektor gehen. Norm war der Erste und nicht im Geringsten überrascht, als ein kurzer Alarm losging.

„Sir, ich fürchte, Sie müssen vorübergehend auf Ihre Schusswaffe verzichten.“

„Ganz sicher nicht.“

„Ich denke, schon, oder ich kann Ihnen nicht erlauben, nach oben zu gehen.“

Bevor Norm antworten konnte, zog Tom seine Waffe aus dem Holster und bedeutete seinem Kollegen, dasselbe zu tun. Dann übergaben sie die Waffen an die Blondine, die sie in einen Plastikkorb legte.

„Ich danke Ihnen vielmals. Sie werden hier auf Sie warten, wenn Sie fertig sind.“

Tom und Norm trotteten zu einer der vergoldeten Aufzugtüren. Es gab keine Knöpfe. Kaum waren sie eingestiegen, da schlossen sich die Türen automatisch, und ihre langsame Fahrt nach oben – zweifellos am Empfangstresen aktiviert – begann. Gershwins jazzige „Rhapsody in Blue“ klang aus den Lautsprechern und begleitete sie bei ihrem vertikalen Aufstieg. Norm summte mit. Schließlich hielt der Aufzug sanft, seine goldenen Türen öffneten sich, sie erblickten die einundzwanzigste Etage ... und einen vierjährigen Jungen in einem Astronautenkostüm, der sie von unten anstarrte.

Tom und Norm starrten zurück.

„Hi“, wisperte der Kleine schüchtern.

„Hallo“, antwortete Tom.

Der einundzwanzigste Stock war ein Labyrinth aus Rot, Braun und Gelb. Sieben verschiedene Gänge führten vom Fahrstuhl weg. Zum Glück tauchte kurz darauf ein großer blasser Mann in Nadelstreifen auf.

„Hier entlang, Gentlemen! Mr Chappell erwartet Sie.“

Der Junge lutschte an seinem linken Daumen.

„Joey“, sagte der Mann. „Solltest du nicht im Spielzimmer sein?“

Der Junge nickte stumm und rannte einen der anderen Gänge hinunter.

„Mr Chappells Enkel“, erklärte der Mann. „Eines Tages, so Gott will, wird ihm all das hier gehören.“

Tom und Norm tauschten einen Blick, dann folgten sie dem Mann den Gang zurück, den er gekommen war.

„Möchten Sie vielleicht etwas trinken?“

„Ein Heineken?“, fragte Norm.

Der Mann sah ihn verdutzt an.

„Ein Scherz“, fügte Norm hinzu.

Der Mann nickte. Der Gang war von wunderschönen Zedernholztüren gesäumt. Sie hielten vor einer, die mit Chappells Namen beschriftet war.

„Wenn Sie irgendetwas brauchen, mein Name ist Paul. Wie der Apostel.“

Paul öffnete die Tür, und die beiden FBI-Agenten betraten das Büro von Donald Chappell. Verglichen mit dem Rest des Gebäudes wirkte sein Büro überraschend klein, geradezu intim. Donald Chappell, ein weißhaariger, breitschultriger Achtzigjähriger, saß hinter einer Staffelei und war dabei, die Skyline von Omaha zu malen, die durch sein Fenster zu sehen war.

„Setzen Sie sich“, sagte er. Seine tiefe Stimme, kaum vom Alter berührt, hallte von den Wänden wider. Deswegen hatte sich Chappell für so ein kleines Büro entschieden, mutmaßte Tom.

Sie setzten sich auf die einzigen freien Plätze, zwei hundert Jahre alte Stühle mit purpurroten Plüschsitzen und handgeschnitzten Stuhlbeinen und Lehnen. Norm versuchte sein Gewicht möglichst gering zu halten. Der Stuhl kostete wahrscheinlich mehr, als er in einem Jahr verdiente.

„Ich bewundere das FBI.“ Chappell fuhr fort, zu malen. „Seine größten Misserfolge werden in der Öffentlichkeit breitgetreten, aber seine Erfolge bekommt niemand mit. Und trotzdem machen Sie immer weiter. Ich könnte mir vorstellen, dass Sie momentan angesichts der Katastrophe

in Texas ganz schön unter Druck stehen, Tom. Ihre Vorgesetzten halten Sie bestimmt ziemlich an der kurzen Leine.“

Norm rutschte auf dem Stuhl herum, doch Tom blieb ungerührt. „Ich bin froh, dass Sie den Fall erwähnen. Somit können wir gleich zum Punkt kommen.“

„Übrigens, Bob ist nicht der einzige Kandidat, dessen Wahlveranstaltungen wir sponsern. Wir investieren auch eine Menge Zeit und Geld in die Kampagne des Vizepräsidenten im Interesse der Republikaner. Die ‚Unity for a Better Tomorrow‘ ist weder konfessionsgebunden noch parteiabhängig.“

„Mit dem Unterschied, dass unser Mann sich für die Wahlveranstaltungen des Vizepräsidenten interessiert“, entgegnete Norm.

„Damit setzen Sie voraus, dass Ihre Vermutung der Wahrheit entspricht. Wie Sie sich vorstellen können, wäre es uns von der ‚Unity for a Better Tomorrow‘ lieber, wenn Sie sich irren. Auf irgendeine Weise mit diesem Monster in Verbindung gebracht zu werden ist widerwärtig.“

„Es könnte sein, dass er Ihnen eine Nachricht geschickt hat ...“

„Das bezweifle ich. Sofort nachdem Sie mich kontaktiert hatten, habe ich meine Leute angehalten, meine ganze Post durchzugehen. Wir bekommen natürlich auch negative Reaktionen – wie alle Organisationen –, aber es war nichts Ungewöhnliches dabei. Sonst hätten wir Ihnen bereits Bescheid gegeben.“

Toms Handy vibrierte. Er ließ seine Mailbox angehen. „Könnten unsere Leute Ihre Post noch einmal durchsehen?“

Chappell blickte nun doch von der Staffelei auf. Seine Augen waren braungrün und feucht. „Ich fürchte, das ist nicht möglich. Die wurde längst vernichtet. Wir glauben, dass es besser ist, keine Form von Hass um sich zu haben.“

Der Mann log, dessen war Tom sich sicher.

Und das war der eigentliche Grund, warum er diesen Mann persönlich hatte treffen wollen. Er ging nicht davon aus, dass Chappells Antworten neue Erkenntnisse brachten. Männer wie Chappell sagten selten etwas Wesentliches, höchstens im engsten Kreis.

Chappell kehrte zu seinem Bild zurück. „Alle Religionen dieser Welt verurteilen Hass, und doch finden sich in der Gesellschaft immer wieder

Menschen, die dieses Prinzip, das uns über alle anderen Spezies erhebt, ablehnen – Empathie, Ehrlichkeit und Selbstlosigkeit.“

„Man braucht also die Religion, um ein guter Mensch zu sein?“

„Es hilft, Tom. Religion schützt uns gegen die Versuchung. Als Gesetzeshüter stimmen Sie mir doch sicher zu, dass Abschreckung etwas Gutes ist, wenn sie vor Sünden bewahrt. Religion hat unsere Vorfahren geleitet, damit sie das Joch der Tyrannei abschütteln und ihre gottgegebenen Rechte einfordern konnten. Auf Gott vertrauen wir, Tom.“

„Wie ist es mit ehemaligen Mitarbeitern?“, fragte Norm. „Wurde vielleicht jemand gefeuert oder hat gekündigt ...“

Jetzt breitete sich ein Lächeln auf Donald Chappells Gesicht aus. „Wir feuern nie jemanden. Nicht, seit wir Anfang der Siebzigerjahre begonnen haben.“

„Sie haben niemals ...“

„Jeder einzelne unserer Mitarbeiter durchläuft ein sehr sorgfältiges Auswahlverfahren. Ich bin mir sicher, das FBI macht das nicht anders.“

„Ja, sicher, aber das heißt nicht, dass noch niemals ein Agent rausgeworfen wurde ...“

„Nun ...“ Chappel zuckte die Achseln. „Ich schätze, mein Auswahlverfahren ist gründlicher.“

Norm warf Tom einen verärgerten Blick zu.

„Danke, dass Sie sich die Zeit genommen haben!“ Tom erhob sich, Norm folgte ihm.

Tom wartete, bis sie in dem Leih-Geo ungestört waren, bevor er seinen Verdacht äußerte.

„Das sehe ich auch so, aber uns sind die Hände gebunden“, knurrte Norm. „Glaubst du wirklich, dass irgendein Richter dieser Welt uns deswegen einen Durchsuchungsbefehl ausstellt? Ausgerechnet in einem Wahljahr?“

Tom verzog das Gesicht. Norm hatte recht. Wie Chappell sehr richtig bemerkt hatte, erfuhr die Öffentlichkeit immer nur von den Misserfolgen des FBIs – und Assistant Director Trumbull verlor langsam, aber sicher die Geduld mit Tom und seiner Task Force. Sie hatten sich in der letzten Zeit zu viele Fehler geleistet.

Tom fiel der Anruf ein, den er während des Gesprächs ignoriert hatte,

und zog sein Handy hervor.

„Was ist?“, fragte Norm, als er Toms neugierigen Blick auffing. „Wer hat denn angerufen?“

Tom zeigte es ihm. Lilly Toro.

Lilly schilderte Tom Piper alles, was sie auf der Wahlveranstaltung gesehen hatte. Sie beschrieb den Umschlag, so gut sie konnte. Sie erzählte ihm sogar von ihrer Panikattacke. Sie wusste, dass die nicht besonders maßgeblich für den Fall war – doch als sie einmal angefangen hatte, zu reden, führte eines zum anderen. Normalerweise war sie nicht so gesprächig. Vielleicht waren das noch die Nachwirkungen der Panikattacke. Oder vielleicht musste sie einfach mal mit jemandem reden.

Als sie auflegte, war es bereits Nachmittag, und das bedeutete jede Menge Verkehr. Lilly zündete sich die letzte Marlboro aus ihrer Packung an, startete den Motor ihres pinkfarbenen Käfers und fädelte sich in den schleichenden Verkehr auf der Bay Bridge ein.

Wie erwartet hatte Tom sie aufgefordert, mit niemandem sonst zu sprechen, vor allem nicht mit ihren (ehemaligen?) Kollegen bei der Zeitung. Na gut. Das hatte sie mit dem Anruf in Kauf genommen.

Warum hatte sie sich statt für den „Chronicle“ für das FBI entschieden? Vielleicht hatte es etwas damit zu tun, dass ...

Scheiße! Sie wurde verfolgt.

Wieder sah sie in den Rückspiegel. Fünf Meter hinter ihr war ein blauer Ford Sedan, und sie hätte schwören können, dass sie ihn schon gesehen hatte, als sie in Berkeley vom Parkplatz gefahren war. Da hatte sie sich noch nichts dabei gedacht. Auf dem Campus in Berkeley war immer viel los. Aber jetzt war sie schon fast in San Francisco, und ...

Nein. Das war doch albern. Sie befand sich praktisch im Feierabendverkehr. Und sie war ja wohl nicht der einzige Mensch, der in San Francisco wohnte, oder? Bei dem Fahrer in dem blauen Sedan handelte es sich wahrscheinlich um einen Professor. Bestimmt wohnte er mit seiner Frau und zweieinhalb Kindern in Pacific Heights. Und bestimmt war er bei der Wahlveranstaltung gewesen. *Na und? Reg dich ab, Mädchen!*

Nur um sicher zu sein und auch noch die letzten Zweifel auszuräumen, stellte sie den Rückspiegel so ein, dass sie einen guten Blick auf den

Fahrer werfen konnte. Sie bewegte sich mit fünf Meilen pro Stunde über die acht Meilen lange Bay Bridge, und die Sonne kam von vorn und nicht von hinten, somit war es leicht, den Typ hinterm Steuer zu sehen. Hinter dem Lenkrad des blauen Ford Sedan saß Galileo.

Und er winkte ihr zu.

Lilly sank ein paar Zentimeter in ihrem Sitz zusammen und umklammerte das Lenkrad, als wäre es ihr einziger Freund auf der Welt. Sie dachte über ihre wenigen Möglichkeiten nach. Mitten auf der Bay Bridge gab es Abfahrten, die nach Yerba Buena oder Treasure Islands führten. Von diesen Abfahrten war sie nicht weit entfernt. Wenn sie die Brücke in Richtung einer der Inseln verließ ... dann würde er ihr folgen, und sie säße mit einem Massenmörder auf einer Insel fest. Keine gute Idee.

Also musste sie auf der Brücke bleiben und bis West Bay und San Francisco fahren. Selbst die Einwohner verfuhrten sich regelmäßig in San Franciscos hügeligen, labyrinthartigen Straßen. Und Galileo wohnte nicht in San Francisco – soweit sie wusste. Falls er dumm genug war, ihr bis nach Chinatown zu folgen, das Labyrinth der Labyrinth, dann konnte sie ihn abhängen, dessen war sie sich sicher. Sie musste nur den Kopf einziehen. Dieser Mann würde bestimmt ungeduldig werden und sie vom Sitz seines Wagens aus erschießen. Sie musste also nur den Kopf einziehen ... und ein paar Anrufe erledigen.

Der Erste: Tom Piper.

Seine Mailbox ging ran.

„Tom“, krächzte sie, gierig nach einer Zigarette, „hier ist noch mal Lilly. Ich bin auf der Bay Bridge in San Francisco, und er fährt direkt hinter mir. Er wird mich umbringen, Tom, aber ich glaube, ich kann ihn in Chinatown abhängen. Bitte seien Sie ein Schatz und informieren Sie in der Zwischenzeit jeden einzelnen verdammten Agenten, den Sie haben, und schicken Sie sie verflucht noch mal sofort zu mir! Ich fahre einen pinkfarbenen VW Käfer. Er sitzt in so einem scheißblauen viertürigen Ford. Kennzeichen ... ähm ...“ Sie hob kurz den Kopf. „JG3-94Q. Ich bin in höchster Gefahr. Rufen Sie mich an.“

Nächster Anruf: 911.

„911“, meldete eine leicht asiatisch klingende Frau. „Um was für eine Art von Notfall handelt es sich?“

Lilly erläuterte ihre Situation. Wie es hieß, würden „so schnell wie möglich Streifenwagen in ihre Richtung geschickt“, und sie solle „ruhig bleiben“. Wie konnte sie bitte schön ruhig bleiben? Wie konnte irgendjemand bei einem Notfall ruhig bleiben? Es war nur natürlich, durchzudrehen. Die Evolution hatte den menschlichen Körper auf das Überleben programmiert, und Adrenalin spielte dabei keine unerhebliche Rolle. Ihre Panikattacken – und wie sie bemerkte, hatte sie im Moment *keine* – waren ebenso falsch, wie in dieser Situation „ruhig“ zu bleiben. Der Verkehrsstrom hatte sie schließlich über die Brücke geschoben. Die erste Abfahrt – Fremont Street – musste sie nehmen. Sie setzte keinen Blinker. Es gab schließlich keinen Grund, Galileo vorher schon einen Hinweis zu geben, richtig? Fremont Street führte in das Financial District, das Mekka der Hochhäuser und Großfirmen. Lilly fuhr am Hauptsitz von VISA und The Gap vorbei. Sie blieb zusammengekauert auf ihrem Sitz – was bei ihrer geringen Größe kein Problem war – und wagte einen weiteren Blick in den Rückspiegel. Galileo blieb konstant fünf Meter hinter ihr.

Sie bog auf die Pine Street und dann nördlich auf die Kearny Street, und langsam verwandelte sich das schicke Kalifornien in ein geschäftiges chinesisches Stadtzentrum. Gekachelte Vordächer erstreckten sich in die Straßen. Aus eckigen Gebäuden wurden Pagoden, und die Schilder – sonst wie üblich waagrecht – hingen nun senkrecht, was sich für die alten Schriftzeichen auch viel besser eignete.

Die Hauptdurchgangsstraße in Chinatown war die Grant Avenue, deswegen nahm Lilly stattdessen eine der schmalen Seitenstraßen. Galileo war noch immer hinter ihr, doch sie sah, dass sein bulliger blauer Ford kaum zwischen den Backsteingebäuden der engen Ross Alley durchpasste.

Was sagst du nun, arschloch?

Lilly spürte, wie sich ihr Griff ums Lenkrad lockerte. Sie würde ihn tatsächlich abhängen. Sie, Lilly Toro, würde gegen den großen bösen Wolf gewinnen. Merkwürdig, dass sie in diesem Moment an ihre Eltern denken musste, und zwar ohne Abneigung. Sie wären stolz auf sie. Sie, die ihren Lebensstil verabscheuten, die sie mit fünfzehn auf die Straße geworfen hatten, würden vor den Nachbarn mit ihr angeben.

Als rechts das Polizeirevier auftauchte, fühlte sie unbändiges Glück in sich aufsteigen. Sie war frei. Sie hatte es geschafft. Sie drückte auf die Hupe, um die Aufmerksamkeit von den vier Polizisten vor der Tür auf sich zu ziehen, und hielt neben ihnen an.

„Können wir Ihnen helfen?“, erkundigte sich einer von ihnen.

„Ja, ich ...“ Lilly blickte zurück, um auf den Ford zu zeigen, doch der war verschwunden.

„Ma’am?“

„Ich wurde verfolgt“, erklärte sie grinsend. „Aber ich schätze, ich habe ihn abgehängt.“

Als die Polizisten zur Straße blickten, ohne irgendetwas Bedrohliches zu entdecken, stieg Lilly aus ihrem Wagen. Ihre Beine zitterten vor Anstrengung, doch sie lebte. Sie lebte! Ihr Handy klingelte.

Wahrscheinlich Tom Piper, der sie endlich zurückrief. Wieder mal zu spät. Sie drückte das Telefon ans Ohr.

„Yo“, rief sie fröhlich.

„Danke, dass Sie still stehen“, sagte Galileo, und aus sechshundert Meter Entfernung drückte er den Abzug seines Gewehrs und setzte Lillys Leben ein Ende.

16. KAPITEL

„Angst“, sagte Rafe, „und Verlangen.“

Er schrieb die Worte mit schwarzer Tinte auf die weiße Tafel, und einige pflichtbewusste Studienanfänger in dem Hörsaal schrieben sie ab. Rafe hielt einen Moment inne, um darüber zu schmunzeln – würden sie diese zwei Worte sonst vergessen? Andererseits waren sie zum ersten Mal von zu Hause weg, tranken Alkohol, nahmen Drogen und bekamen zu wenig Schlaf, man konnte also nicht wissen, in welchen Zustand sich ihre gerade herangereiften Gehirne befanden.

Er fuhr fort: „Das ist die Dialektik der menschlichen Psychologie. Wenn wir sagen, dass Leute bei uns einen bestimmten Knopf drücken, dann handelt es sich genau um diese beiden Empfindungen: Angst oder Verlangen. Wir können davon ausgehen, dass Gesellschaften ein kollektives Bewusstsein haben. Das heißt, die alten Römer hatten vor allem Angst. Ihre Fremdenfeindlichkeit führte dazu, dass sie vor Hannibals Elefanten Angst hatten. Sie führte aber auch dazu, die kulturelle Memetik der Nachbarn aufzunehmen und ohne Ausnahme römisch einzufärben. Die Psychosozilogie des Römischen Reichs ist eine ganz besondere Geschichte.“

Wieder machte er eine Pause, damit die Mitschreibenden (so wenige es auch waren) nicht den Faden verloren. Rafe, der ein großer Geschichtsfan war, konnte solchen wirkungsvollen historischen Vergleichen nicht widerstehen, und vielleicht halfen sie zumindest den Klügeren in diesem Raum. Sich mit den Mittelmäßigen abzugeben war sowieso nicht sein Stil.

Er dachte an seinen alten Vater, der sich momentan mit seinen Hanteln und Zeitschriften in ihrem Gästezimmer eingerichtet hatte, und an seine Frau, die praktisch völlig invalide auf dem Wohnzimmersofa hauste. Ähnlich wie die alten Römer hatte sich sein Leben in letzter Zeit sehr dramatisch in Richtung Angst und Verlangen verschoben. Ein Student hob die Hand.

„Ja?“

„Wie schreibt man ‚Hannibal‘?“

Wenn Amy Lieb lachte, was sie übermäßig oft tat, klang sie mehr oder

weniger wie ein hechelnder Hund. Schon oft hatte Esme, wenn Amy einen ihrer Lachanfälle bekam, das dringende Bedürfnis verspürt, einen Schritt zurückzutreten, um nicht mit Bazillen und heißer Luft besprüht zu werden. Obwohl sie mit ihr telefonierte, obwohl sie bei sich zu Hause und Amy Meilen entfernt bei sich zu Hause war, bewegte Esme sich instinktiv vom Telefonhörer weg, als das hündische Gelächter begann. „Entschuldigen Sie“, sagte Amy schließlich, nachdem sich ihre Atmung wieder normalisiert hatte, „es ist nur so ... Nun, Sie können das unmöglich ernst meinen.“

„Ich meine das sogar sehr ernst. Das Mindeste, was Sie tun könnten, Amy, ist, die ‚Unity for a Better Tomorrow‘ von der Sponsorenliste zu streichen.“

„Nur damit ich Sie richtig verstehe: Der Grund dafür ist, dass dieser Serienmörder in den Städten sein Unwesen treibt, in denen ...“

„Ja.“

„Esme, Liebste, haben Sie heute schon etwas gegessen?“

Esme blinzelte. „Wie bitte?“

„Ich könnte Ihnen einen Auflauf vorbeibringen! Ich lasse Lupe irgendwas zaubern, sie macht die großartigsten Nudelgerichte. Was halten Sie von Fisch?“

Esme biss die Zähne zusammen. Sie lag auf dem Sofa, Eispäckchen auf beiden Seiten ihrer langsam heilenden Unterleibswunde. Trotzdem hatte sie Schmerzen, denn selbst Eisberge und Tylenol oder sogar Percocet konnten die Seelenqualen nicht lindern, die es einem bereitete, mit einer Wand zu sprechen.

„Amy, hören Sie zu! Selbst wenn Sie denken, dass ich mich irre, selbst wenn es unbequem ist, würden Sie sich nicht lieber irren, als so etwas zu riskieren? Galileo läuft immer noch da draußen herum.“

„Ach Liebste, das weiß ich doch! Haben Sie einen Stift zur Hand? Ich war früher bei diesem Seelenklempner Dr. Fleishman, damals, als ich eine Affäre mit meinem Gärtner hatte, und er hat bezüglich meinem posttraumatischem Stress wirklich Wunder gewirkt. Er ist ein zertifizierter Fachmann.“

Esme hatte tatsächlich einen Stift in der Hand, mit dem sie eine wenig schmeichelhafte Karikatur von Amy Lieb auf den Rücken eines Sudoku-Hefts malte. Wie konnte ein Mensch nur so vorsätzlich

bescheuert sein? Stimmte das Klischee also wirklich? Kam das Leben in der Vorstadt einer Lobotomie gleich?

„Wie auch immer, ich muss leider auflegen, der Partyservice ruft auf der anderen Leitung an. Versuchen Sie bloß nie, Hummercremesuppe im April zu bestellen. Ciao!“

Ciao.

Bevor sie mit der nächsten Person auf ihrer Liste fortfuhr – dem Bürgermeister –, brauchte Esme ein paar Minuten, um sich wieder abzuregen. Es wäre sicher nicht vorteilhaft, ihre Wut auf Amy Lieb an Bürgermeister Connors auszulassen. Sie kannte den Bürgermeister ein bisschen, hatte ihn ab und zu bei Benefizveranstaltungen der Universität gesehen. Er glotzte einem immer aufs Dekolleté, doch ihm schien das Wohlergehen seiner Kommune wirklich am Herzen zu liegen. Also würde sie an sein Pflichtgefühl appellieren – aber vorher musste sie sich vom Fernsehprogramm etwas betäuben lassen. Wenn nur Tom Piper endlich zurückrufen würde! Dann hätte sie nicht länger das Gefühl, diesen Kampf ganz allein auszutragen.

Sie drückte auf die Fernbedienung und hörte zu, wie die Fernsehmoderatoren von Fox über Öl quasselten, und kaum eine Minute war vergangen, als im News-Ticker am unteren Rand des Bildschirms folgende Worte erschienen: „In Galileo-Fall verstrickte Journalistin in der Nähe ihrer Wohnung tot aufgefunden“.

Für Tom Piper war die optimale Dialektik nicht Angst und Verlangen, sondern Gewinnen und Verlieren, und er wusste genau, in welche Richtung der Fall gerade tendierte. Was Assistant Director Trumbull nicht daran hinderte, ihn daran zu erinnern. Sie und noch einige andere Höhergestellte führten gerade ein Konferenzgespräch.

„Es ist eine Schande!“ Trumbull hustete eine Minute lang. Es war ein offenes Geheimnis, dass der alte Mann Lungenkrebs hatte, aber wenn ein Angestellter des amerikanischen Staates in Ausübung seines Amtes sterben wollte, dann sollte es eben so sein. Alle Teilnehmer der Konferenzschaltung warteten geduldig, bis Trumbulls Bronchialanfall vorüber war. Tom nutzte die Zeit, um sich die müden Augen zu reiben. Er war in einem Sicherheitsraum hinter verschlossenen Türen in Eppley Airfield, dem historischen Flughafen für Omaha und Umgebung. In den meisten Räumen dieser Art – dort wurden fragwürdige Fluggäste

festgehalten – blätterte die Farbe von den Wänden ab, und die Möbel knarrten. Dieses Zimmer war hingegen erst vor Kurzem gestrichen worden (ausgerechnet cremeweiß), und der Holzstuhl, auf dem er saß, hätte bequemer nicht sein können. Schlichte Freuden wie diese waren es, die Tom in letzter Zeit zu schätzen gelernt hatte, denn es waren die einzigen. Sein Handy klingelte. Irgendjemand rief ihn an. Wer immer es war, hatte ihm bestimmt Interessanteres zu erzählen als das, was er gerade hörte. Tom hätte am liebsten das Telefon im Raum auf stumm geschaltet und den anderen Anruf entgegengenommen, doch Trumbull räusperte sich und fuhr mit seiner Strafpredigt fort: „Erklären Sie mir bitte, warum Sie unsere Leute nach Santa Fe schicken und der Kerl dann in San Francisco auftaucht. Hatten Sie San Francisco überhaupt auf dem Schirm, Tom?“

„Mit allem nötigen Respekt, Sir, ich hatte die Überwachung von Lilly Toro angefordert. Ich war mir sicher, dass sie sich in Gefahr befand, doch mein Antrag wurde abgelehnt.“

„Ich habe den Antrag gelesen“, schaltete sich ein anderer Assistant Director ein. „Sie hatten zweiundzwanzig Namen auf dieser Liste. Wie sollen wir bitte Prioritäten setzen, wenn Sie uns zweiundzwanzig Namen geben?“

„Tut mir leid, Sir.“ Tom starrte an die helle Wand. „Mir war nicht klar, dass das Büro nur eine begrenzte Anzahl an Menschen beschützen kann.“

„Selbstverständlich sind unsere Ressourcen beschränkt, wie Sie sehr gut wissen. Und wenn genau diese Ressourcen völlig umsonst irgendwo in New Mexico verschwendet werden ...“

„Wir haben glaubwürdige Hinweise, dass Santa Fe auf Galileos Liste steht. Was in San Francisco passiert ist, hat nichts ...“

„Und wie lang ist *diese* Liste, Special Agent Piper? Stehen da zweiundzwanzig Orte drauf?“

Tom seufzte.

„Ich habe mir diese sogenannten glaubwürdigen Hinweise ebenfalls angesehen, Piper, und sie sind schrecklich dünn.“

„Doch was heute passiert ist, Sir, bestätigt, dass es eine Verbindung zwischen Galileo und dem Kellerman-Wahlkampf gibt, was wiederum der Dreh- und Angelpunkt von Esme Stuarts Theorie ist. Es steht zu

erwarten ...“

„Der Kellerman-Wahlkampf ist tabu, Piper!“

„Wie bitte?“

„Die wollen nicht, dass das FBI sich einmischt. Offenbar glauben sie, dass wir dem Vizepräsidenten über alles Bericht erstatten, weil er früher mal FBI-Direktor war. Nun, das ist deren Paranoia, nicht meine.“

„Sir, Paranoia allein sollte die Staatsgewalt nicht behindern dürfen.“

„Wir haben ein Wahljahr, Piper.“

„Wir haben immer ein Wahljahr“, gab Tom zurück.

„Wir müssen vorsichtig vorgehen, vor allem in Anbetracht Ihrer – unserer – kürzlichen Misserfolge. Wir müssen die Öffentlichkeit davon überzeugen, dass wir nicht vollkommen unfähig sind. Wir werden eine Pressekonferenz abhalten, Gentleman. Die Leute brauchen jemanden, dem sie die Schuld für dieses Fiasko in die Schuhe schieben können – und da wir diesen Dreckskerl anscheinend nicht erwischen können, egal ob er in San Francisco ist oder in Santa Fe oder in Timbuktu, werden wir den Löwen einen von uns zum Fraß vorwerfen müssen.“

Tom wusste, was kommen würde, und doch schmerzte es, die nächsten Worte zu hören.

„Das heißt, Sie, Tom. Sie und Ihr Team werden den Kopf hinhalten müssen. Ich würde mich ja dafür entschuldigen, aber bei der Anzahl von toten Polizisten und Feuerwehrmännern halte ich Ihre mediale Hinrichtung für beinahe verdient.“

Das SWAT-Team, eine Spezialeinheit, ließ sich auf den Wagen herab. Die Männer und Frauen trugen über ihren kugelsicheren Westen Körperpanzerungen aus Keramik. Dicke schwarze Helme schützten ihre Köpfe. Wie sie alle wussten, war Galileo auf Kopfschüsse spezialisiert. Jedes Mitglied der Zwölfmanneinheit trug ein Sturmgewehr und hatte eine Pistole ums linke Bein geschnallt.

Eine Polizistin namens Mary Chu hatte den blauen Ford Sedan mit dem Kennzeichen JG3-94Q entdeckt. Er stand in einer Gasse im städtischen Mission District, das sich zwar Meilen von dem Tatort entfernt befand, doch das Fahrzeug passte auf die Beschreibung. Mary hatte Abstand gehalten, Verstärkung gerufen und dann in einem Café in der Nähe gewartet. Der SWAT-Bus war zwanzig Minuten später erschienen, um genau 18:16 Uhr. Da waren Lilly Toro und die vier Polizisten auf der

Treppe der Polizeistation bereits fast neunzig Minuten tot.

Während sich das SWAT-Team langsam dem Ford näherte, sah Mary Chu aus dem Fenster des Cafés. Der Besitzer stand neben ihr und trank eine heiße Tasse mexikanischen Kaffee. Beide hatten denselben Gedanken: Es könnte eine Falle sein. Hatte Galileo seine Opfer in Atlanta und Amarillo nicht auf dieselbe Weise angelockt? Mary wusste, dass die Körperpanzerung der Polizisten kugelsicher war. Sie wusste, dass es sich um das beste Team der Stadt handelte. Trotzdem trat sie einen Schritt von dem Fenster weg und zog sich in den Schatten eines Regals zurück.

Der Wagen stand in der dunklen Gasse. Die Sonne drang nicht bis hierhin durch. Das SWAT-Team stellte die Helmlampen an. Zwölf hellblaue Lichtstrahlen tasteten über den Ford wie ein Kaleidoskop aus langen Fingern.

Seine Besitzerin, eine Mrs Harriet Rehoboth aus Oakland, hatte den Wagen am Tag zuvor als gestohlen gemeldet. Sie war zu ihrem nächstgelegenen Safeway gefahren, um mit dem Sozialhilfe-Scheck ein paar Einkäufe zu tätigen. Als sie zum Parkplatz zurückkam, den Einkaufswagen vollgestopft mit Orangen und Lammkoteletts und mehreren Flaschen Pert-Shampoo, war ihr Ford verschwunden. Mrs Rehoboth war erschrocken, doch sie war auch verwirrt. Auf dem Parkplatz wimmelte es nur so von Saabs und Jaguars und Mercedes. Warum sollte jemand ausgerechnet ihren klapprigen, achtzehn Jahre alten blauen Ford klauen? Wer würde so etwas tun?

Die Polizei kannte nun die Antwort. Das SWAT-Team kam dem Wagen noch näher, jeder einzelne Schritt genau bemessen, jeder Atemzug reguliert. Sie hatten Beobachtungsposten aufgestellt, doch Galileo war ein ausgekochter Scheißkerl und konnte überall sein. Wie Mary Chu rechneten die meisten Polizisten mit dem Schlimmsten – dass es sich hier um eine weitere Falle von Galileo handelte. Doch was für eine Alternative hatten sie? Das Auto einfach stehen lassen? Sie hatten hier ihre Arbeit zu erledigen, und keiner von ihnen hatte sich wegen der schicken Uniformen für den Job entschieden.

Sie näherten sich in geschlossener Reihe, das war die sicherste Formation, die sie einnehmen konnten. Und aus diesem Grund war es Sergeant Tyler Murphy an der Spitze, der die Schuhschachtel auf dem

Beifahrersitz als Erster sah. Das Fenster war bereits heruntergekurbelt. Galileo wollte, dass die Schachtel gesehen wurde. Murphy meldete seine Entdeckung Captain Rodriguez. Rodriguez befahl dem SWAT-Team, sich zurückzuziehen, und schickte die Sprengstoffhunde vor.

Mary Chu nagte an der Unterlippe.

Drei deutsche Schäferhunde wurden in die Gasse geführt und schnüffelten einige Minuten lang den Wagen ab. Die Hundestaffel (auch K9 genannt) war darauf trainiert, Sprengstoff aufzuspüren. Es brauchte nur ein einziges Bellen, und ein Bombenspezialist würde vortreten. Doch die Hunde bellten nicht. Sie knurrten nicht einmal. Der Wagen war sicher.

Rodriguez höchstpersönlich nahm den Schuhkarton vom Sitz und sah hinein. „Was zum Henker ...?“

Jemand musste Anspruch auf die Leiche erheben. Sie würde zwar erst nach Beendigung der Autopsie freigegeben werden – was das übliche Verfahren bei Mordopfern war. Doch erst wenn jemand die Leiche anforderte, wurde alles Weitere eingeleitet – ein Bestattungsunternehmen konnte beauftragt werden und so weiter. Während die Polizei damit beschäftigt war, Galileo hinterherzujagen, übernahm es der rechtsmedizinische Assistent, ein zappeliger Mann namens Chiles, die nächsten Angehörigen von Lilly Toro ausfindig zu machen. Er nahm das Handy der Verstorbenen heraus, suchte nach der Telefonnummer der Eltern, fand auf diese Weise die Adresse heraus und sprang in seinen Geländewagen. Wegen der Großfahndung waren viele Straßen gesperrt, was zu jeder Menge Staus führte, doch Chiles erreichte sein Ziel um 19 Uhr. Sein Magen knurrte, er hatte Lust auf Sushi. Doch zuerst musste irgendjemand die Freigabe der Leiche fordern.

Die Eltern der Verstorbenen wohnten im sechsten Stock eines Wohnhauses ohne Aufzug in Oakland. Chiles, ungeduldig wie immer, nahm zwei Stufen auf einmal. Als er die Wohnungstür 6 F erreichte, schmerzten seine Knie. Er drückte auf die Klingel.

Eine asiatische Frau mittleren Alters öffnete. Sie trug ein blumenbedrucktes Kleid. In der Wohnung roch es nach gekochtem Kohl. Chiles Magen knurrte schon wieder. Jemand musste endlich die Freigabe dieser Leiche fordern!

Er zog eine Fotografie aus der Tasche seiner Windjacke. Die Frau sah sie

an und nickte. Ihr Gesicht wurde feucht. Chiles erklärte ihr, dass sie mit ihm ins Leichenschauhaus kommen müsse. Wieder nickte sie, holte ihren Mantel und hinterließ ihrem Mann eine Notiz. Er arbeitete bis spätabends.

Auf dem Weg nach unten nahmen sie eine Stufe nach der anderen. Da Rückfahrten immer schneller waren als Hinfahrten, erreichten sie die Leichenhalle kurz vor 19:30 Uhr. Die Regenwolken vom Morgen waren wieder da, ein stetiger Nieselregen begleitete sie vom Parkplatz bis zu dem bewusst unauffällig gehaltenen Gebäude, in dem sich das Leichenschauhaus befand. Wie seine Chefin selbst immer sagte, brauchte der Tod keine Werbung.

Neben dem Kühlraum befand sich ein kleines ruhiges Zimmer, das extra für solche Besuche eingerichtet war. Die Leiche lag bereits mit einem sauberen weißen Tuch bedeckt auf dem Tisch. Sie benutzten extrem starkes Bleichmittel, um die Tücher wieder weiß zu bekommen. Den Schein zu wahren war wichtig.

Chiles überzeugte sich, dass die Frau bereit war, dann faltete er den oberen Teil des Tuchs bis zu den nackten Schultern der Leiche zurück. Die Augen waren offen und dunkel. In der Stirn war ein Loch von der Größe eines Reißnagels, das die Frau, eine strenggläubige Buddhistin, an ein hinduistisches Tilaka erinnerte. Sie streckte die Hand aus, um das Loch zu berühren, hielt dann aber inne. Stattdessen streichelte sie zart über die rechte Wange ihrer Tochter. Die Haut war kalt. Ein Stück Rindfleisch aus der Metzgerei fühlte sich ganz genauso an. Es gab andere, viel kleinere Löcher, in den Ohren, der Nase und den Lippen, doch der Schmuck, der sie einmal geziert hatte, war verschwunden. Sie berührte auch die Lippen mit den Fingerspitzen. Sie waren porös.

Chiles reichte ihr ein Clipboard (Kugelschreiber bereits daran befestigt) mit einigen Formularen, die sie unterschreiben musste. Die Frau las sich das oberste Formular durch. Die erste Frage lautete, wie das verwandtschaftliche Verhältnis zu der Verstorbenen war. „Mutter“, sagte sie sanft. „Ich bin ihre Mutter.“

Statt nach Santa Fe zu fliegen, das nicht weit von Omaha entfernt gewesen wäre, wurden Tom und Norm zurück nach Washington D.C. beordert. Als sie auf dem Dulles International Airport landeten, war es bereits nach Mitternacht. Die Hälfte der Passagiere schlief. Norm schlief.

Tom schlief nicht.

Er hielt Rückschau auf die letzten vier Wochen. Was hätte er anders machen können? Was hätte überhaupt irgendjemand anders machen können? Esme hinzuzuziehen war keine schlechte Idee gewesen. Und die Theorie, auf die sie gekommen war, schien so stimmig. Aber womöglich war ihr außerordentliches Talent in den letzten Jahren etwas eingeschlafen? Und seines auch? Er wusste, dass er älter wurde, langsamer. Er merkte es jeden Morgen, wenn er aus dem Bett aufstand. Er merkte es jedes Mal, wenn seine Knochen ihn darauf hinwiesen, dass es bald regnen würde.

Zwei FBI-Agenten trafen Tom und Norm am Gate. Sie stellten sich als Agent Dwyer und Agent Casey vor, warteten ein paar Minuten auf das Gepäck, wurden ungeduldig und begleiteten die beiden älteren Agenten zu einem neuen Crown-Victoria-Modell. Die Fenster waren getönt.

„Es wird sich jemand um Ihr Gepäck kümmern“, erklärter einer von ihnen. „Sie bekommen es bald.“

Tom und Norm nahmen ihre Plätze auf der Rückbank ein und tauschten einen Blick.

„Passen Sie auf“, sagte Tom. „Ich weiß, dass man uns abholen lässt, um uns ein bisschen einzuschüchtern, aber es ist fast ein Uhr morgens, und mein Kollege und ich wollen einfach nur schlafen.“

Agent Dwyer saß hinter dem Steuer. Agent Casey auf dem Beifahrersitz drehte sich zu ihnen um.

„Wir haben Anweisung, Sie und Special Agent Petrosky in eine nahe gelegene sichere Wohnung zu bringen.“

„In eine sichere Wohnung?“ Das weckte Norm aus seinem Halbschlaf. „Wieso?“

Diesmal war es an Casey, mit *seinem* Kollegen einen Blick zu wechseln. Dwyer nickte. Casey griff in seinen Koffer und reichte Tom und Norm einen Bogen Papier. Darauf standen Namen, Sozialversicherungsnummern und Adressen von jedem Agenten der Task Force.

„Vor ein paar Stunden hat die Polizei einen Schuhkarton in einem Wagen in San Francisco gefunden. Wir sind ziemlich sicher, dass der Wagen von Galileo dort abgestellt worden ist.“

„Das erklärt noch nicht, warum wir ...“

„Diese Liste, Sir“, unterbrach ihn Agent Casey, „wurde in der Schuhschachtel gefunden. Die anderen Mitglieder Ihrer Task Force werden ebenfalls abgeholt, während wir gerade sprechen. Bitte lehnen Sie sich zurück.“

Tom nahm sein Handy heraus. Genug war genug – er *musste* mit Esme sprechen. Wenn sich irgendjemand einen Reim auf all das machen konnte, dann sie. Ob sie wütend war, weil er ihre Anrufe nicht entgegengenommen hatte? Das wäre nur recht und billig. Sie nach Amarillo zu holen war schon idiotisch gewesen, aber ihr seitdem aus dem Weg zu gehen nur noch mehr ...

Agent Casey entriss ihm das Handy.

„Keine Telefonate. Anweisungen des Büros.“

Tom schäumte vor Wut. „Mmmhmm.“

„Die Fahrt zu unserem Ziel dauert eine Dreiviertelstunde, Sir.“ Casey zeigte einige Zähne. „Wir wecken Sie, wenn wir angekommen sind.“

Tom schlief nicht und Norm diesmal auch nicht.

Die Bar schloss um zwei Uhr morgens. Rafe schüttete sein letztes Glas Scotch hinunter, bezahlte die Rechnung und ging zu seinem Wagen. Seine Freunde – überwiegend Professorenkollegen – waren schon längst bei ihren Ehepartnern und in ihren Betten. Was für ein Glück für sie. Der Barkeeper hatte ihn gefragt, ob er noch fahren könne.

„Ich bin nicht betrunken“, hatte Rafe geantwortet.

Er war nicht betrunken, nur etwas angeheitert. Der Motor sprang ohne Probleme an, und Rafe fuhr sehr langsam los.

Nicht dass er es hinauszögern wollte, nach Hause zu kommen. Es war nur ...

Er stellte das Radio an und suchte nach WCBS-AM, um sich abzulenken. Der Reporter berichtete über die jüngsten Highlights des March Madness, dem Turnier der College-Basketballteams. Rafe hatte die letzten Minuten des Syracuse-Spiels in der Bar gesehen.

Er drehte das Radio ab. Wie jeder andere in Amerika hatte er die Berichte aus San Francisco im Fernsehen gesehen. Galileo hatte wieder zugeschlagen. Nun hatte er fast dreißig Tote auf dem Gewissen. Um elf Uhr am nächsten Morgen wollte das FBI eine Pressekonferenz geben. Rafe hoffte, dass sie Tom Piper zur Rechenschaft ziehen würden. Dieser unverantwortliche Dreckskerl hatte beinahe das Leben seiner Frau auf

dem Gewissen, und wozu? Sie waren in den Ermittlungen keinen Millimeter vorangekommen. Wenn Tom Piper dafür bluten musste, nun, dann würde Rafe sich wenigstens ein bisschen besser fühlen.

Rafe hatte Freud in seinem Vortrag über Angst und Verlangen zitiert.

Und was ihn selbst betraf, wusste er ganz genau, wozu er momentan

tendierte. Sein Leben war überschwemmt von Verlangen, dem

Verlangen nach einer Veränderung, dem Verlangen, die Uhr

zurückzudrehen und zu seinem Leben vor dem 14. Februar

zurückzukehren. Doch das Einzige, was er tun konnte, war abends lange wegzubleiben und Bier und Scotch zu trinken.

Er fuhr in seine Auffahrt. Die Garagentür schien immer viel mehr Lärm

zu machen, wenn alle anderen schon schliefen. Konnten Maschinen

gehässig sein, oder war diese Eigenart ausschließlich Menschen

vorbehalten? Leise stieg er aus dem Auto und ging ins Haus.

Im Wohnzimmer lief der Fernseher. Esme war davor eingeschlafen.

Wieder mal. Rafe nahm die Fernbedienung vom Couchtisch und

schaltete ihn aus. Seine Frau lag unter einer farbenfrohen Wolldecke auf

dem Sofa. Sie behauptete, dass sie nicht im Bett schlafen könne. Ihre

rechte Seite war noch immer bandagiert, vom unteren Rücken bis zum

Bauchnabel, und sie sagte, die Matratze würde ihre Schmerzen

verschlimmern.

Selbst im Schlaf war ihr Gesicht schmerzverzerrt.

Rafe war schon fast in der Mitte der Treppe, als sie seinen Namen rief.

„Hi“, sagte er. „Ich dachte, du schläfst.“

„Wie spät ist es?“ Sie gähnte.

„Spät. Schlaf weiter.“

Sie starrten einander im Dunkeln an, die Gesichter im Schatten.

„Lilly Toro ist tot.“

„Hab ich gesehen. Hast du sie gekannt?“

„Kellerman kommt nach Oyster Bay.“

„Ja, das sorgt für große Aufregung am College“, entgegnete Rafe. „Es ist schön zu sehen, dass einige Studenten sich zur Abwechslung mal wieder für was begeistern.“

Mit den herabhängenden Augenlidern war er selbst nicht gerade ein leuchtendes Beispiel für Begeisterungsfähigkeit, aber zum Glück verbarg die Dunkelheit seine Erschöpfung.

„Nein, du verstehst nicht!“ Sie versuchte sich aufzusetzen, obwohl das heftige Schmerzen nach sich zog. „Kellerman ist mit Galileo verbunden. Wir laden praktisch einen Serienmörder in unser Heim ein. Um Himmels willen, er war Hausmeister in der Grundschule in Atlanta! Sophie ... mein Gott ...“

Er trat einen Schritt vor, aus dem sicheren Schatten heraus und auf die Frau auf der Couch zu. Sie brauchte Trost. Er griff nach ihren Händen. „Esme, unsere Tochter ist nicht in Gefahr! Wir sind nicht in Gefahr! Vielleicht solltest du mit deinem Therapeuten darüber sprechen. Ich bin sicher ...“

„Wie kannst du so ein Risiko eingehen?“ Esme schlug seine Hände weg. „Ist dir das völlig egal?“

„Du fragst mich, ob es mir egal ist? Schätzchen, *ich* bin es nicht, der seine Familie im Stich gelassen hat, um nach Texas zu verschwinden. Das Letzte, was du mir im Moment vorwerfen kannst, ist wohl, dass ich die falschen Prioritäten setze.“

„Weshalb du auch den Abend lieber in einer Bar verbringst als zu Hause mit deiner ...“

Rafe hob die Hände und ging aus dem Zimmer. Für ihn war das Gespräch beendet. Aber er wollte noch einmal nach Sophie sehen, nach seinem kleinen Engel. Wie konnte Esme ihm nur vorwerfen, dass sie ihm egal sei? Anfangs, als Esme schwanger war, hatte er befürchtet, der Vaterrolle nicht gerecht werden zu können. Er wusste, dass er finanziell für sein Kind sorgen konnte, aber emotional? So viele Männer schienen instinktiv zu wissen, was für ihre Kinder das Beste war – und er? Doch als er Sophie dann im Kreißsaal das erste Mal sah, die ganzen 3500 Gramm, als er seine eigenen Augen in dem winzigen perfekten Gesicht entdeckte, waren alle Zweifel aus seinem Herzen verschwunden, und mit einem Mal wusste er, dass er für dieses Wesen, das erst eine Minute alt war, sein Leben geben würde. Er würde für dieses Wesen sterben. Wie konnte Esme es wagen, zu behaupten, dass ihm seine Tochter egal sei? Leise zog er Sophies Tür zu und ging ins Schlafzimmer. Vielleicht zum ersten Mal in seiner Ehe war er froh, das Bett nicht mit seiner Frau teilen zu müssen.

17. KAPITEL

Nachdem Tom Piper und seine Sondereinheit von dem Fall abgezogen waren, wurde Esmes Theorie als falsch abgetan. Man verlegte die Einsatzkräfte von Santa Fe nach San Francisco. Am 14. März wimmelte es in der Bay Area nur so von FBI-Agenten. Irgendjemand musste doch etwas Brauchbares beobachtet haben, selbst wenn das FBI dafür, wie Assistant Director Trumbull es ausdrückte, „jeden Chinesen in Chinatown“ befragte. Das FBI war also von Santa Fe nach San Francisco gezogen, was keine gute Idee war, denn Galileo war von San Francisco nach Santa Fe gezogen und schlug am 18. März wieder zu.

Andy Longtree, der Schulinspektor von Santa Fe, hatte die nicht sonderlich gute Idee gehabt, die Lehrerversammlung (Anwesenheit Pflicht) am Morgen nach St. Patrick's Day durchzuführen. Während die Schüler sich also über einen freien Tag freuten, mussten sich die Lehrer der Stadt trotz Kater in der Aula der Peralta High School efinden. Beim Eintreten blickten manche mit übernächtigten Augen auf die Transparente an den Wänden, auf denen die Errungenschaften der Highschools von Santa Fe angepriesen wurden. Sie taumelten den Gang hinunter und plumpsten auf die weichen roten Stühle, Kaffeetassen in den Händen und still in sich hinein schimpfend.

Andy Longtree stand am Eingang, begrüßte namentlich diejenigen, die er kannte, den anderen winkte er zu. Die Peralta High School war ein Juwel in seiner Krone, die erste neue Highschool der Stadt in den letzten dreißig Jahren und auf sein Drängen hin erbaut. Santa Fe war nun wirklich keine wohlhabende Stadt, doch steigende Einwohnerzahlen verlangten mehr Schulplätze, und die Kinder verdienten eine gute Ausbildung. Opfer mussten gebracht werden, Gehaltserhöhungen für die Lehrer wurden vorübergehend eingestellt, Spenden aus fragwürdigen Quellen wurden akzeptiert, neue Animositäten entwickelten sich, doch die Peralta High School war gebaut worden, verdammt noch mal, und das war das Einzige, was zählte. Manchmal, spät in der Nacht, fantasierte er davon, dass die Peralta High School nach seinem Tod nach ihm benannt werden würde. Momentan war ein spanischer Gouverneur aus dem siebzehnten Jahrhundert Namensgeber. Andrew Longtree High

School – das klang doch viel besser, oder nicht?

Andy wusste, dass seine Lehrer den vergangenen Abend trinkend verbracht hatten, aber da er selbst nicht trank, war es ihm egal. Der 18. März fiel direkt in die Mitte des zweiten Schulhalbjahrs und war somit ein hervorragendes Datum für eine Lehrerversammlung. Wenn sich jemand beschweren wollte, würde er sich das nur zu gern anhören. Zwar würde er seine Meinung nicht ändern, aber er war klug genug, zu wissen, dass ein vermeintlich flexibler Verwaltungsangestellter bessere Karten bei den Lehrern hatte als ein offensichtlich starrsinniger.

Es war fast neun Uhr, und Andy ging Richtung Podium. Im hinteren Teil stellten zwei Schüler in einem kleinen abgetrennten Raum die Beleuchtung ein. Da ein Computer den Großteil der Arbeit übernahm, hätte in Wahrheit ein Schüler gereicht, doch Gwen wollte nicht allein sein und hatte ihren Freund Ric gebeten, sie zu begleiten. Beide saßen auf Hockern. Über eine lange Tastatur konnte der Computer bedient werden, auf dessen kleinem Bildschirm eine Reihe von Nummern blinkten. Diese Nummern zeigten die Stärke des Lichts an. Gwen war der Medien-AG beigetreten, um vom Sportunterricht freigestellt zu werden; Ric hingegen war hier, um sie endlich ins Bett zu bekommen. Sowohl die Dunkelheit wie auch die Abgeschlossenheit des kleinen Beleuchtungsraums arbeiteten zu seinem Vorteil. Wenn er jetzt nur noch Gwen dazu bringen konnte, den nächsten Schritt in ihrer Beziehung zu gehen!

Der Schulinspektor betrat die Bühne. Das Licht wurde heruntergefahren, das Gemurmel erstarb. Pawlow'scher Reflex, dachte Andy. Er hatte vor Ewigkeiten Psychologie studiert. Aus Liebe zu einer Frau hatte er anschließend einen Hochschulabschluss in Pädagogik gemacht. Marlenes Eltern hielten nicht viel von „Seelenklempnern“, dafür mochten sie Lehrer umso mehr, da sie selbst welche waren, und Andy mochte Marlene. Also absolvierte er zwei weitere Jahre an der Universität von New Mexico, bekam einen Posten an der Highschool von Santa Fe und stellte zu seiner eigenen Überraschung fest, dass er Freude an seiner Arbeit hatte.

Marlene machte sich mit einem Börsenmakler aus dem Staub. Zog nach Seattle. Sonntagabends aß Andy nach wie vor mit ihren Eltern zu Abend. Gelegentlich verabredete er sich mit einer Frau, fand aber nie jemanden,

der Marlene ersetzen konnte. Niemand würde sie je ersetzen können. Er arbeitete sich vom Physiklehrer zum Leiter des Fachbereichs hoch, ließ den Staat dafür bezahlen, dass er seinen Doktor machte und wurde mit vierzig Direktor der Santa Fe High School. Marlenes Eltern waren es gewesen, die mit ihren guten Beziehungen dafür sorgten, dass er schließlich eine Stelle als Schulinspektor bekam. Marlene lebte noch immer in Seattle. Sie war geschieden, hatte zwei Kinder und leitete einen Starbucks. Sie schrieben sich jedes Jahr Weihnachtskarten.

Andy stieg aufs Rednerpult. Bei einer solchen Veranstaltung fühlte er sich immer wie am ersten Schultag. Er überblickte die Menge von etwas über zweihundert Lehrern. Da die Scheinwerfer auf ihn und nicht auf sie gerichtet waren, konnte er keine Gesichter erkennen. Besser so – sie schauten bestimmt finster.

Er begann: „Guten Morgen, Ladies und Gentlemen. Ich möchte die Gelegenheit ergreifen ...“

Hinten in der Beleuchtungskabine bereitete Gwen den Film vor. Gemäß dem Ablaufplan würde der Schulinspektor in fünfzehn Minuten die Bühne verlassen. Das war der Moment, in dem sie die Filmleinwand ausfahren und den Film starten würde.

„Also“, flüsterte Ric. „Was möchtest du in den nächsten fünfzehn Minuten machen?“

Gwen zog ein klobiges Buch aus ihrer Schultasche. „Kannst du mir mit Wirtschaftskunde helfen?“

Ric half ihr bei den Hausaufgaben. Er war ein netter Kerl. Er hätte wissen müssen, dass hier nicht das Paradies auf ihn wartete. Die Mädchen mochten nette Kerle wegen ihrem mitfühlenden Lächeln und der Schulter, an der sie sich ausheulen konnten. Jeder Körperteil unterhalb der Schulter wurde von ihnen leider überhaupt nicht wahrgenommen.

Auf der Bühne kam Andy Longtree gerade zum komplizierten Mittelteil seiner Rede. Hier musste er mit den Nettigkeiten aufhören und zu den harten Fakten übergehen. Ja, Lehrpläne würden weiterhin den staatlichen Richtlinien angepasst (mit anderen Worten: niveauloser werden). Nein, es gebe keine Neueinstellungen. Ja, die durchschnittliche Klassengröße würde bei fünfunddreißig Schülern bleiben. Nein, es gebe keine neuen Tische. Er verpackte seine Schlussfolgerung in den üblichen

Optimismus: „Einer der ersten Siedler in diesem fantastischen Land, William Bradford, sagte einmal, dass alle großen und ehrenhaften Taten großer Anstrengungen bedürfen. Sie sind die Siedler der Zukunft, und die Köpfe Ihrer Schüler sind die Äcker. Säen Sie Gutes! Säen Sie Anstand. Säen Sie Zielstrebigkeit. Säen Sie Wissen. Fahren Sie eine gute Ernte ein, Ladies und Gentlemen, und die ganze Welt kann davon ernährt werden! Das ist Ihr Auftrag. Das ist Ihre Gabe. Vielen Dank.“ Der Applaus war halbherzig, was Andy nicht sonderlich störte. Er hatte nichts gesagt, was die Guten nicht längst wussten und die Schlechten nicht längst ignorierten. *C'est la vie*.

„Und jetzt, Ladies und Gentlemen, zum nächsten Punkt auf der Tagesordnung. Wegen der jüngsten Ereignisse in Albuquerque, die wir nicht weiter diskutieren wollen, müssen sich die Lehrer aller öffentlichen Schulen einen zwanzigminütigen Film über sexuelle Nötigung ansehen.“ Stöhnen, Ächzen, Zischeln.

„Nach dem Film gibt es eine kurze Pause, und dann fahren wir um elf Uhr fort, wie Sie aus Ihrem Terminplan ansehen können.“

Andy trat zur Seite. Im Beleuchtungsraum legte Gwen einen Schalter um, woraufhin eine große weiße Leinwand herabsurrte und beinahe das Pult berührte, an dem der Schulinspektor vor wenigen Minuten noch gestanden hatte. Sie blendete die restlichen Lichter aus, drückte auf einen Knopf, und der Projektor warf über die Köpfe des Publikums die Worte „Sexuelle Nötigung in Schulen“ auf die weiße Leinwand.

Durch zwei Kunststofffenster konnte man aus der Beleuchtungskabine das Publikum sehen. Eines davon war geschlossen, das andere noch geöffnet. Jetzt hatten er und Gwen Ruhe. Dunkler würde es nicht mehr werden. Nur eine Tür führte in die Kabine, und die war geschlossen. Ein Video über Sex (in gewisser Weise) flimmerte im Hintergrund. Wenn das nicht der perfekte Rahmen für Romantik war, dann wusste er auch nicht.

„Gwen“, raunte er. „Warum machen wir nicht mal eine Pause mit Wirtschaftskunde?“

Sie sah zu ihm hoch. Ihre Augen waren hellbraun. Ric träumte von diesen Augen. Einmal hatte er sogar ein Gedicht über diese Augen geschrieben.

„Eine Pause?“, fragte sie, da beugte er sich vor und ...

Die einzige Tür zu der Kabine öffnete sich, und ein Mann mittleren Alters rollte einen großen Plastikmülleimer herein.

„Oh, tut mir leid“, murmelte er. „Ich wusste nicht, dass jemand hier ist.“ „Schon okay“, lächelte Gwen. „Achten Sie gar nicht auf uns.“

Er schenkte ihnen ein kurzes schüchternes Lächeln und machte sich an die Arbeit.

Gwen sah Ric an. „Worüber hatten wir gerade gesprochen?“

Ric rutschte auf seinem Stuhl herum. Er konnte das schließlich nicht tun, während jemand im Raum war. Er sah zu dem grauen Mann hinüber, der gerade in die graue Mülltonne griff. Der Mann sah auf, in seinen Augen lag ein Ausdruck von Traurigkeit. Ric hatte sofort Mitleid mit ihm, doch als der Mann die Hände aus der Tonne nahm, fragte sich Ric, warum ein Schuhkarton in der Abfalltonne war, wie lustig, und der Mann stellte den Karton neben die Tonanlage, vorsichtig, wie man einen verletzten Vogel zurück ins Nest legte.

„Was ist in der Schuhschachtel?“, fragte Ric.

Gwen, die sich wieder in ihr Schulbuch vertieft hatte, hob den Kopf, weil sie wissen wollte, wovon Ric sprach, und genau rechtzeitig, um zu sehen, wie der Mann erneut in die Abfalltonne griff, um die nächste Überraschung herauszuholen.

Mit respektvoller Sorgfalt legte Galileo die Leichen der beiden Teenager nebeneinander auf den Boden, dann setzte er sich auf einen der Stühle. Er öffnete das zweite Plastikfenster und spähte hinaus auf das ahnungslose Publikum. Sein Gewehr war geladen. Er war bereit.

Auf dem Bildschirm flirtete ein fatter Mann in einem braunen Blazer mit einer jungen Frau. Die junge Frau trug einen konservativen Hosenanzug. Sie waren sechs Meter groß, was ihre schlechte Schauspielkunst und die gestelzten Dialoge nur noch betonte. Ein paar Lehrer, die tatsächlich aufpassten, mussten wegen der albernen Darstellung kichern. Die große Mehrheit aber ignorierte den Film und nutzte die Zeit und das Licht des Films, um Schularbeiten zu korrigieren. Daran war nichts Schlimmes, sie schwänzten ja nicht etwa die Schule oder so was. Sie nutzten die Schulzeit, um Schularbeiten zu machen.

Wie in jeder Gruppe gab es auch hier Cliques. Santa Fe hatte zwanzig Grundschulen, vier Realschulen und drei Oberschulen. Innerhalb dieser großen Einheiten gab es weitere Unterteilungen bezüglich Hautfarbe,

Geschlecht und sogar Modestil. Die Adretten saßen bei den Adretten, die Hippies bei den Hippies. Die Anfänger hielten sich von den Veteranen fern. Die Geschichtslehrer blieben untereinander, genauso wie die Naturkundelehrer. Und wie in jeder Gruppe gab es auch Außenseiter, die für sich blieben, weil sich niemand für sie interessierte. Entweder kleideten sie sich anders oder sahen anders aus oder rochen anders ... die alte Geschichte eben, die sich nicht änderte, nur weil man von einer Seite des Tisches auf die andere wechselte. Wie immer saßen diese Außenseiter auf den Plätzen entlang den Wänden, da blieben sie unbemerkt, selbst untereinander.

Ihr Tod wurde genauso wenig bemerkt wie ihr Leben. Deswegen waren sie das erste Ziel. Als Joffrey Davis, ein vierzig Jahre alter Sportlehrer mit schlimmen Schuppen im zurückweichenden Haaransatz plötzlich nach vorn kippte, fiel das niemandem auf. Als Linda Perelman, eine zweiundzwanzig Jahre alte Aushilfslehrerin, deren krankhafte Schüchternheit nur bei kleinen Kindern nachließ, das Zensurenbuch aus der Hand glitt und auf den Boden fiel, als sie sich schließlich *selbst* zu dem Buch gesellte, kümmerte sich niemand darum. Die wenigen, die sie auf dem Boden bemerkten, gingen einfach davon aus, dass die seltsame Lehrerin ein Nickerchen machte. Es war immerhin der Morgen nach St. Patrick's Day.

Wobei man sich schon fragen konnte, wie jemand während eines derart lauten Films schlafen konnte. Andy Longtree, der immer noch am Bühnenrand stand, kam zu dem Schluss, dass diese unfähigen Schüler der Medien-AG die Lautstärke viel zu laut aufgedreht hatten. Er verließ die Bühne durch eine Seitentür, um die beiden im Beleuchtungsraum zur Rede zu stellen. Dabei hatte natürlich Galileo den Ton lauter gestellt. Irgendwann würden seine Taten bemerkt werden – was Teil seines Plans war –, doch er wollte das Unvermeidliche so lange wie möglich hinauszögern.

Wie sich herausstellte, gelang ihm das noch weitere zwanzig Minuten. Sanjay Patel, Kunstlehrer an der Realschule, war Opfer Nummer 9. Patty Rice unterrichtete an derselben Schule wie Sanjay und saß deshalb in seiner Nähe – in diesem Fall vor ihm – und bemerkte mit einem Mal, dass ihr Nacken feucht war. Sie fuhr mit den Fingern darüber. Im Licht des Films konnte sie erkennen, dass die Flüssigkeit dunkel war und dass

es sich um Blut handelte. Sie drehte sich in ihrem Sitz herum und schaute direkt auf Sanjays Schädel. Blut tröpfelte gleichmäßig aus seiner Stirn auf den Boden.

Patty schrie, dann spritzte ihr Gehirn aus dem Hinterkopf, doch genügend Leute in ihrer Nähe hatten den Schrei gehört, sahen, wie sie erschossen wurde, und dann ging es los. Lauteres Geschrei in dem abgedunkelten Raum, die Leute steckten sich gegenseitig an wie mit einer Seuche. Manche sprangen auf und rannten weg. Andere warfen sich zum Schutz auf den Boden. Wieder andere blieben wie erstarrt auf ihren Sitzen.

Ingrid Yolen versuchte Keith Henshaw aus der Schusslinie zu stoßen, doch als er starb, fiel sein großer Körper auf sie, und indem sie zu verhindern versuchte, dass er auf den Boden glitt, saß sie lange genug still, um ins Fadenkreuz genommen zu werden. Die Schuldirektoren trieben ihre Lehrer zusammen und bugsiierten sie zu den Hintertüren. In Krisen übernahmen immer die, die es gewohnt waren, die Führung.

Nancy Pasternak, die in der Peralta High School arbeitete, sah die Menschenmenge im hinteren Teil der Aula und beschloss klüger zu sein. Sie wusste, dass nicht nur die Hinterausgänge nach draußen führten. Es gab auch links von der Bühne Türen, deswegen rannte sie gegen den Strom und kletterte auf die Bühne. Dort, direkt vor der Filmleinwand, gab sie das perfekte Ziel ab, und Galileo erwischte sie mit Leichtigkeit. Dann entschied er, es dabei bewenden zu lassen. Gerade als er sich zum Gehen wandte, ging die Tür zum Beleuchtungsraum auf.

Andy Longtree hatte auf seinem Weg hinter die Bühne die Schreie gehört. Zwar hatte er keine Ahnung, was vor sich ging, glaubte aber, in diesem Raum irgendetwas vorzufinden – nicht unbedingt zwei tote Studenten und eine männliche Putzkraft mit einem Gewehr –, doch er war auf alles vorbereitet. Er war immer auf alles vorbereitet. Als die Putzkraft das Gewehr hob, um auf ihn zu zielen, schnappte sich Andy einen in der Nähe liegenden Schraubenschlüssel und schleuderte ihn auf den Amokläufer. Der Schraubenschlüssel knallte gegen Galileos rechte Hand, das Gewehr fiel zu Boden. Galileo starrte den Schulinspektor an. Andy ballte die Hände zu Fäusten. Der Kampf war eröffnet.

Allerdings dauerte er nicht lange. Andy teilte den ersten Schlag aus, Galileo wich ihm geschickt aus. Dann nutzte er den Schwung seines

Gegners, um ihn gegen das Mischpult zu schleudern. Bevor Andy sich umdrehen konnte, hieb ihm Galileo ins Kreuz und zielte auf die Nieren. Andy packte Gwens Wirtschaftskundebuch, das geöffnet auf dem Tisch lag, und wirbelte mit aller Wucht herum. Das Glück war auf seiner Seite. Er schlug Galileo auf die Nase.

Der Amokläufer begann zu bluten.

Andy bereitete sich auf den nächsten Schlag vor, doch Galileo griff an seinen Fußknöchel, zog die Beretta hervor, mit der er Darcy Parr getötet hatte, und drückte den Lauf an Andys Kinn.

Das ist nicht fair, dachte Andy, und dann dachte er nichts mehr.

Galileo steckte die Pistole weg und hob das Gewehr auf. Seine rechte Hand schmerzte, seine Nase blutete. Es war Zeit, zu gehen. Er warf das Gewehr zurück in den Abfalleimer und rollte in Richtung Tür.

Inzwischen waren fast alle draußen auf dem Parkplatz. Die Polizei war unterwegs. manche weinten. Andere suchten nach ihren Freunden und Bekannten. Wo war Nancy Pasternak? Hatte irgendjemand Nancy Pasternak gesehen? Manche starrten einfach unter Schock auf das Gebäude.

Nur wenige der Vermissten waren noch am Leben. Sie blieben auf dem Boden der Aula liegen. Nicht weil sie Feiglinge waren. Feigheit war eine Schande. Doch war es eine Schande, überleben zu wollen?

Nach und nach ließ die Panik auf dem Parkplatz nach, die Leute begannen zu spekulieren, die Stimmung veränderte sich. Handelte es sich um denselben Mörder, der auch in Atlanta und Amarillo zugeschlagen hatte? Was hatte er hier zu suchen? Was wollte er?

Streifenwagen mit heulenden Sirenen kamen in Sicht, gefolgt von einer Reihe Krankenwagen. Die Polizisten trugen kugelsichere Westen, genauso wie einige der Notärzte. Vor der Eingangstreppe wurde eine Absperrung errichtet, die Lehrer versammelten sich etwas weiter von dem Gebäude entfernt.

Als Nächstes kam die Presse, Fernsehjournalisten in ihren beschrifteten Bussen und Zeitungsreporter in Chevrolets. Kameras wurden aufgebaut, Aufnahmegeräte angeschaltet. Nun lag es an ihnen, aus einer Story eine Story zu machen.

Die Notärzte kümmerten sich zuerst um die kleineren Verletzungen, die Schnitte und Prellungen, die bei der Massenflucht entstanden waren.

Einer Frau, die gestürzt war, hatte jemand auf den kleinen Finger getreten. Ein Lehrer hatte einen Ellbogen in den Hals bekommen und nun Schwierigkeiten, zu atmen. Die Notärzte kümmerten sich darum, während die Polizei das Gebäude betrat und begann, die Toten zu zählen. Unter den Leuten, die interviewt wurden, wenn auch nicht im Fernsehen, war die männliche Putzkraft, die ebenfalls verletzt worden war, wenn auch nicht ernsthaft. Der Reporter reichte dem Mann ein Taschentuch für seine blutende Nase.

„Danke“, sagte der Mann. „Sie sind sehr freundlich.“

Polizisten kamen aus dem Gebäude. Einige hatten bleiche Gesichter. Ein Sergeant ging zu seinem Streifenwagen, holte tief Luft und forderte per Funk achtzehn Leichensäcke an.

18. KAPITEL

„Schön, dich zu sehen!“, log Esme, als sie Pamela Gould begrüßte, die FBI-Bürochefin von Long Island. Die hatte ihr langes blondiertes Haar zu einem Knoten zusammengebunden. Das dunkle Make-up auf ihrem Gesicht ließ ihre Haut fast violett wirken. Violett passte aber auch irgendwie, denn in Pamela Goulds Büro roch es ein wenig nach Blaubeeren.

Esme ließ sich umständlich auf einem üppigen Korbsessel nieder, während Pamela ihr nicht unerhebliches Gewicht auf der Ecke ihres Glasschreibtischs platzierte. „Kann ich dir etwas zu trinken anbieten? Vielleicht einen Espresso? Oder eine Tasse Chai-Tee?“

„Oh, ich vertrage kein Koffein“, antwortete Esme, obwohl Pamela das natürlich wusste. Sie war sehr gut über Esmes Verletzung informiert und hatte ihr vermutlich gerade *wegen* ihrer Niere koffeinhaltige Getränke angeboten. So war Special Agent Pamela Gould nun mal, das Obermiststück des FBIs. „Aber Wasser wäre schön.“

„Tut mir leid. Wasser ist gerade aus.“

Na klar.

Pamela Goulds Bücherregal war vollgestopft mit Seefahrtsutensilien, darunter eine antike nautische Uhr. Eine weitere Uhr an der gegenüberliegenden Wand zeigte das Datum (18. März) und die Ortszeit in Washington (13:46 Uhr), Los Angeles (10:46 Uhr), Moskau (9:46 Uhr), Paris und London (6:46 Uhr). Esme hatte eigentlich allein herfahren wollen, doch kurzfristig war ihre Temperatur auf fast 39,5 Grad gestiegen. Um kein Risiko einzugehen, musste sie sich also noch immer von Lester chauffieren lassen. Fieber war nichts Ungewöhnliches in ihrem Zustand, vor allem für Patienten, die, statt im Bett zu bleiben, stundenlang durch Long Island fuhren und mit allen möglichen Leuten sprachen, vom Bürgermeister angefangen bis zu Stadträten und Kongressabgeordneten, damit die Spendenveranstaltung abgesagt wurde. Und alle sagten immerzu dasselbe: „Nun, wenn das FBI glaubt, dass wir uns in Gefahr begeben, dann werden wir selbstverständlich etwas unternehmen, aber bis dahin ...“

Und deshalb hatte Esme sich schließlich dazu durchgerungen, einen

Termin mit dem FBI zu vereinbaren. Von Pamelas Beförderung hatte sie nichts gewusst. Hätte sie geahnt, dass sie ihrer alten Rivalin von der Akademie gegenüber sitzen würde, wäre sie dann gekommen? Doch wie auch immer: Sie hatte weniger als fünfzehn Minuten Zeit, bevor sie Sophie von der Schule abholen musste, und das alles nur, weil Lester mit voller Absicht zu Hause herumgetrödelt hatte.

„Wie ich sehe, segelst du noch“, stellte Esme fest.

„Ist nur ein Hobby.“

„Segelt dein Mann auch?“

„Ich bin nicht verheiratet.“

„Wie schade.“

„Eigentlich nicht“, entgegnete Pamela. „Ich war nie der Heiratstyp.“

„Und was ist ein Heiratstyp?“

„Oh, du weißt schon.“

Esme nickte höflich. „Gratuliere übrigens zu deiner Beförderung, Pamela! Deine eigene Außenstelle. Es überrascht mich allerdings, dass du hier bist. Ich dachte, du wolltest nie aus Washington weg.“

„Das dachten einige Leute auch von dir.“

„Tja, stimmt, aber ich bin beim FBI ausgeschieden. Hier aufs Land geschickt zu werden ist nicht gerade ein großer Schritt auf der Karriereleiter, oder?“

„Das stimmt.“ Pamela beugte sich vertraulich vor. „Tatsächlich langweile ich mich hier schrecklich, Esme! Ich könnte mir einen erfüllenderen Job vorstellen, als für Plätzchen backende Hausfrauen zuständig zu sein.“

Esme nickte wieder höflich.

„Ehrlich gesagt habe ich erst kürzlich an dich gedacht, Esme, als ich von dieser traurigen, unglückseligen Sache mit Tom Piper hörte. Das FBI könnte sogar wegen Fahrlässigkeit Anklage gegen ihn erheben.“

„Man braucht immer einen Schuldigen.“

„Wie ich höre, läufst du auf der Insel herum und gibst der ‚Unity for a Better Tomorrow‘ die Schuld.“

„Egal ob du mir glaubst oder nicht“, konterte Esme, „warum ein Risiko eingehen? Fordere sie auf, die Spendenveranstaltung für Kellerman nicht zu sponsern. Sicher, wahrscheinlich werden sie ganz schön sauer sein. Doch wenn die Unity weiterhin als Sponsor auftritt und ich recht behalte,

dann wirst du in zwei Monaten ein Dutzend Opfer in deinem Plätzchen backenden Zuständigkeitsbereich haben. Und hättest es verhindern können. Was meinst du, wem das FBI dann die Schuld gibt?“

Jetzt nickte Pamela höflich. „Ich werde es mir auf jeden Fall durch den Kopf gehen lassen.“

„Durch den Kopf gehen lassen?“ Die Uhr zeigte 13:51 Uhr. 11:51 Uhr in Santa Fe. Sie hatte zehn Minuten, bevor sie und Lester zurück nach Oyster Bay fahren mussten, um Sophie von der Schule abzuholen. „Das ist alles?“

Pamela Goulds großes Telefon klingelte. Sie hob einen Finger, wie um Esme zum Schweigen zu bringen, und nahm den Hörer ab.

„Hier spricht Gould.“

Esme wollte ihr am liebsten den Hörer aus der Hand reißen und ins Gesicht knallen – und dachte genau darüber nach, als Pamela Gould mit einem Mal ein langes, trauriges Seufzen ausstieß.

„Wann ist das passiert?“, bellte sie dann in den Hörer.

Wer auch immer am anderen Ende war, erläuterte ihr die Einzelheiten. Esme versuchte zu lauschen. Wann war was passiert?

„Danke“, murmelte die Bürochefin, dann ließ sie den Hörer sinken. Sie starrte Esme an. Abneigung lag in ihrem Blick, aber auch noch etwas anderes ... „Du musst jetzt gehen.“

„Was ist passiert?“

„Das war keine Bitte, Mrs Stuart.“

„Was ist passiert?“

Pamela Gould drückte auf die Sprechanlage. „Jeff? Könnten Sie bitte Mrs Stuart hinausbegleiten?“

Als Jeff, ein außergewöhnlich breiter Agent, ins Zimmer trat, krampfte sich Esmes Magen zusammen, und sie wusste – du lieber Gott! –, was geschehen war. „Es geht um Galileo, nicht wahr?“

„Bringen Sie Mrs Stuart hinaus.“

„Er hat wieder zugeschlagen, stimmt’s?“

Jeff griff nach Esmes Arm, doch sie wich ihm aus. Die Tatsache, dass diese fiese Frau sich weigerte, eine simple Frage zu beantworten ...

„War es in Santa Fe? Guter Gott – wie viele hat er ...?“

Jeff umfasste fest ihren Arm. „Bitte machen Sie keine Schwierigkeiten.“

„Jetzt musst du etwas wegen der Spendenveranstaltung unternehmen!“

Verstehst du denn nicht? Jetzt hast du keine andere Wahl mehr!“
„Bitte“, wiederholte Jeff und zog an ihrem Arm. Heftig. Schmerz explodierte in ihrer rechten Seite, beinahe wäre sie zu Boden gesunken.
„Auf Wiedersehen, Mrs Stuart“, sagte Pamela Gould und drehte ihr den Rücken zu.

Esme stand auf und ließ sich von Jeff zur Treppe bringen. Genau genommen war sie froh, dass er bei ihr war. Ihr war schwindelig, bei jedem Schritt fürchtete sie, das Gleichgewicht zu verlieren. Sie krallte sich an Jeffs Arm fest. Als sie endlich die Treppe hinter sich hatte und auf den Parkplatz trat, war es 14:04 Uhr – und Lesters Cadillac war verschwunden.

Man hatte nicht nur Toms Handy konfisziert, es war ihm und Norm Petrosky auch verboten zu mailen, zu faxen oder gar ein Fenster zu öffnen. Natürlich alles zu ihrem eigenen Schutz und so weiter und so fort. Sie durften nur bestimmte Sender sehen. Kein CNN, kein MSNBC, kein Fox. Je mehr man sie von der Welt isolierte, desto isolierter waren sie von der Welt. Sehr logisch, das musste Tom dem FBI zugestehen. Sein einziger Trost war, dass Esmes Name nicht auf Galileos Liste gestanden hatte.

Tom hatte selbst bisher nie etwas mit Zeugenschutzprogrammen zu tun gehabt, doch sein alter Partner Bobby Fink hatte sechs Jahre in der „Babysitter-Abteilung“ gearbeitet, wie er es nannte, und konnte eine Menge Geschichten erzählen. Niemandem machte es Spaß, hinter Schloss und Riegel zu sitzen, getrennt von den Menschen, die man kannte, und sich von Tiefkühlgerichten oder Fast Food vom Lieferservice zu ernähren. Laut Bobby nahm der durchschnittliche Zeuge in einem Monat vier Kilo zu. Außer denen, die vor Panik den Appetit verloren.

Sie durften auch nur bestimmte Kleidung tragen. Tom und Norm hatten ursprünglich eine Nacht in Omaha bleiben wollen. Die Agenten Dwyer und Casey kauften von dem winzigen Geldbetrag, der ihnen für den Fall zur Verfügung stand, bei der Heilsarmee ein paar Hemden und Hosen. Am Nachmittag des 18. März saß Tom mit einem T-Shirt mit Werbeaufdruck und beigen Shorts bekleidet auf dem Sackleinensofa, das ebenfalls von der Heilsarmee stammte. Er fühlte sich wie ein Schauspieler im Theater, der den verblödeten Neffen darstellte.

Norm lief den ganzen Tag in Unterhosen herum. Der kannte überhaupt kein Schamgefühl.

Tom und Norm schauten gerade „As The World Turns“ als am unteren Rand des Bildschirms die Worte eingeblendet wurden: „18 Tote bei High-School-Schießerei in Santa Fe, New Mexico“.

„Gütiger Gott!“, murmelte Norm. „Da wird ein Schüler gehänselt, der leiht sich die Uzi von seinem Vater, und schon haben wir den nächsten Amoklauf, Columbine, Teil 9. Auf mir haben sie in der Highschool auch rumgehackt. Auf wem nicht? Und trotzdem bin ich nicht mit einer Knarre durch die Schule marschiert ...“

Tom brachte ihn zum Schweigen. Santa Fe? Das musste ein Zufall sein. Bitte, lieber Gott, lass das einen Zufall sein ...

Nun kamen weitere Informationen: „Die Polizei kann momentan einen Zusammenhang mit den Ereignissen in Atlanta, Georgia und Amarillo, Texas, nicht ausschließen.“

Tom versuchte ruhig zu atmen. Hier ging es nicht um einen wütenden amoklaufenden Schüler, sonst hätte der Nachrichtenticker davon berichtet. Nein. Es ging um Galileo. Tom hatte sie wegen Santa Fe gewarnt, niemand hatte auf ihn hören wollen, und jetzt waren achtzehn Menschen tot.

Genug war genug.

Er ging zum Badezimmer, in dem Agent Casey nun schon eine ganze Weile war. Agent Dwyer machte irgendwelche Besorgungen. Er hämmerte gegen die Tür.

„Agent Casey?“

„Ich komme in ein paar Minuten raus“, rief Casey.

Norm stellte sich jetzt neben Tom vor die Tür. „Was ist denn los?“

„Er telefoniert“, knurrte Tom. „Und er will nicht, dass wir das Gespräch mithören.“

„Woher weißt du das?“

Tom trat die Tür ein. Casey stand mitten im Badezimmer und telefonierte mit seinem Handy.

„Was zum Teufel glauben Sie eigentlich ...“

Tom entriss ihm das Handy.

„Hi, hier ist Special Agent Tom Piper. Mit wem spreche ich?“

Klick.

Agent Casey streckte die Hand nach seinem Telefon aus, doch Norm verstellte ihm den Weg.

„Danke für das Telefon“, nickte Tom.

Er und Norm verließen das Badezimmer und schoben einen Stuhl unter die Türklinke.

„Wer war da am Telefon?“, fragte Norm.

„Viel wichtiger ist, wer gleich dran sein wird“, entgegnete Tom, wählte eine Nummer und drückte dann das Telefon ans Ohr.

„Assistant Director Trumbulls Büro, hier spricht David.“

Wer war David? Entweder hatte Trumbull einen neuen Assistenten eingestellt, oder irgendein Akademiekadett wimmelte für ihn die Anrufer ab.

„Ja, hallo, David, ich möchte mit Assistant Director Trumbull sprechen. Hier ist Tom Piper.“

„Tut mir leid, Sir, aber der Assistant Director ist momentan in einer Besprechung. Wenn Sie Ihren Namen und Ihre Nummer hinterlassen ...“

„David, können Sie ihm etwas von mir ausrichten?“

„Selbstverständlich, Sir.“

„Sagen Sie ihm, dass Tom Piper in dreißig Sekunden der Washington Post mitteilen wird, dass das FBI über Santa Fe informiert war und die Warnung ignoriert hat. Könnten Sie das für mich tun, David?“

„Äh ... einen Moment, Sir ...“

Während Tom darauf wartete, dass David den Flur hinunterjagte, um den vielbeschäftigten Assistant Director ans Telefon zu holen, musste er auf einmal an Lilly Toro denken. Wahrscheinlich, weil er damit gedroht hatte, an die Öffentlichkeit zu gehen, genauso wie Miss Toro, als sie sich zum ersten Mal getroffen hatten.

Es schien so lange her zu sein.

Der Assistant Director kam ans Telefon. „Tom? Sind Sie das?“

„Ich habe die Nachrichten gesehen.“

Trumbulls Krebs-Husten war schlimmer denn je. Tom lief hinüber zum Fenster, um auf die Straße zu sehen. Zwei Jungen spielten Stöckchenwerfen mit einem Rottweiler. Die Jungen wichen den Pfützen aus, der Hund nicht. Er raste nur hin und her, ohne sich über irgendwas in der Welt Sorgen zu machen.

„Tom ...“

„Was war in der Schuhschachtel?“

Eine weitere Pause. Diesmal kein Husten. Einfach nur Stille.

„Ein weiteres Videoband? Eine Botschaft?“

„Eine Botschaft.“ „Wie lautet sie?“

„Tom ...“

„Ich denke, ich habe das Recht, sie zu kennen, meinen Sie nicht?“

Trumbull seufzte. „Die Nachricht lautete: ‚Nichts davon ist meine Schuld.‘“

„Mmmhmm. Nun, damit zumindest hat er recht. Nichts davon war seine Schuld. Dieses Mal nicht. Dieses Mal ist das FBI schuld, weil es derartig versagt hat.“

„Was ärgerte Sie am meisten, Tom? Dass wir Ihre Warnungen ignoriert oder dass wir Sie in die Pfanne gehauen haben? Tatsache jedenfalls ist, dass Ihre Namen noch immer auf dieser Liste stehen ...“

„Und Sie sind voll auf ihn reingefallen, kapieren Sie das nicht? Er wusste, dass wir hinter ihm her waren. Und er hatte nie vor, uns einzeln zu erledigen. Ihm geht es immer nur um Menschenmengen. Er hat die ganze Sache seit Monaten geplant. Darcy hat er nur umgebracht, weil er ihr zufällig im Walmart über den Weg gelaufen ist. Er ist damals nicht ins Rathaus gegangen, um jemanden zu töten, sonst wäre Esme jetzt tot. Er wollte uns einfach loswerden. Und den Gefallen haben Sie ihm getan.“

„Er hat diese Journalistin in San Francisco erschossen.“

„Aber das war nicht der Grund, warum er dort war. Er war dort, um Bob Kellerman eine Nachricht zu überreichen. Wie bei Darcy war Lilly Toros Tod ... situationsbedingt. Sie war ein Kollateralschaden.“ Tom ekelte sich vor seinen eigenen Worten, aber er musste Trumbull überzeugen. So viele weitere Leben hingen davon ab, dass er diesen alten, sterbenden Mann überzeugte.

Tom konnte Trumbulls schweren Atem hören. Der Assistant Director war kein schlechter Kerl. Und er hatte nicht mehr Blut an den Händen als Tom selbst. Ihm die Schuld in die Schuhe zu schieben, geschah aus reiner Verzweiflung. Natürlich würde er die „Post“ nicht anrufen. Das wussten sie beide. Und auch wenn Esme wegen Santa Fe recht gehabt hatte, musste Trumbull ihm und seiner Task Force noch lange nicht

wieder den Fall zurückgeben. Es gab andere Agenten in diesem Bereich, gute Agenten, vielleicht nicht so erfahren wie er, aber auf jeden Fall kompetent. Und von Esmes Beitrag einmal abgesehen, was hatten Tom und seine Task Force eigentlich bisher in dem Fall erreicht? Vielleicht war es wirklich das Klügste, seine Leute aus der Schusslinie zu nehmen, für den Fall, dass er sich irrte und Galileo wirklich hinter ihnen her war. Endlich sprach der Trumbull. „Der nächste Ort auf der Liste ist Kansas City?“

„Ja.“

„Dann werden wir diesen Scheißkerl dort schnappen. In der Zwischenzeit wollen Sie vermutlich in Santa Fe zu Ihrem Team stoßen?“ Tom sah hinüber zu Norm.

Und?, fragte Norm mit einer Handbewegung.

„Ja“, antwortete Tom mit einem Lächeln.

19. KAPITEL

„Du musst mich abholen.“

Rafe legte eine Hand über sein freies Ohr, um seine Frau besser verstehen zu können. „Wo bist du?“

Sie sagte es ihm.

„Okay.“ Er legte auf.

Melville war fünfundvierzig Minuten vom College entfernt – doch er war nicht im College. Er saß in einer Bar irgendwo am Ende der Welt, wo ihn niemand kannte. Als Esme anrief, flirtete er gerade halbwegs harmlos mit einer rehägigen Göre namens Gladys. Während er sich von der rehägigen Gladys verabschiedete und aus der Bar ins vorwurfsvoll gleißende Sonnenlicht trat, rechnete er sich aus, wie schnell er nach Melville fahren musste, damit Esme nicht misstrauisch wurde.

Mittags um zwei Uhr Bier zu trinken konnte einen schon etwas paranoid machen.

Rafe glitt hinter das Steuer seines Wagens, schob sich eine Pfefferminzpastille unter die Zunge und fuhr auf die Hauptstraße. Zu dieser Tageszeit konnte er nicht allzu viel Gas geben – aber zumindest ein wenig. Er sah zu, wie die Nadel auf 60 Meilen pro Stunde kletterte (15 mehr als erlaubt), und stellte das Radio an.

Was machte sie in Melville? Er hatte nicht gefragt, weil ihm klar war, dass ihm die Antwort nicht gefallen würde. Zweifellos hatte es etwas mit ihrer Besessenheit von Galileo zu tun, und er wollte, dass die Coors-Biere noch ein bisschen länger in seinem Hirn kribbelten, bevor er sich wieder mit seiner Frau und ihrem Kampf gegen Windmühlen beschäftigen musste.

Er fühlte mit ihr, natürlich, aber vor allem tat sie ihm leid – und ein Mann sollte seine Frau nicht bemitleiden, oder? Und was Sophie wohl dachte? Kinder waren viel scharfsinniger, als man immer gern glauben wollte. Bestimmt fragte sie sich, wo ihre Mutter hingegangen war und wer diese Frau sein sollte, die ihren Platz eingenommen hatte.

Da Tom Piper in der Presse zur Schnecke gemacht worden war, hatte er geglaubt, sie würde jetzt endlich aufgeben, doch stattdessen hatte sie ihren Feldzug, Long Island vor der Bestie zu retten, nur noch heftiger

geführt. Er wusste, was sein Vater wollte. Sein Vater wollte, dass er die Sache beendete, sie rauswarf, zumindest solange, bis sie aufhörte, lieber die Welt zu retten als ihre Ehe. Manche Leute musste man zu ihrem Glück zwingen. Vielleicht würde eine vorübergehende Trennung ihr helfen zu erkennen, wie peinlich ihr Benehmen war ...

Polizeisirenen unterbrachen seine Gedanken. Er hörte sie, bevor ein Streifenwagen in seinem Rückspiegel auftauchte. Himmel, wie lange war dieser Mistkerl schon hinter ihm her? Rafe sah auf den Tacho. 72 Meilen pro Stunde; so viel zum Thema „Nur 15 mehr als erlaubt“. Er ging vom Gaspedal und rollte auf den Seitenstreifen. Der Streifenwagen hatte jetzt seinen Suchscheinwerfer an, obwohl die Nachmittagssonne grell genug war.

„Tja“, sagte Rafe zu sich selbst, „zumindest habe ich jetzt eine glaubwürdige Entschuldigung für meine Verspätung.“

Seine glaubwürdige Entschuldigung kostete ihn dreihundert Dollar, und er legte Wert darauf, Esme den Strafzettel durchs offene Fenster hinzuhalten, als er vor dem FBI-Gebäude parkte. Sie saß auf der Eingangstreppe, warf einen Blick darauf und zuckte apathisch mit den Schultern.

„Ich habe versucht, so schnell wie möglich hier zu sein“, erklärte Rafe.

„Der Polizist hatte wenig Verständnis.“

Sie kletterte auf den Beifahrersitz und schnallte sich an. Ihre Wimperntusche war ein wenig verschmiert. Hatte sie geweint? Hatte das FBI sie nicht ernst genommen, und deswegen heulte sie? Das ging zu weit!

„Ich hatte recht“, wisperte sie. Ihre Stimme klang meilenweit entfernt.

„Ich hatte recht, und Tom hatte recht, aber niemand hat uns zugehört.“

„Was willst du ...“

„Er hat wieder zugeschlagen. Galileo. In einer Schule in Santa Fe. Einer *Schule!* Kinder waren dort. Was hätte ich nur anders machen sollen?

Irgendetwas hätte ich anders machen müssen. Ich hatte recht.“

Doch ihre Stimme klang nicht triumphierend. Sie klang einfach nur weit entfernt.

Rafe fuhr zurück in die Stille von Oyster Bay. Diesmal achtete er auf die Höchstgeschwindigkeit und warf Esme hin und wieder einen mitfühlenden Blick zu. Was sie nicht bemerkte. Sie starrte nur aus dem

Fenster auf die vorbeifliegende Landschaft.

Als sie in die Auffahrt fuhren, kam Sophie aus dem Haus gerast, um sie zu begrüßen. Sie musste am Fenster gesessen haben.

„Fällt der Unterricht am College aus?“, wollte sie von ihrem Vater wissen.

„Schön wär’s!“ Er nahm sie auf den Arm.

Drinne schaute Lester die neuesten Nachrichten über die Schießerei an, eine Hand in einer Tüte Salzbrezeln mit Senfgeschmack.

„Da ist sie ja“, nuschelte er zwischen zwei Brezeln. „Ich dachte schon, du hättest vergessen, dass du ein Heim hast.“

Esme sah ihren Schwiegervater böse an. „Du bist früher gefahren als abgemacht.“

„Wenn du meinst.“

Rafe, der spürte, dass ein Streit drohte, beugte sich zu seiner Tochter herab. „Wenn du deine Hausaufgaben in deinem Zimmer fertig machst, dann können wir heute Abend zu Burger King gehen.“

„Jippie!“, rief Sophie und galoppierte die Treppe hinauf.

Lester stellte den Fernseher ab, warf sich eine weitere Brezel in den Mund und stand auf. „Deine Frau war so damit beschäftigt, mit dem FBI zu tratschen“, erboste er sich, „dass sie vergessen hat, ihre Tochter von der Schule abzuholen.“

„Ich habe mit dem FBI *getratscht*, um meine Tochter zu beschützen, du hohlköpfiger Mistk...“

Lester legte die Brezeltüte zurück in den Schrank. „Das ist nicht zum ersten Mal passiert. Ich habe nichts gesagt, solange sie auf der Couch rumlag, aber wenn sie gesund genug ist, nach Melville zu fahren, dann weiß ich nicht, warum ich ständig für sie einspringen muss, wenn es darum geht, Sophie abzuholen.“

„Galileo hat noch weitere Menschen ermordet! Und er wird hierherkommen!“

„Frag sie, Rafe! Frag sie, wofür sie sich entscheidet. Was im Moment wichtiger ist. Sich um ihre Tochter zu kümmern oder diesem Galileo hinterherzujagen. Los, frag sie!“

Rafe sah von seinem Vater zu seiner Frau.

„Das ist nicht fair!“, verteidigte sie sich. „Er bringt Dutzende von Menschen um. Er muss gestoppt werden.“

„Aber wo gehörs du hin? Zu deiner Familie oder zum FBI?“

Esme öffnete den Mund, um zu antworten ... sagte aber nichts. Sie konnte nichts sagen.

Lester wischte sich die Hände ab. „Beweisführung abgeschlossen.“ Er schlenderte Richtung Badezimmer.

Rafe und Esme blieben allein zurück.

„Ich hatte recht“, flüsterte sie. „Ich kann ihn aufhalten.“

Genauso sanft antwortete ihr Mann: „Du gehörst nicht mehr in diese Welt.“

Sie starrten einander an. Die Luft war aufgeladen mit Erinnerungen, mit Sehnsüchten.

„Sie brauchen meine Hilfe ...“

„Sophie braucht ihre Mutter. Ich brauche meine Frau. Ich vermissie sie.“

Er trat einen Schritt auf sie zu. „Komm zurück zu uns. Bitte.“

Ihr Handy klingelte. Es war Tom Pipers Klingelton.

Ihr Handy klingelte noch einmal.

Und noch einmal.

Sie ging ran. „Hi, Tom.“

Rafe atmete tief durch.

„Ja, Tom, ich habe es gesehen. Es ist schrecklich.“

Rafe bemerkte, dass ihre Hand zitterte.

„Nein, ich bin froh, dass sie die Task Force wieder einsetzen, Tom. Sie hätten dir niemals das Vertrauen entziehen dürfen.“

Er beobachtete sie dabei, wie sie Toms Stimme lauschte. Er hatte es abgestritten, doch im tiefsten Innern hatte er immer gewusst, dass es eines Tages so weit kommen würde. Er hatte sich selbst etwas vorgemacht. Wie dumm er gewesen war!

„Ja, Tom, ich weiß. Und es gibt eine weitere Spendenveranstaltung für Kellerman, nächsten Monat, direkt hier auf Long Island. Ich habe die ganze Zeit versucht, die Leute zu warnen, aber ...“

Er senkte den Blick und setzte sich auf die Armlehne des Sofas. Er konnte sie nicht einmal hassen. Sie hatte doch keine andere Wahl. Galileo hatte so viele unschuldige Menschen umgebracht und bedrohte unzählige weitere Leben. Sie alle hatten ebenfalls Familien. Dagegen hatten er und Sophie keine Chance. Wie ...

„Tom, warte! Ich kann nicht nach Santa Fe kommen. Tut mir leid.“

Sie konnte nicht nach Santa Fe kommen? Rafe krallte die Finger in das Sofakissen.

„Ich bin absolut sicher, dass du ihn finden wirst, aber mein Platz ist hier, Tom. Ich habe gekündigt, schon vergessen?“ Esme lächelte ihren Mann durch Tränen hindurch an. „Ich habe meine Wahl vor sieben Jahren getroffen. Sorg für unsere Sicherheit, Tom! Bitte. Auf Wiederhören, Tom.“

Darcy Parrs freie Stelle bei der Task Force als forensische Koordinatorin übernahm Daryl Hewes. Am 19. März bezog Daryl ein kleines Büro im kriminaltechnischen Labor von Santa Fe. Am 20. März sah er sich gerade die Dokumente über Haarproben, Erdproben, Blutspuranalysen und ballistische Analysen an. Sein Verstand befand sich in einem Stadium der Glückseligkeit, doch in seinem Herzen wünschte er, dass Darcy noch hier wäre und mit ihm zusammen die Fakten und Grafiken und Charts durchgehen könnte.

Anders als seine Kollegen hatte Daryl die Schutzhaft genossen. Für ihn war das wie Urlaub gewesen, er hatte die Zeit in dem abgelegenen maroden Haus in Nevada genutzt, um seinen Laptop zu zerlegen. Das hatte er schon immer mal tun wollen, nicht um die komplexe Elektronik zu studieren, sondern um herauszufinden, ob er ihn ohne die Hilfe eines Buches wieder zusammenbauen konnte. Mit nur einem Löffel und seinen Fingern als Werkzeuge brauchte er dafür zwei Tage, aber er schaffte es. Den Erfolg hatten er und seine Aufpasser abends mit drei großen Pizza Hawaii und einem Zwölferpack Red Bull gefeiert. Ja, Daryl hatte die Schutzhaft genossen. Er hatte sich gefühlt wie damals auf dem College. Und als Tom anrief, um ihm zu sagen, dass die Task Force in Santa Fe wieder eingesetzt werden würde, war er ein wenig enttäuscht gewesen. Seine Aufpasser ebenso. In feierlichem Schweigen waren sie zum Flughafen gefahren, sie hatten E-Mail-Adressen ausgetauscht und versprochen, sich zu schreiben.

Aber jetzt hatte er wieder Spaß an seinem Beruf, er hatte sich in einem Dickicht aus Daten verlaufen und genoss es. Allerdings fehlte ihm Darcys wissenschaftlicher Scharfsinn, weshalb er Dr. Steve Wu, den Leiter des kriminaltechnischen Labors, gebeten hatte, ihm bei der Analyse der Ergebnisse zu helfen. Tom hatte Anna und Hector Jackson (nicht verwandt) bereits zur Unterstützung der Polizei nach Kansas City

geschickt, während Norm die Maßnahmen am Tatort koordinierte. Somit war das Labor ganz allein Daryls Aufgabe.

„Die sind von der Beleuchtungskabine.“ Steve deutete auf den neuesten Papierstapel.

Daryl begann zu lesen. Die Techniker hatten Fußabdrücke im Teppich gefunden, die nicht zu denen der Schüler oder Lehrer passten, insofern *konnten* sie vom Täter sein oder von jedem anderen, der an diesem Morgen im Beleuchtungsraum gewesen war. Niemand konnte mit Sicherheit sagen, ob Gwen nicht noch Besuch gehabt hatte, während sie den Projektor aufbaute. Deswegen legte Daryl die Ergebnisse auf den sogenannten „Vielleicht“-Stapel. Etwas zu haben war immer noch besser, als gar nichts zu haben.

Dann kamen die ballistischen Untersuchungen. Die Patronenhülsen passten wie nicht anders zu erwarten zu denen in Amarillo und Atlanta. Wenn es überhaupt irgendeinen Zweifel gegeben hatte, ob es sich um denselben Mörder handelte, dann waren die Zweifel damit ausgeräumt. Seit dem Vorfall in Atlanta hatte Daryl alle Verkäufer von M107-Scharfschützengewehren vom Kaliber 50 überprüft. So ein Gewehr kostete fast neuntausend Dollar und konnte in über neuntausend Waffenläden in dreiundvierzig Staaten erstanden werden (in sieben Staaten war der Verkauf verboten). Für die, die es sich leisten konnten, war die M107 eine beliebte Waffe. Die Firma, die sie herstellte, Barrett Firearms, brüstete sich damit, dass es sich um ihr meistverkauftes Produkt handelte.

Doch ein Scharfschützengewehr kaufen zu können hieß noch lange nicht, dass man auch damit umgehen konnte, und dieser spezielle Sniper, Galileo, war ein meisterhafter Scharfschütze. Es gab keine Einschusslöcher in den Wänden, im Boden oder in der Decke der Aula. Keine Einschusslöcher auf der Bühne. Es gab ein paar in den Sitzen, doch die rührten von Kugeln her, die bereits Gehirnmasse durchschlagen hatten. Mit anderen Worten: Galileo hatte nie danebengeschossen, nicht ein einziges Mal. Ja, es mochte Tausende M107-Besitzer geben – doch wie viele von denen konnten derart gut schießen?

Nun, das war Norms Spezialgebiet: Profiling. Daryl notierte sich, dass er darüber mit seinem Kollegen sprechen musste, legte die ballistischen Berichte zur Seite und machte mit den Fingerabdrücken weiter. Da er

davon ausging, dass Galileo sich als Mitarbeiter Zutritt zur Schule verschafft hatte wie auch in der Grundschule in Atlanta und im Aquarium in Amarillo, überraschte es ihn nicht, herauszufinden, dass die Fingerabdrücke aus Amos Rodmans Akte (der vor Kurzem erst von der Peralta High School angestellten und dann auf mysteriöse Weise verschwundenen Reinigungskraft) nirgendwo in dem Beleuchtungsraum zu finden waren. Daryl vermutete, dass die Fingerabdrücke von Amos Rodman überhaupt nirgends in der Schule zu finden waren.

„Wie hat er es wohl angestellt?“, fragte Dr. Wu.

„Was angestellt?“

„Seine Fingerabdrücke gefälscht? Das hat er in den anderen Städten auch getan, oder? Um so eine Stelle zu bekommen, wird man doch genauestens überprüft. Wie hat er das hingekommen?“

Daryl zuckte mit den Schultern, ahnte aber, dass es für einen Mann wie Galileo ein Leichtes war, falsche Identitäten anzunehmen. Als er etwas länger darüber nachdachte, wurde ihm klar, dass er vermutlich selbst dazu in der Lage wäre. Man brauchte nur jemanden mit einem sauberen polizeilichen Führungszeugnis. Zehn Minuten Arbeit mit Adobe Photoshop und ein guter Farbdrucker reichten, um die Dokumente zu fälschen.

Wenn Daryl wollte, konnte er alles stehen und liegen lassen, sich einfach in Luft auflösen und ein anderer werden. Er dachte über die Möglichkeit nach; sie schien ihm nicht unattraktiv. Sicher, ihm gefiel seine Arbeit, aber es gab auch andere Jobs. Und er war noch nie in Neuseeland gewesen. Ob es da guten WLAN-Zugang gab? Daryl nahm sich vor, mehr darüber herauszufinden, sobald der Fall erledigt war.

„Was kommt als Nächstes?“

„Serologie“, antwortete Dr. Wu.

Ach ja. Blut.

Zusammen mit den ballistischen Berichten erzählten die Analysen der Blutspritzer Rics und Gwens Geschichte. Beide hatten zur Tür geschaut, als sie erschossen wurden. Hatte Galileo sie überrascht? Ric war nicht mal in der Medien-AG gewesen – was hatte er dort zu suchen gehabt? Ric und Gwen sahen also zur Tür, als Galileo ihnen aus nächster Nähe in den Kopf schoss. Die Öffnung an Rics Hinterkopf passte zu den Blutspritzern auf dem Kunststofffenster, während sich die von Gwen an

der Wand fanden. Das ergab durchaus Sinn. Sie hatte näher am Mischpult gegessen. Doch auf den Fotos vom Tatort lagen Ric und Gwen nebeneinander auf dem Boden wie schlafende Geschwister. Auf diese Weise konnten sie nicht gefallen sein, was bedeutete, dass Galileo sie so hingelegt hatte. Weshalb? Das war eine weitere psychologische Frage für Norm Petrosky.

Die Daten von Schulinspektor Longtree waren für Daryl am interessantesten. Anders als die anderen Opfer in der Schule, anders als alle Opfer überhaupt – von Darcy Parr abgesehen – war er mit einer Beretta erschossen worden. a) Warum war der Schulinspektor im Beleuchtungsraum gewesen? Vielleicht, um Ric rauszuwerfen? b) Warum sollte Galileo zwei Studenten mit einem Gewehr erschießen und dann bei Longtree zur Pistole wechseln? Das war nicht logisch ... bis Daryl Seite 38 des Berichts erreichte.

„Ich muss Tom anrufen!“ Er wühlte nach seinem Telefon.

„Was ist denn los?“, erkundigte sich Dr. Wu.

Daryl reichte ihm Seite 38.

Nachdem er die Seite gelesen hatte, runzelte Dr. Wu die Stirn. „Das bedeutet nicht unbedingt ...“

„Doch“, entgegnete Daryl. Toms Mailbox meldete sich. „Tom, hier ist Daryl Hewes. Die beiden Studenten im Beleuchtungsraum hatten Blutgruppe 0. Der Schuldirektor hatte A – er wurde aus nächster Nähe mit einer Beretta erschossen –, aber auf dem Schulbuch ist frisches Blut der Blutgruppe AB. Ich glaube, es hat einen Kampf gegeben.

Wahrscheinlich hat der Direktor sich mit dem Buch gegen Galileo gewehrt, ihm vielleicht das Gewehr aus der Hand geschlagen. Jedenfalls glaube ich, dass das Blut in dem Buch von Galileo ist. Tom, ich glaube, wir haben ihn.“

20. KAPITEL

Endlich hatten sie Glück. Es war nur eine Frage der Zeit gewesen. Wie oft konnte Galileo ihnen entweichen? Irgendwann musste er einen Fehler machen. Er hatte keine übernatürlichen Kräfte. Er war schließlich nur ein Mensch, ein Mensch, der blutete.

In den frühen Neunzigerjahren hatte das Justizministerium ein Computerprogramm für genetische Angaben eingeführt. Man nannte es Combined DNA-Index-System oder CODIS, und zur Jahrtausendwende beinhaltete es bereits hunderttausend Daten von bekannten Straftätern nur in den Vereinigten Staaten. Fünf Jahre später über fünfhunderttausend. Im Jahr 2005 wurde CODIS im Geiste von Big Brother auch auf staatliche Angestellte ausgedehnt. Toms DNS war in CODIS zu finden. Die DNS des Präsidenten war in CO-DIS zu finden. Und Galileos DNS ebenfalls.

„Oder sollten wir sagen: die von Henry Booth“, hatte der medizinischtechnische Assistent gesagt und ihm einen Ausdruck gereicht. Zweiundzwanzig lange Stunden hatte Tom herumtelefoniert und sämtliche Beziehungen spielen lassen, um zu bekommen, was er brauchte. Jetzt saß er im Zug nach Baltimore, wo Booth zuletzt in einer privaten Sicherheitsfirma namens Bellum Velum gearbeitet hatte. Tom hätte sein Motorrad genommen, war mit seinem verletzten Arm jedoch nicht in der Lage, zu fahren, außerdem konnte er während der Zugfahrt alle Daten durchsehen, die es über Henry Booth gab. Er saß am Fenster. Links von ihm stand die Ostküste in voller Blüte, doch er achtete nicht darauf. Sein Blick war auf die Akte in seinen Händen geheftet, sein Hirn arbeitete mit Hochdruck daran, die Vergangenheit und die Zukunft in einzelne Teile aufzuspalten.

Henry Booth war ein ehemaliger CIA-Agent. Er war zu der Agency gestoßen, nachdem er das Reserve Officer Trainings Corps, kurz ROTC, an der Universität von Maryland abgeschlossen und die verschiedensten schmutzigen Jobs im Nahen Osten erledigt hatte. Alle CIA-Agenten wurden drastischen psychologischen Tests unterzogen, und doch konnte man nie sicher sein, welche Auswirkungen das Kriegsgeschehen auf einen Menschen hatte. Henry Booth war streng religiös erzogen worden.

Er liebte Gott und sein Vaterland, in dieser Reihenfolge. Vierzehn Jahre lang war er im Nahen Osten. Was immer er dort gesehen und was immer er getan hatte, forderte seinen Tribut. Als sein Vorgesetzter ihm empfahl, zurück in die Staaten zu gehen, hatte er nichts dagegen einzuwenden gehabt. Er sprach überhaupt nicht viel, reichte sein Kündigungsschreiben ein und verschwand dann für fünf Jahre von der Erdoberfläche.

Schließlich gelangte er zu Bellum Velum oder sie zu ihm, Steuerbescheide wurden ausgefüllt, und plötzlich erschien Henry Booth wieder auf der Bildfläche. Welche Vorbehalte auch immer die CIA gegen Henry Booth gehabt haben mochte, Bellum Velum schien sie nicht zu teilen.

„Ja, Henry ist seit neun Jahren bei uns“, sagte die Frau am Telefon. Ihr Name war Roberta Watson, sie war die Leiterin der PR-Abteilung. Außer ihr war niemand zu sprechen. „Er ist ein ausgezeichnete Mitarbeiter.“

„Was genau macht er?“

„Wir sind eine private Sicherheitsfirma, die in Nordamerika, Europa und Asien tätig ist.“

„Mmmhmm. Und was genau macht er?“

„Für Sicherheit sorgen.“

Tom hatte keine Lust, mit dieser Frau zu diskutieren, schon gar nicht am Telefon und noch weniger, nachdem vierzig Menschen gestorben waren. Er vereinbarte einen Termin im Hauptsitz in Baltimore.

Über die Firma hatte er ebenfalls Unterlagen.

Als Tom in der neoklassizistischen Penn-Station auf der North Charles Street ausgestiegen war, rief er sich ein Taxi und nannte dem Fahrer die Adresse von Bellum Velum – wie sich herausstellte, handelte es sich um ein Hochhaus zwei Straßenblöcke entfernt. Die private Sicherheitsfirma residierte in den obersten beiden Stockwerken. Söldnerarbeit schien wirklich gut bezahlt zu werden.

Tom blickte rechts und links den Gehsteig hinunter, sah, was er sehen wollte, betrat durch die Drehtür die Lobby und landete in einem Labyrinth aus Baugerüsten. Offenbar wurde das Gebäude gerade renoviert; burgunderrote Teppichstreifen bedeckten den nackten Boden. Irgendwo inmitten dieses Irrgartens aus Plastikplanen und orangefarbenen Schildern dröhnten Bohrgeräusche, als ob jemand zum

Mittelpunkt der Erde gelangen wollte. Der Wachmann hinter dem Tresen trug Ohrstöpsel, die er herausnahm, als Tom sich ihm näherte.

„Tom Piper. Ich bin mit Roberta Watson von Bellum Velum verabredet.“ Er fand es unnötig, seine Dienstmarke zu zeigen. Der Pförtner hielt sich das linke Ohr zu und rief oben an. „Sie kommt gleich herunter“, sagte er. Doch Roberta Watson ließ sich Zeit. Tom musste über zehn Minuten in der lauten Lobby warten, bevor sie auftauchte. Bis dahin hatte er von dem Lärm Kopfschmerzen, gleich hinter den Augen.

„Agent Piper, guten Tag.“

Roberta Watson streckte ihm die Hand hin. Tom schüttelte sie. Er bemerkte zwei Dinge: a) Die Frau lächelte übers ganze Gesicht. b) Das Lächeln war überwiegend echt. Ihr dunkler Teint stand in krassem Gegensatz zu ihrem schneeweißen Hosenanzug.

„Ich freue mich, Sie kennenzulernen, Agent Piper“, sagte sie. „Ich hoffe, dass Sie den weiten Weg nicht umsonst gemacht haben. Leider ist Mr Yolen, unser Geschäftsführer, beruflich unterwegs, und Mr Yates, unser Finanzvorstand, liegt mit einer Erkältung im Bett. Das hätte ich Ihnen eigentlich schon am Telefon sagen sollen.“

Tom war beeindruckt. Was für eine elegante Lügnerin sie war! Beinahe hätte er ihr ein Kompliment gemacht. Richtig gute Schwindler wie sie waren fähig, gleichzeitig zwei vollkommen gegensätzliche Dinge zu glauben (nämlich das, von dem sie wussten, dass es die Wahrheit war, und das, von dem sie wussten, dass es die Unwahrheit war). So etwas zu meistern war wirklich nicht leicht. Schön für sie.

„Das ist schon in Ordnung, Mrs Watson.“

„Bitte nennen Sie mich Roberta.“

„Roberta, können wir uns vielleicht oben unterhalten. Der Lärm hier ...“ Sie schnitt eine Grimasse. „Ist schrecklich, nicht wahr? Und scheint niemals aufzuhören. Manche Leute sind erst zufrieden, wenn sie ein Riesenspektakel machen können.“

„Mmmhmm.“

„Aber wie auch immer, oben gibt es eigentlich nicht viel zu sehen. Es liegt in der Natur der Sache, dass in unserer Branche die meisten Mitarbeiter kein Büro brauchen. Wie Mr Booth. Und somit liegt es auch in der Natur der Sache, dass der Platz, der uns zur Verfügung steht, sehr beschränkt ist.“

„Wie schade“, sagte Tom.

„Ich treffe hier nicht die Entscheidungen. Leider.“

„Leider.“

„Nun, Sie interessieren sich im Speziellen für Mr Booth. Wenn Sie mir verraten würden, in welcher Sache Sie genau ermitteln, dann könnte ich diese Information vielleicht an Mr Yolen oder Mr Yates weiterleiten. Die würden sich dann nach ihrer Rückkehr bei Ihnen melden.“

„Nun, wissen Sie, wo Booth sein könnte?“

Roberta gab vor, einen Moment lang zu überlegen, dann schüttelte sie den Kopf. „Nein, tut mir leid, das weiß ich nicht. Wenn er momentan keinen Auftrag ausführt, dann könnte er zu Hause sein. Haben Sie das überprüft?“

„Zu Hause. Das ist eine gute Idee.“ Es war Zeit. Tom nahm sein Handy heraus und wählte eine Nummer. „Hi, Norm. Bist du vor Ort?“

Zwanzig Meilen entfernt am Stadtrand von Baltimore standen Norm Petrosky und eine Einheit bewaffneter (und kugelsichere Westen tragender) FBI-Agenten vor einem Terrassenhaus in Charleston Court 1114, einer langen, alten Wohnstraße.

„Sind wir, Tom.“

Roberta warf den Kopf zur Seite. Sie schien verwirrt. Ihre Verwirrung sollte gleich noch größer werden.

Tom wählte eine andere Nummer und stellte eine Dreierkonferenz her. „Agent Cofer, wie ich gesehen habe, steht Ihr Team vor dem Gebäude. Sind Sie bereit?“

„Sind wir, Sir.“

„Alle Einheiten“, befahl Tom, „los!“

Zwanzig Meilen entfernt stürmten Norm und seine Leute in Henry Booths Haus. Zwanzig Meter entfernt rauschten Agent Cofer und seine Leute mit gezückten Maschinenpistolen in die Eingangshalle.

Der Pförtner zog langsam die Stöpsel aus seinen Ohren.

Das Bohren hörte auf.

Tom holte einen gefalteten Durchsuchungsbefehl aus der Innentasche seiner schwarzen Lederjacke und überreichte ihn Roberta. Ihre braunen Augen wanderten von den Pistolenläufen, von denen einige auf sie gerichtet waren, auf das Papier.

„Nun.“ Tom grinste freundlich. „Wie wäre es, wenn wir jetzt

hinaufgehen?“

Henry Booth hatte einen Vogel. Einen orangegelben Vogel, der sehr froh über den Besuch war. Während das FBI das Haus durchsuchte, kreischte er ununterbrochen. Nach ungefähr dreißig Minuten schnappte Norm sich das Laken von Booths Bett und drapierte es über den Käfig des Wellensittichs. Überzeugt davon, dass nun Nacht war, schlief der Wellensittich schnell ein.

Der Wellensittich stellte sich als das einzig Interessante in Henry Booths Haus heraus. Norm und seine neun bestens ausgebildeten Agenten durchwühlten jedes Zimmer. Es handelte sich um ein typisches Stadtrandhaus, wenn auch um ein verlassenes. Die vier Orangen in dem Gemüsefach des Kühlschranks schimmelten mindesten schon einen Monat vor sich hin.

Der Irre sammelte Bücher, wobei die Auswahl nicht gerade aufregend war. Er besaß nur ein paar Regale, und die waren auch nur halb voll gestellt. Norm überflog die Titel. Es gab ein zerlesenes medizinisches Lexikon, doch in welchem Haus fand sich so was nicht? Ansonsten handelte es sich überwiegend um ein Durcheinander aus Taschenbuchromanen unterschiedlichster Qualität. Keine Gemälde an den Wänden. Es gab eine Stereoanlage, aber keine CDs.

Von dem Wellensittich einmal abgesehen wirkte das Haus vollkommen unpersönlich.

Über diese Entdeckung dachte Norm nach. Manche Menschen wollten einfach nichts zur Schau stellen. Aber das hier fühlte sich anders an. Es fühlte sich falsch an.

Galileo hatte Mencken zitiert. Galileo hatte „God Bless America“ unter die Videoaufnahme des Atlanta-Massakers gespielt. Doch hier fanden sich keine literarischen Texte, und der Computer in dem Schlafzimmer war so veraltet, dass er noch mit MS-DOS lief. Es gab keine Kamera. Natürlich konnte er einiges mitgenommen haben, doch das erklärte noch lange nicht diese vollkommen nichtssagenden Räume.

„Gut, dass Sie dieses Viech zum Schweigen gebracht haben.“ Die Agentin, eine pferdegesichtige Frau namens Pamela Starkey, zeigte mit dem Daumen auf den Käfig. „Sonst hätte ich ihn vielleicht erschossen.“ Norm wollte gerade etwas entgegnen, als ihm klar wurde, was genau hier nicht stimmte. Er drückte sich an Agent Starkey vorbei und hob das

Laken vom Käfig. Der orangegelbe Wellensittich wackelte mit dem Kopf und kreischte.

Norm startete die beiden Wasser- und Futterbehälter an, die an der Seite des Käfigs eingeklinkt waren.

Sie waren beide voll.

„Keine Bewegung!“, brüllte Starkey auf einmal, und Norm wandte sich in ihre Richtung zur Haustür. Dort stand, die Arme voller Einkaufstüten, ein kleiner Mann, vielleicht eins fünfundsechzig groß, das braune Haar über die kahlen Stellen gekämmt, die Augen hinter eine unförmigen Brille übermäßig vergrößert. Sein Jackett war aus hundert Prozent Polyester.

Nun, genau das war der Typ Mann, der in so einer Wohnung leben würde.

Die Tüten fielen aus seinen Armen. Überwiegend Fertiggerichte. Zwei Schachteln Twinkies. Die neueste Ausgabe von „People“.

„Auf den Boden!“, befahl Starkey.

Der Mann drückte sein Gesicht auf die Zeitschrift. Der Wellensittich kreischte. Während einer der anderen Agenten Handschellen hervorzog, schlenderte Norm zu dem Mann und fasste in seine Gesäßtasche, in der unübersehbar ein dicker Geldbeutel steckte. Er öffnete ihn, nahm den Führerschein heraus, seufzte und rief Tom an.

„Wir haben ein Problem.“

Im Dachgeschoss von Bellum Velum hörte sich Tom geduldig die schlechten Neuigkeiten an.

„Dürfte nicht sonderlich schwierig gewesen sein“, schloss Norm. „Unser Mann sucht sich einfach jemanden in der Gegend, der denselben Namen trägt, und schon hat er eine Adresse, die er angeben kann.“

„Während seine richtige Adresse überall sein könnte.“ Tom lehnte sich an die Wand. Um ihn herum durchsuchten Cofers Agenten die Unterlagen von Bellum Velum. Die meisten Daten waren in den Computern gespeichert. Der Finanzvorstand, Mr Yates, den Roberta trotz seiner „Erkältung“ ins Büro gebeten hatte, versorgte Agent Cofer mit all den nötigen Passwörtern. Yates war über sechzig, hatte aber die Statur eines Riesen-Lkws, die von seiner braunen U.S.-Army-Trainingsjacke kaum kaschiert wurde.

„Danke, Norm! Befragt ihn trotzdem. Vielleicht weiß der Einfaltspinsel

ja doch was. Das bezweifle ich zwar, aber momentan haben wir nichts zu verlieren.“

Tom legte auf. Natürlich hatte er nicht erwartet, dass alle Puzzleteile auf ihren Platz fielen, aber doch zumindest ein paar. Irgendetwas Wichtiges musste doch wohl hier zu finden sein, oder nicht? Galileo hatte für diese Firma gearbeitet. Es musste irgendeine Verbindung zwischen seinem Job und seinen aktuellen Aktivitäten geben.

„Erzählen Sie mir von Booth“, forderte er Roberta auf. Sie arbeitete mit den Agenten zusammen, zeigte ihnen, wo alles war und wie man bestimmte Aktenschränke öffnete. Bellum Velum sah wahrscheinlich wie jedes andere Büro in Baltimores Stadtmitte aus, nur bezweifelte Tom, dass es in anderen Firmen Tresorräume mit automatischen Waffen, kugelsicheren Westen und dem Plastiksprengstoff C-4 gab (wovon alles natürlich auf legale Weise beschafft worden war, das konnte Roberta belegen).

Sie lächelte ihm zu. Sie war noch genauso ruhig und höflich wie zuvor. Gut, unten in der Lobby, als die Agenten hereingestürmt waren, hatte sie kurz ein wenig erschrocken gewirkt, dann jedoch rasch ihre Fassung wiedergewonnen. Vielleicht war dieses stählerne Selbstvertrauen doch nicht nur aufgesetzt. Vielleicht fühlte sich Roberta Watson tatsächlich dermaßen wohl in ihrer eigenen Haut.

„Ich würde ja gerne sagen, dass ich jeden unserer Mitarbeiter gut kenne, Agent Piper, aber dem ist nicht so. Ich kann mich daran erinnern, Henry Booth bei den Weihnachtsfeiern gesehen zu haben, aber das war's dann auch schon. Wie ich bereits sagte, bleiben unsere Leute gern für sich, wenn sie gerade keinen Auftrag haben.“

„Wie es nun mal in Ihrer Branche in der Natur der Sache liegt.“

„Ganz genau.“

Tom ging hinüber zu Yates. Sein Büro war karg eingerichtet. Offenbar blieb auch er eher für sich, wobei er bestimmt in anderen Ländern ebenfalls Büros hatte.

„Kennen Sie Henry Booth?“

„Selbstverständlich“, brummte Yates, der gerade Agent Cofer etwas auf dem Bildschirm zeigte. „Er arbeitet schließlich für mich, nicht wahr?“

„Nun, Sie sind nur der Finanzchef. Ich weiß nicht, inwieweit Sie ...“

„Mir gehören vierzig Prozent dieser beschissenen Firma.“

„Mmmhmm.“

„Roberta sagte, Sie hätten vorher angerufen. Wieso das? Hat der Richter darauf bestanden, dass Sie erst auf friedliche Art und Weise versuchen, Informationen von uns zu bekommen, bevor er Ihnen einen Durchsuchungsbefehl ausgestellt hat? Gut zu wissen, dass manche Richter in diesem Land tatsächlich noch die Bill of Rights lesen, bevor sie sie als Toilettenpapier benutzen.“

„Wo ist Henry Booth?“

„Schauen Sie bei ihm zu Hause nach.“

„Das haben wir.“

Yates zuckte mit den mächtigen Schultern. „Das war übrigens echt clever von Ihnen, Piper.“

„Was denn?“

„Zu warten, bis Sie *hier* waren, bevor Ihre Leute *dort* eingedrungen sind. Doppelangriff. Damit konnte er nicht untertauchen und wir nicht irgendwelche belastenden Unterlagen vernichten.“

„Haben Sie denn belastende Unterlagen zu vernichten?“

„Die gibt es immer. Wenn wir die Rollen tauschen würden, würde ich mit Sicherheit ein oder zwei in Ihrem eigenen Büro finden. Natürlich wird mir kein Richter der Welt jemals einen Durchsuchungsbefehl für Ihren Arbeitsplatz ausstellen. Da handelt es sich wohl eher um eine Einbahnstraße.“

„Mmmhmm.“

„Was genau glauben Sie, das Henry getan hat?“

Yates führte sich zwar wie ein dumpfer Muskelmann auf, aber er war der Finanzchef einer millionenschweren Firma. Tom war nicht so dumm, diesen Mann zu unterschätzen.

„Wie Sie bereits andeuteten“, erwiderte er, „haben wir alle Leichen im Keller.“

„Ich zeige Ihnen meine, wenn Sie mir Ihre zeigen.“

„Aber Mr Yates! Ich bekomme Ihre umsonst.“

Yates starrte böse auf den Durchsuchungsbefehl, der offen vor ihm auf dem Tisch lag. Wie ein toter Albatros.

„Glauben Sie, dass wir Ihre Leichen nicht ausgraben könnten, Piper?“

Wie lange schon arbeiten Sie für den Staat? Fünfundzwanzig Jahre?

Glauben Sie wirklich, dass wir mit unseren Mitteln nicht ein paar sehr

unschöne Dinge über Sie ans Tageslicht bringen könnten?“

„Wollen Sie mir drohen, Mr Yates?“

Yates lächelte zynisch. „Ich bin nicht so dumm, einem großen, mächtigen Mitglied des FBI's zu drohen. Wenn ich den Mund öffne, kommen einfach irgendwelche Worte raus. Wie Sie die interpretieren, dafür kann ich nichts.“

Tom widerstand dem Wunsch, ihm das Grinsen aus dem Gesicht zu schlagen.

Agent Cofer fuhr fort, die Dateien auf dem Firmencomputer durchzusehen.

Doch Yates ließ Tom nicht eine Sekunde aus den Augen. Der Mann stellte sich vermutlich gerade vor, wie er Tom zu Brei schlug. Sie standen sich Auge in Auge gegenüber, zwei Löwen in der Serengeti, die sich umkreisten, ohne auch nur einen Muskel zu bewegen.

„Wie lange sind Sie beim FBI? Fünfundzwanzig Jahre?“

Tom nickte. „Mmmhmm.“

„Kennen Sie einen Typen namens Bobby Fink?“

Tom biss die Zähne zusammen, als der Mistkerl seinen Expartner erwähnte. „Wir haben zusammengearbeitet.“

„Netter Kerl, Bobby Fink. Wie ich gehört habe, hat er jetzt einen Surf-Laden unten in Miami, nicht wahr?“

„Mmmhmm.“

Tom bräuchte Agent Cofer nur zu bitten, eine Minute lang rauszugehen. Es würde kein sauberer Kampf werden, und er würde ihn vermutlich verlieren, zumal mit einem Arm in der Schlinge. Aber mit Sicherheit würde es ihm gelingen, Yates ein paarmal fest in den Unterleib zu treten, und schon das wäre Befriedigung genug.

„Ich weiß, wo Henry Booth ist.“ Das kam von Agent Cofer.

Tom ging hinter den Schreibtisch und spähte über Cofers Schulter auf den Bildschirm.

„Er hat einen Auftrag?“

Cofer klickte die Datei an, und der Auftrag öffnete sich.

„Dreckskerl!“, knurrte Tom.

Manchmal hasste er es, wenn er recht behielt.

21. KAPITEL

„Ich freue mich so! Ich möchte Sie am liebsten ganz, ganz fest drücken. Kann ich Sie ganz, ganz fest drücken? Ich will Ihnen ja nicht wehtun.“

„Machen Sie ruhig!“

Amy Lieb schlang die Arme um Esme und drückte sie ganz, ganz fest. Sie waren im Mini-Foyer von Amys Mini-Herrenhaus.

In dem Haus drehte sich alles um Raum und Licht. Durch riesige Fenster in allen Zimmern strömte Sonnenlicht herein. Der grasgrüne Teppich erweckte die Illusion, dass man sich im Freien befand, eins mit der Natur, und nicht drinnen, eins mit Fiberglasfenstern. Immer war es etwa ein Grad zu warm hier. Esme zog ihren Mantel aus, reichte ihn einem Dienstmädchen, das geduldig in einer Ecke gewartet hatte, um ihn da unterzubringen, wo Mäntel eben untergebracht wurden.

Amy führte Esme ins Arbeitszimmer, in dem sechs politisch engagierte Heranwachsende aus Oyster Bay gerade schwer für Kellermans Wahlkampf schufteten.

„Ladies und Gentlemen, das ist Mrs Stuart. Sie ist eine gute Freundin von mir und wird uns helfen.“

Man begrüßte sie mit den üblichen Hallos, His und so weiter, dann wurde weitertelefoniert und -frankiert.

„Kann ich Ihnen etwas bringen, Esme?“

„Nein, vielen Dank.“

Amy führte Esme zum Tisch. Auf dem Tisch lag eine blaue Mappe.

„Das große Ereignis findet in drei Wochen statt, und Billy ist leider abgesprungen. Wegen der Abschlussfeier einer Nichte oder so was.“

„Billy?“

„Joel.“

„Aha.“

„Jedenfalls weiß ich, dass Sie ein großer Musikfan sind. Wie wäre es, wenn Sie eine Band für die Veranstaltung aussuchen?“

„Äh ...“

Amy öffnete die blaue Mappe. „Hier drin ist eine Liste von Bands, die in den letzten sechs Jahren für die Demokratische Partei aufgetreten sind. Ich wusste nicht, wie ich sie ordnen sollte, deswegen bin ich einfach

nach dem Alphabet gegangen. Bands, die mit ‚The‘ anfangen, sind unter ‚The‘ aufgeführt, aber ansonsten stehen Künstler zuerst unter ihrem Vornamen. Auf jeder Seite finden Sie die Kontaktinformationen und alles andere Wichtige. Wenn Sie irgendwelche Fragen haben, ich bin im Arbeitszimmer. Ich habe um drei eine Telefonkonferenz mit unserem Kandidaten.“

„Sie haben um drei eine Telefonkonferenz mit Bob Kellerman?“

„Und seinem Wahlkampfmanager. Bei uns findet die erste Veranstaltung nach seinem Urlaub nächste Woche statt. Wenn Sie Hallo sagen wollen, dann kommen Sie doch so gegen zehn nach drei herein. Er ist sehr zugänglich.“

„Selbst übers Telefon?“

„Vor allem übers Telefon! Oh, und Esme, ich bin so froh, dass Sie es sich noch mal anders überlegt haben. Ich weiß ja, wie kritisch Sie der Veranstaltung gegenüberstehen. Das hat sich herumgesprochen. Aber ohne Sie wäre es einfach nicht dasselbe.“

Amy winkte ihrer Truppe zu und tänzelte zu ihrer Dreihuhrverabredung mit dem möglichen künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten. Das ist jetzt meine Welt, dachte Esme. Sie setzte sich an den Tisch und blätterte die Mappe durch. Private Telefonnummern von John Mellencamp, Bruce Springsteen, jedem Mitglied von R.E.M. (sogar von Bill Berry). *Das ist jetzt meine Welt*. Natürlich war das schon die letzten sieben Jahre ihre Welt gewesen, eine Welt, in der sich alles um Ansehen und Beziehungen drehte. Bisher hatte sie sich so etwas immer vom Halse gehalten. Aber was war so schlecht daran? Amy Lieb nutzte ihre Verbindungen und ihre Stellung nicht etwa, um sich den neuesten Ferrari zu kaufen oder eine schicke Villa am Mittelmeer, sondern um einem (nach allem, was man hörte) anständigen Mann dabei zu helfen, der Anführer der freien Welt zu werden. Das war doch zumindest lobenswert, oder etwa nicht?

„Sie sind diese Frau, oder?“

„Was für eine Frau?“

„Sie wissen schon ... die aus den Nachrichten.“

„Rachel ...“ Eine wasserstoffblonde Frau stieß ihre Freundin in die Seite. „Ich möchte mich für Rachel entschuldigen. Sie ist als Baby auf den Kopf gefallen. Mehrfach. Aus hoher Höhe.“

„Halt die Klappe, Cassie! Ich frag doch nur.“

„Und ich bitte dich nur, dich um deinen eigenen Kram zu kümmern“, entgegnete Cassie.

„Ist schon okay.“

Beide drehten sich zu Esme um.

„Ja, ich bin die Frau aus den Nachrichten.“

Es wurde still im Raum. Offenbar hatten die anderen mitgehört und abgewartet.

„Also haben Sie ihn sozusagen kennengelernt?“

Die meisten Mädchen und ein paar der jungen Männer saßen ungezwungen im Schneidersitz auf dem Boden. Esme konnte sich an Zeiten erinnern, in denen sie genauso beweglich gewesen war. Jetzt konnte sie kaum ihre Schuhe zubinden, ohne dass in ihrem Rücken ein Höllenfeuer losbrach. Aber sie erholte sich, ganz langsam.

„Wie war er?“, fragte Cassie.

„Nun ...“ Esme sah sich ihr Publikum an. Ihr junges Publikum. Sie fragte sich, ob sie das Zusammentreffen herunterspielen oder vielleicht sogar komplett verleugnen sollte. Auf Anrufe von wütenden Müttern konnte sie nämlich gut verzichten.

„Hatten Sie Angst?“

„Ja“, antwortete Esme, ohne zu zögern. „Ich hatte schreckliche Angst.“

„Mein Onkel ist Rettungssanitäter“, meldete sich einer der Jungen zu Wort. „Ich habe gehört, wie er mit meinen Eltern gesprochen hat. Letzte Woche, mitten in seiner Nachtschicht, haben sie einen Notruf reinbekommen. Jemand hatte die Leiche eines Obdachlosen auf der Straße gefunden. Mein Onkel sagte, dass keiner den Einsatz machen wollte. Niemand wollte da rausfahren und den armen Kerl einsammeln, der wahrscheinlich an einer Alkoholvergiftung oder einer Überdosis Drogen gestorben war. Sie haben die Leiche bis zum nächsten Morgen liegen lassen.“

„Wieso?“

„Wegen Galileo“, erklärte Rachel. „Sie dachten, es könnte sich um eine Falle handeln wie in Atlanta.“

„Ich wette, dass so was momentan oft passiert. Polizisten und Feuerwehrleute und Lehrer haben alle Angst, zur Arbeit zu gehen. Niemand spricht darüber, aber wisst ihr noch, wie das war nach Santa

Fe? Eine Woche lang musste bei uns niemand nachsitzen, weil auch die Lehrer nach dem Unterricht nicht bleiben wollten.“

„Mrs Phillips hat die Proben für ‚My Fair Lady‘ aus der Aula ins Musikzimmer verlegt.“

„Doch nur, damit sie an den Songs arbeiten konnten, Schlaumeier!“

„Vielleicht.“

„Jedenfalls übertreiben die alle“, beschied Cassie und sah Esme an.

„Stimmt’s?“

Esme wusste nicht, was sie sagen sollte. Zum Glück brauchte sie das auch gar nicht. Rachel antwortete für sie.

„Ich wette, dass Galileo als Kind kleine Tiere gequält hat. Ich wette, dass er Kaninchen und Meerschweinchen erwürgt hat und die Leute sich immer wunderten, wo ihre Haustiere geblieben sind. Und ich wette, er hat es genossen.“

„Meinst du, seine Eltern wussten es?“

„Wie sollten sie nicht?“

„Dann ist das alles genauso ihr Fehler wie seiner.“

„Was soll das heißen, Rachel? Deine Eltern sind also schuld daran, dass du so eine Idiotin bist?“

Jetzt war es Rachel, die Cassie in die Seite stieß. Fest.

Dann wieder Stille. War die Unterhaltung beendet?

„Also, Mrs Stuart, haben Sie noch immer Angst?“

Esme hob den Kopf. „Noch immer?“

„Dass er hinter Ihnen her sein könnte, um ... Sie wissen schon ... seinen Job zu beenden.“

Diesmal schimpfte niemand mit Rachel. Alle waren viel zu fassungslos, um etwas zu tun.

Ihr „Äh ...“ drückte nur aus, wie durcheinander Esme war. Hatte sie darüber nachgedacht, ob Galileo hinter ihr her war? Natürlich hatte sie das. Jeden Tag. Sie weigerte sich, in ständiger Angst zu leben, und doch war sie bis vor Kurzem die meiste Zeit zu Hause auf dem Sofa geblieben, so weit wie möglich von den Fenstern entfernt. Doch nun war alles anders. Jetzt war sie wieder auf der Bildfläche erschienen, und Galileo konnte sie jederzeit aus meilenweiter Entfernung abknallen.

„Wenn er sie hätte umbringen wollen, hätte er das doch schon in Texas getan“, warf der Junge, dessen Onkel Rettungssanitäter war, sanft ein.

„Aber warum hat er das nicht?“

Esme hätte Rachel nun gern eine verpasst.

„Rachel!“, versuchte Cassie, die Situation zu retten. „Warum holst du uns nicht noch einen Krug Wasser?“

„Aber der Krug ist noch gar nicht leer.“

„Warum das Unvermeidliche hinauszögern?“

Rachel schnitt eine Grimasse, stand auf und trug den Krug aus dem Zimmer.

„Tut mir leid“, entschuldigte sich Cassie.

„Schon in Ordnung“, log Esme. „Lasst uns einfach weiterarbeiten.“

Der Zirkus kam wie immer am ersten Aprilwochenende in die Stadt.

Donald Chappell war schon als Junge hingegangen, um die Löwen in der Manege zu sehen. Die Löwennummer mochte er am liebsten. Vorher hatte er nur in den „Narnia“-Büchern über sie gelesen, und mit einem Mal waren sie da, lebendig und wunderschön, genau so, wie er sie sich vorgestellt hatte. Jahre später gab er seinem Sohn die Begeisterung für den Zirkus genauso weiter wie für die „Narnia“-Sammlung. Jetzt aber war Donald mit seinem Enkel hier, Klein Joey, der nicht still stehen konnte, der noch nie von C. S. Lewis gehört hatte und der wenig beeindruckt war, als Donald ihm von „Aslan“ erzählte. Joey interessierte sich mehr für seine Zuckerwatte als für die Vorstellung.

Als Donald ein Junge war, schien der Zirkus aus dem Nichts aufzutauchen, wie herbeigezaubert, und das hatte sich richtig angefühlt. Aber eines Tages, als die „Unity for a Better Tomorrow“ langsam richtig erfolgreich wurde, hatten die Manager des Zirkus Donald und seine Frau angerufen. Sie baten um finanzielle Unterstützung. Man könne die Spende auch von der Steuer absetzen, prahlten sie, und außerdem Werbung damit machen.

In dieser Nacht in seinem Bett wäre Donald beinahe in Tränen ausgebrochen.

Die „Unity for a Better Tomorrow“ unterstützte den Zirkus tatsächlich und war inzwischen sogar der Hauptsponsor. Die Süßigkeiten, die Joey gerade verdrückte, gingen „aufs Haus“, genauso wie die Eintrittskarten. Und wie alle weiteren Eintrittskarten, falls Joey wiederkommen wollte, worüber sich Donald sehr gefreut hätte.

„Mir ist langweilig“, nörgelte der Junge.

Das Publikum applaudierte, als ein geschmeidiges dunkelhaariges Mädchen fünfzehn Meter über dem Boden über ein Drahtseil ging, während sie ein Buch las. Vielleicht las sie „Die Abenteuer im Wandschrank oder: Der Löwe und die Hexe“. Donald konnte das Mädchen kaum erkennen, noch viel weniger den Buchumschlag. Er brauchte eine neue Brille. Schon wieder. Dieser verdammte graue Star! Er rieb sich die Augen und versuchte die Brünette scharf zu sehen, als sie zurückspazierte und kurz anhielt, um eine Seite in ihrem Buch umzublättern.

Joey gähnte. Laut.

Nach dem großen Finale, nach den Verbeugungen und den stehenden Ovationen, nachdem Joey um eine weitere Zuckerwatte gebettelt hatte, verließen sie das Zelt. Der Zirkus hatte einen kleinen Jahrmarkt zwischen Zelt und Parkplatz aufgebaut. Kinder zerren ihre Eltern zu den Schießbuden, wo gigantische Teddybären baumelten und auf ihre neuen Besitzer warteten. Vor dem Riesenrad und dem Karussell hatten sich bereits Schlangen gebildet. Links tauchten Grundschüler ihre Köpfe in ein Fass mit schwarzem Wasser, um nach verborgenen Preisen zu suchen. Rechts strömten ältere Schüler in die Geisterbahn, begierig darauf, vor Entsetzen laut zu kreischen. Der Mond wachte über sie, groß und ungerührt.

„Ich will einen weißen Bär!“

Joey deutete auf eine Reihe plüschiger Eisbären. Donald fügte sich seinem Schicksal.

„Für einen bekommst du fünf Schüsse, für zwei fünfzehn“, verkündete der Standbesitzer.

Donald reichte ihm einen Dollarschein, woraufhin der Mann ihm ein Gewehr gab.

„Ich will schießen! Ich will schießen!“

„Klar willst du das“, murmelte Donald. Das Ziel war eine Pyramide aus sieben Milchflaschen in etwa drei Metern Entfernung. Joey versuchte zu zielen, doch das Gewehr wog fast so viel wie er selbst. Donald stützte das Gewicht mit einem Finger ab. „Okay, und jetzt hol tief Luft!“

Joey holte tief Luft.

„Mach ein Auge zu.“

Joey machte ein Auge zu.

„Und jetzt abdrücken.“

Joey drückte ab. *Plopp!* Die oberste Milchflasche fiel hinunter ins Netz.

„Ich hab eine, ich hab eine!“

„Noch vier Schüsse, Joey.“

Joey atmete erneut tief ein und kniff ein Auge zu. Donalds

Aufmerksamkeit wurde abgelenkt. Jemand stand nahe neben ihnen.

Hatten sie Zuschauer?

„Hallo, Mr Chappell.“

Plopp! Eine andere Milchflasche kippte ins Netz.

„Tom Piper, nicht wahr? Was für eine nette Überraschung.“ Donald ließ das Gewehr los, um Tom die Hand zu schütteln, und das Gewehr knallte auf die Theke.

„Opa!“

„Oh. Tut mir leid, Joey.“ Donald legte wieder den Finger an seinen Platz. Joey holte Luft und schloss ein Auge.

„Der Trick ist, auf die unterste Reihe zu zielen“, erklärte Tom. „Wenn du die triffst, fällt die ganze Pyramide zusammen.“

Donald spürte, wie Joey das Gewehr ein paar Zentimeter sinken ließ, was er mit seiner Hand ausglich. *Plopp!* Eine der untersten Milchflaschen fiel um, und die übrigen vier folgten ihr ins Netz.

„Wir haben einen Gewinner!“, schrie der Standbesitzer.

Während jemand Joey einen Eisbären überreichte, wechselten die beiden Erwachsenen ein paar Sätze und Blicke.

„Joey“, sagte Donald. „Wir gehen jetzt zum Auto, damit dieser nette Herr und ich uns über etwas Geschäftliches unterhalten können.

Einverstanden?“

„Kann ich noch eine Zuckerwatte haben?“

Donald kaufte seinem Enkel eine letzte Zuckerwatte. Dann gingen sie zum Parkplatz, wo Joey sich auf den Rücksitz des schwarzen Buick plumpsen ließ. Der Bär saß auf seinem Schoß. Donald schloss die Tür. Der Junge würde ihre Unterhaltung so nicht hören können, und selbst wenn, würde er sie nicht verstehen, und selbst wenn, dann hatte er noch seine Zuckerwatte und seinen Eisbären.

„Also, Tom, wie kann ich Ihnen helfen? Ich nehme mal an, dass Sie nicht in den Zirkus wollen.“

„Nein, Sir.“

„Wie schade! Jeder liebt doch den Zirkus. Oder sollte es zumindest.“
Eine leichte Brise zauste Donalds Haar, das so weiß war wie das Fell des Eisbären. „Was kann ich für Sie tun?“

„Henry Booth.“

„Henry Booth? Wer ist das?“

Tom nickte. „Das werde ich Ihnen sagen. Es ist nämlich eine interessante Geschichte, und jeder liebt interessante Geschichten – oder sollte. Henry Booth ist ein gottesfürchtiger Mann. Er wuchs im ländlichen Maryland auf. Bekam einen Job bei der CIA, einen guten Job im Übrigen, doch mit der Zeit machte ihn die Arbeit fertig, und so wechselte er in die private Wirtschaft. Er begann für eine Sicherheitsfirma in Baltimore namens Bellum Velum zu arbeiten.“

Donald starrte in die Ferne. „Bellum Velum ist ein interessanter Name.“

„Ach ja?“

„Lateinisch. Er bedeutet in etwa ‚Krieg zum Verkauf‘.“

Donald fing Toms Blick auf. Er hatte den Agenten überrumpelt. Sehr gut. „Bitte fahren Sie mit Ihrer Geschichte fort. Ich bin sehr gespannt, wie sie ausgeht.“

Über ihnen zogen die Abendwolken immer schneller dahin. Es würde bald regnen.

„Henry Booth hat einige Schwerstarbeit für diese Sicherheitsfirma übernommen. Sie haben ihn in der ganzen Welt herumgeschickt, wo er mal dies, mal das machte. Bosnien. Afghanistan. Aber eigentlich wollte er in diese Länder nicht zurück, deswegen bat er um einen anderen Auftrag. Und den hat er bekommen. Zufällig hatte vor Kurzem jemand Bellum Velum für ein paar kleine Geheimdiensttätigkeiten engagiert. Bellum Velum ist auf alles Mögliche spezialisiert.“

„Was Sie nicht sagen.“

„Sehen Sie, die Präsidentschaftswahlen stehen an, und der Klient hat viel Zeit und Geld in einige der Kandidaten gesteckt. Die sollten vorher aber genau überprüft werden, um herauszufinden, bei welchen Kandidaten sich eine Unterstützung überhaupt lohnt. Das musste unauffällig und professionell geschehen. Schließlich hat der Klient einen Ruf zu verlieren. Und wer hätte das gedacht – Henry Booth entdeckte, dass einer der Kandidaten tatsächlich Dreck am Stecken hatte.“

Donald drehte sich aus dem Wind, der begann, seine Augen zu reizen. Er

sah ins Auto.

„Was hat er herausgefunden, Mr Chappell?“

Joey war eingeschlafen. Was von der Zuckerwatte noch übrig war, klebte jetzt am Fell des Bären. Der Junge hatte den Zeigefinger im Mund.

„Mr Chappell, was hat Henry über Bob Kellerman herausgefunden?“

„Das wissen Sie nicht?“ Donald lächelte dünn. „Nein, wie denn auch?“

Wissen Sie, warum ich aus all den Privatdetekteien ausgerechnet Bellum Velum ausgesucht habe?“

„Nein, weiß ich nicht.“

„Weil ich dieser ganzen Heiligen überdrüssig bin. Frömmerei liegt mir nicht. Irgendwann kommt der Punkt, wo es keine Freude mehr macht, offene Türen einzurennen. Nachdem meine Frau gestorben war, möge sie in Frieden ruhen, habe ich beschlossen, mein Kapital anders einzusetzen. Ich habe es zwar unauffällig getan, aber ich habe es getan. Ich habe lieber die Sünder unterstützt als die Heiligen, Tom.“

„Warum?“

Donald lachte. „Leute wie die Inhaber von Bellum Velum sollten unbedingt Gottes Wort hören. Und da ich sie so gut bezahle, wie ich sie bezahle, sollten sie mir auch zuhören, finden Sie nicht?“

„Und deswegen haben Sie Kellerman weiterhin unterstützt, obwohl Sie herausgefunden haben, was immer Sie auch herausgefunden haben.“

Donald zuckte die Schultern. „Ganz genau.“

„Mr Chappell, Sie haben zugelassen, dass Henry Booth diese Morde beging. All diese Menschen sind tot, und Sie haben einfach nur zugesehen.“

Mit einem Mal stieg Wut in Donald auf. „Ich wusste nicht, dass er es war! Das schwöre ich! Ich habe es vermutet, aber ich wusste es nicht! Was hätte ich tun sollen? Da ist ein Mann, der schlimmste Seelenqualen erleidet. Ein Mann, der sein Leben lang betrogen wurde. Von seinem Land. Von seinem Glauben. Ein Mann, dem ich den Glauben so gern zurückgeben wollte! Ich war egoistisch. Ich dachte ... ich ...“

„Wissen Sie, wo er ist?“

Donald schüttelte den Kopf.

„Ich muss wissen, was er über Kellerman herausgefunden hat. Das könnte uns helfen, ihn aufzuspüren.“

„Was denken Sie wohl, was er herausgefunden hat, Tom? Ich kann es an

Ihrem Gesicht ablesen. Sie haben schon einen Verdacht. Was glauben Sie? Henry hat herausgefunden, dass er schwul ist? Denken Sie, dass es sich wirklich um etwas so Alltägliches handelt wie Homosexualität? Bob Kellerman ist nicht schwul. Tut mir leid, Sie enttäuschen zu müssen. Nein, das Geheimnis, das er verbirgt – das Geheimnis, das Henry zu diesen unaussprechlichen Taten getrieben hat –, hat viel weitreichendere Konsequenzen als irgendwelche sexuelle Vorlieben.“

22. KAPITEL

Nach seiner Unterhaltung mit Donald Chappell flog Tom zurück nach Washington. Dort verkroch er sich mit Norm Petrosky und den Top-Profilern des FBI in einem Büro. Tom lieferte ihnen die Fakten, die Männer stellten ihre Mutmaßungen an. Um diese zu bestätigen, mussten sie mit Bob Kellerman sprechen. Doch der Kandidat war gerade in Urlaub gefahren.

„An dem Tag, an dem er zurück ist, knöpfen wir ihn uns vor. Welche ist die erste Veranstaltung nach seiner Rückkehr?“

„Eine Spendengala auf Long Island.“

„An welchem Tag?“

„Am 12. April.“

Wie Millionen andere Amerikaner hätten die Kellermans ihren Urlaub gern in Orlando in Florida verbracht. Doch nur die wenigsten der hart arbeitenden Amerikaner wurden rund um die Uhr von den Medien verfolgt. Um zumindest ein wenig für sich zu sein, hatten die Kellermans deshalb mit den wichtigsten Fernsehstationen eine Vereinbarung getroffen: Sie sollten die Familie eine Woche lang in Frieden lassen, dann würde der Gouverneur bei seinem ersten öffentlichen Auftritt auf Long Island den Vizekandidaten nominieren. Der April war für eine Nominierung eigentlich viel zu früh, doch handelte es sich dabei um die höchste Trumpfkarte, die Bob Kellerman ausspielen konnte. Die Medien nahmen den Vorschlag an. Aber natürlich konnte niemand die Unkontrollierbaren zurückpfeifen – Blogger und Paparazzi –, deswegen fand Kellermans Wahlkampfleiter hierfür eine Lösung, die fast so alt war wie die Menschheit selbst: Doppelgänger von Bob, seiner Frau Betsy, ihren zwei Kindern und sogar ihrem Golden Retriever wurden engagiert, um bezahlten Urlaub in Disney World in Orlando zu machen.

Die wirkliche Familie verbrachte die Woche in Südkalifornien. Sie fuhren zweimal mit dem Space Mountain ins Disneyland, sie aßen Hühnchen in der Knott's Berry Farm. Sie verbrachten einen Tag auf Catalina Island. Als sie mit der Fähre zurückfuhren, konnten sie Delfine sehen. Jeder auf der Fähre rannte an die Reling, zeigte auf die Meeressäuger und zückte die Digitalkamera, und niemand –

überhaupt niemand – würdigte Bob, seine Frau Betsy, die beiden Kinder und den Golden Retriever eines Blickes.

Esme verbrachte die Woche mit zerrütteten Nerven. Am ersten Tag kaute sie die Fingernägel bis zum Nagelbett ab. Am zweiten Tag hatte ihr ruheloses Hin-und-Her-Wandern sichtbare Spuren auf dem Wohnzimmerteppich hinterlassen. Sie freute sich sogar auf ihre täglichen Besuche bei Amy Lieb, weil sie die Arbeit dort ein wenig ablenkte. Am 12. April sollte sie offiziell wieder in die Gesellschaft von Long Island eingeführt werden – die Rückkehr der alten Esme. Aber war sie noch die Alte? Konnte sie noch die Alte sein? Ihre Nachbarn hatten sie in den Nachrichten gesehen. Sie wussten, was ihr widerfahren war. Auch wenn sie in einem zweitausend Dollar teuren Abendkleid zu der Spendengala ging, wen würden die Leute wirklich sehen?

Und war ihr das überhaupt wichtig?

Nun, ob es ihr wichtig war oder nicht: Ihr Verhalten jedenfalls wirkte sich auf ihre Familie aus. Auf Sophie. Solange man Esme nicht wieder als ganz normale Mutter betrachtete, würden die anderen Eltern ihren Kindern nicht erlauben, mit Sophie zu spielen. So einfach war das. Und deswegen war der 12. April vor allem für Sophie so wichtig.

Esme verbarg ihre Nervosität ganz gut. Abends, wenn Rafe nach Hause kam, saßen sie zu viert beim Abendessen (da Lester ihrer freundlichen Aufforderung, sich zu verpissen, nicht gefolgt war), und sie tat so, als ob es Amarillo nie gegeben hätte. Alles war ganz wunderbar. Die Schüssel mit Brokkoli herüberreichen? Sicher. Einfach vorlehnen, die Schüssel anheben, den Schmerz im Rücken ignorieren, und das war's. Wenn Schlafenszeit war, glitt sie neben ihren Ehemann unter die Bettdecke. Sie küssten sich. Er sagte, dass er sie liebte. Er sagte, dass er stolz auf sie wäre. Die folgenden drei Stunden verbrachte sie damit, eine irgendwie erträgliche Lage zu finden, um endlich zu schlafen. Manchmal half es, ein kleines Kissen unter ihr Steißbein zu schieben. Der 12. April kam immer näher.

Und dann waren da noch die Anrufe von Tom.

Sie hörte sich die Nachrichten, die er hinterließ, nicht an. Das konnte sie einfach nicht. Er rief mindestens ein Mal am Tag an, und sie löschte alles, was er hinterließ. Sie löschte auch seine E-Mails. Zwar fand sie es schrecklich, ihn so zu behandeln, aber sie hatte ihm schließlich ihre

Meinung sehr deutlich dargelegt. Manchmal musste man Brücken hinter sich abbrechen, und sie wusste, dass sie eine vernünftige Entscheidung getroffen hatte. Leider half Vernunft bei einem gebrochenen Herzen nicht viel weiter. Wenn sie mit ihm sprechen würde, fürchtete sie, nicht ein zweites Mal Nein sagen zu können. Vielleicht nach der Spendengala. Wenn der 12. April vorüberging, ohne dass eine Katastrophe geschah, dann wäre sie stark genug, mit ihm zu sprechen. Aber nicht jetzt. Auf keinen Fall. Ganz zu schweigen davon, dass seine Anrufe sie ständig an die tödliche Verbindung zwischen der Spendengala und Galileo erinnerten.

Während die Tage vergingen, während sie sich immer weiter zwang, in ihr altes Leben zurückzukehren, veränderten sich Esmes Gefühle für Tom auf interessante Art und Weise. Sie begann ihm gegenüber eine gewisse Abneigung zu verspüren. Dabei spielten sowohl ihr Therapeut wie auch Rafe sicher eine Rolle, doch ein Teil dieser Ablehnung musste aus ihr selbst kommen. Schließlich wollte sie nur das Beste für die Menschen, die sie liebte, und er versuchte immer wieder, sie davon abzuhalten. Dazu hatte er kein Recht. Sie war ihm gegenüber mehr als deutlich geworden. Wollte er ihre Familie kaputtmachen?

Tom litt ebenfalls jedes Mal, wenn er versuchte, sie anzurufen. Natürlich wusste er, was sie empfand. Natürlich erinnerte er sich an ihr letztes Gespräch. Er konnte es Wort für Wort wiedergeben wie einen schlechten Ohrwurm. Er wollte ihr nicht zur Last fallen. Aber die Spendengala am 12. April fand praktisch in ihrem Garten statt! Der Bundesrichter betrachtete die Beweise als zu spekulativ, um einen Durchsuchungsbefehl für die Kellerman-Wahlkampfbüros auszustellen. Deswegen brauchte er Esme noch einmal. Sie musste ihm helfen, an den Gouverneur heranzukommen. Er wusste nicht mal, ob sie überhaupt zu der Veranstaltung gehen würde, aber sie war seine letzte Hoffnung. Er wollte nach Long Island fliegen und mit ihr persönlich sprechen, aber der Richter verlangte von ihm immer neue Begründungen für den Antrag auf einen Durchsuchungsbefehl, außerdem konnte er wegen der Operation in Kansas City – wo vermutlich Galileos nächster Anschlag stattfinden würde – sowieso nicht weg. Deswegen gelang es ihm erst am Nachmittag des 12. Aprils, nach Oyster Bay zu fliegen. Er landete in LaGuardia, wo geradezu lächerlich viel los war,

wahrscheinlich weil das Kellerman-Wahlkampfteam ebenfalls gerade angekommen war und mit ihm die nationale Presse. Am Gepäckband war die Hölle los, und als Tom es endlich zu seinem Motorrad geschafft hatte, das er im Voraus hierher hatte transportieren lassen, war es bereits nach achtzehn Uhr. Er fuhr durch die blau getönte Dämmerung Richtung Osten ins Gefecht.

Rafe trug bereits seinen Smoking. Nach dem Duschen, Rasieren und Deoaufsprühen hatte er ganze zehn Minuten gebraucht, um sich anzuziehen. Die seidenweichen schwarzen Boxershorts, die seidenweichen schwarzen Socken, das geriffelte weiße Hemd, die schwarze plissierte Hose, das schwarze Jackett und seine rote Fliege. Die Fliege war nur zum Anstecken.

In den zehn Minuten, die Rafe brauchte, um sich von einem nackten Mann in James Bond zu verwandeln, brauchte Esme, um sich einen Ohrring anzustecken. Es handelte sich um eine Perle, die er ihr einmal zum Hochzeitstag geschenkt hatte. Sie fühlte sich schwer an, als ob die Muschel noch dranhinge. An diesem Abend fühlte sich alles schwer an, düster. Sie wusste, dass sie sich das nur einbildete. Sie verbrachte weitere zehn Minuten damit, die andere Perle in ihr zweites Ohr zu stecken.

Sie trug ein rotes Abendkleid, das ihre Wangen rosig wirken ließ, ihre Brüste voll und ihre Taille schmal. Sie sah aus wie einer Dauerwerbesendung entsprungen; es war Rafes Lieblingskleid. Und er hatte sie gebeten, es heute anzuziehen.

Zumal es rückenfrei war.

Sie trug kein Korsett. Sie konnte sich nicht umdrehen, um sich selbst von hinten im Spiegel zu sehen, also musste sie einfach davon ausgehen, dass es gut aussah. Und davon, dass dort, wo das Holzstück sie durchbohrt hatte, keine riesige Narbe war. Dort, wo einmal ihre Niere gewesen war, wo der Chirurg sie aufgeschnitten hatte. Sie musste von einer Menge ausgehen, wenn sie den Mut aufbringen wollte, aus dem Badezimmer hinunter zu ihrem Ehemann zu gehen ...

Wo Sophie gerade ein Bild von ihrem Dad im Smoking malte. Sie benutzte Filzstifte, weil die erwachsener waren als Buntstifte, und dies sollte ein erwachsenes Bild werden. Eines für den Kühlschrank. Die andere Hälfte des Papiers war für ihre Mom reserviert, die allerdings

ganz schön lange brauchte.

Endlich kam sie! Sie sah nervös aus. Sie sah wunderschön aus. Ihr Lippenstift passte zum Kleid. Sophie versuchte die Farbe mit ihren Farbstiften nachzumalen, aber es war einfach nicht dasselbe, es war nicht *lebendig*. Nun ja.

Rafe hielt ihr den Arm hin, es war Zeit für sie zu gehen. Lester stapfte aus seinem Zimmer und wünschte ihnen viel Spaß. Er hatte Spielkarten in der Hand. Er und Sophie waren zu einer langen Partie Rommé verabredet. Sophie sah durch das Fenster dem Auto nach, wie es auf die Straße fuhr, Cinderella und der Prinz auf dem Weg zum Ball.

Da der besonders kalte Winter ihrem Rasen geschadet hatte, hatten die Liebs einen Tag vor der Veranstaltung einen halben Hektar frischen Rasen ausrollen lassen. Das Ergebnis war ein voller Erfolg. Für die Gäste, die nach und nach eintrudelten, erschien der Garten wie ein grünes Wunderland, wie aus „Der große Gatsby“. Der Rasen erstreckte sich über hundertachtzig Meter von der hinteren Veranda bis zu der lang gezogenen zerklüfteten Klippe mit Blick auf die Nordküste. Ein brauner Zaun säumte die Klippe zum Schutz von Kindern. In jeden einzelnen der zwanzig Pfosten hatten örtliche Künstler die Gesichter der Lieb'schen Vorfahren geschnitzt. Amy erzählte ihren Kindern gern, dass sie eines Tages auch auf einem der Pfosten zu sehen wären.

Die Journalisten erschienen um 18:30 Uhr und zertrampelten den neuen Rasen. Sie durften nicht ins Haus, also warteten sie auf dem Rasen und verspeisten die Hotdogs und Hamburger, die ihnen die Liebs fürsorglich hingestellt hatten. Doch wäre jeder einzelne Reporter lieber im Haus gewesen. Dort spielte sich das eigentliche Geschehen ab. Irgendjemand in diesem Haus war der Mann – oder die Frau –, die Bob Kellerman als seinen Vizekandidaten nominieren würde. Vielleicht der Bürgermeister von New York? Sie wussten, dass er hier war. Alle demokratischen Politiker aus der Gegend waren hier, und auch ein paar republikanische. Deren Kandidat, der Vizepräsident, lag bei den Umfragen nur knapp über dreißig Prozent. Die Partei hatte den alten Mann gebeten, nicht zu kandidieren, da die meisten Wähler ihn tattrig und altmodisch fanden. Doch die Vorwahlen hatten leider keinen schlafenden Riesen geweckt, der ihn hätte niedertrampeln können, und deswegen war leider der Vizepräsident nach wie vor der Kandidat der Republikaner bei der Wahl

im November. Deswegen war er heute hier, bei einer Spendenveranstaltung der Demokraten, um sich bei dem wahrscheinlichen künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten einzuschmeicheln. Bei Bob Kellerman.

„Was denkst du, wie er ist?“, fragte Rafe.

Esme zuckte mit den Schultern und starrte aus dem Autofenster. Sie saßen bereits seit einer Stunde in ihrem Prius und waren an Platz 25 in der Schlange vor dem bewachten Parkplatz.

„George Washington hat Mundgeruch gehabt.“

Esme sah ihren Mann an. „Wie bitte?“

„Kam von seinen dritten Zähnen. Es wird erzählt, dass der Präsident des obersten Gerichtshofes, John Jay, die Luft anhielt, als Washington den Amtseid ablegte, aus lauter Furcht, sonst vor all den Würdenträgern in Ohnmacht zu fallen. Das wäre ein ziemlich ungünstiger Beginn für ein junges Land gewesen, oder?“

Esme lächelte ihm zu. Er versuchte sie aufzumuntern, weil er wusste, wie nervös sie war. Als sie über seine Hand strich, berührten sich ihre Eheringe.

„Wobei ich nicht glaube, dass Bob Kellerman Holzzähne hat“, fügte Rafe hinzu.

„Vielleicht hat er ein Holzbein.“

„Warum denkt man bei Holzbeinen eigentlich immer an Piraten?“

Sie bewegten sich einen Meter, sie waren jetzt das vierundzwanzigste Auto in der Schlange.

„Das erinnert mich an den Abschlussball der Junior High School“, schmunzelte Rafe. „Habe ich dir je davon erzählt?“

„Ich weiß nicht.“ Sie kannte die Geschichte, wollte sie aber noch einmal hören. „Was ist passiert?“

„Der Ball fand in diesem alten Hotel in der Stadtmitte statt. Ich bin mit einem Mädchen namens Carly McGuiness hingegangen. Wir waren nur Freunde. Das Mädchen, das ich eigentlich fragen wollte, Hannah Draper, hatte schon eine Verabredung.“

„Armer Junge!“

„Ja, danke.“ Nur noch dreiundzwanzig Wagen. „Jedenfalls habe ich mich total herausgeputzt. Es war überhaupt das erste Mal, dass ich einen Smoking trug. Und ich war so nervös, dass meine Mom mir helfen

musste, die Manschettenknöpfe zu schließen. Meine Handflächen waren so nass wie eine Hundezunge.“

„Iih.“

„Entschuldige, aber es war so! Mann, ich sah aus wie ein Depp.“

„Ich kenne das Fotoalbum.“

„Oje, hatte ich ganz vergessen.“

„Wie praktisch.“

„Also, ich borgte mir einen alten Wagen aus, um Carly abzuholen. Als sie an die Tür kam ... Nun, bisher hatte mich dieses Mädchen kein bisschen interessiert, ich meine, wir waren Freunde ... aber als sie an die Tür kam, in diesem Kleid ...“

„Lass mich raten! Es war ein rotes Kleid, wie das, das ich gerade trage.“

„Weißt du was, Esme? Ich glaube, du hast mir ein Jahr Therapie erspart.“

Sie kicherte, während sie weiterhin auf das Haus zukrochen.

„Also, als ich endlich den Mund wieder zugeklappt hatte, posierten Carly und ich für die unvermeidlichen Fotos. Dann hockten wir uns in den Wagen und fuhren zu dem alten Hotel. Einige meiner Freunde teilten sich eine Limousine, aber mein Dad hatte mir geraten, nicht mitzufahren, weil er das zu kindisch fand.“

„Ja, logisch! So eine Luxuslimousine wäre echt kindisch.“

Rafe lachte. „So ist mein Dad eben.“

„Ja, allerdings.“

„Esme, es ist nett von ihm, dass er zu uns kommt, um auf Sophie aufzupassen und all das.“

Esme war anderer Ansicht, aber sie ging nicht darauf ein. Es lohnte sich nicht, diesen Moment zu verderben. Außerdem waren sie jetzt nur noch zehn Wagen vom Parkplatz entfernt.

„Ich bog zum Hotel ein, und dort sah es ganz ähnlich aus wie hier. Eine ganze Schlange Autos. Wir mussten also warten. Ich auf dem Fahrersitz, die schweißnassen Hände am Steuer, und Carly neben mir fummelte am Radio herum. Es war Mai, es war heiß, und sie bestand darauf, die Fenster zu öffnen. Ich dachte, ich würde meinen brandneuen Smoking durchschwitzen. Aber zumindest kam eine leichte Brise durchs Fenster, und ich roch Carlys Parfüm, das half etwas.“

„Wonach hat sie gerochen?“

„Nach Äpfeln.“

Das dreistöckige Haus kam in Sicht. Piekfein gekleidete Männer und Frauen stiegen aus ihren Hybridwagen oder Hummer und spazierten über den kurzen Steinweg zur Veranda. Tausende winzige weiße Lichter waren um die Marmorsäulen geschlungen. Wie Weihnachten im April. Esme wischte ihre feuchten Hände am Sitz ab. Sie musste an Hundezungen denken.

„Weiter!“, bat sie ihren Mann.

„Okay, irgendwann hatten wir endlich den Parkplatz erreicht. Also, ich war sechzehn und hatte von Tuten und Blasen keine Ahnung, aber ich war ein kluges Kerlchen. Es ging immerhin um den Abschlussball, und Carly McGuiness duftete nach Äpfeln, als also der Parkwächter zu meiner Tür kam und Hallo sagte, reichte ich ihm den Schlüssel. Dann stieg ich aus und lief vorn um den Wagen herum, um Carly die Tür zu öffnen, aber der Wagen rollte noch ...“

„Er rollte noch?“

„Nicht schnell, aber schnell genug, um direkt gegen meinen Hintern zu prallen.“

Esme kannte die Geschichte, sie kannte auch ihr Stichwort. „Ach Gott, Rafe, hattest du vergessen, auf Parken zu schalten?“

Sie lachte und er lachte, und sie gelangten eine weitere Autolängere näher an das Lieb'sche Haus. Jetzt waren sie die Vierten in der Schlange. Über ihnen glühte der Mond wie ein Katzenauge.

„Wie auch immer, ich gab vor, die ganze Sache so geplant zu haben, öffnete Carlys Tür und sagte: ‚Das Boot bewegt sich noch. Soll ich Sie vielleicht an Land tragen, Madam?‘“

„Das hast du nicht!“

Rafe hob die Hand. „Ich schwöre! Zum Glück waren wir Freunde. Sie schaltete also auf Parken, verpasste mir einen Stoß in die Rippen und stieg selbst aus. Der Parkwächter starrte mich an wie einen Marsmenschen. Und das war erst der Anfang des Abends.“

„Und hast du sie flachgelegt, du Hengst?“ Das hatte Rafe ihr bisher nie verraten, sie hatte allerdings auch noch nie gefragt. Aber jetzt war sie neugierig. Sie fand ihren Ehemann im Augenblick so großartig, dass sie ihn am liebsten an Ort und Stelle vernascht hätte.

„Nein.“ Raves Lächeln verblasste ein wenig. „So wie ich total auf

Hannah Draper stand, war Carly hinter Dale Dougherty her. Das Einzige, was von Carly in dieser Nacht mit mir im Bett landete, war ihr Apfelparfüm an meiner Wange.“

Esme streichelte seinen Handrücken. „Das tut mir leid.“ Sie nahm sich vor, beim nächsten Einkauf einen Apfelduft zu besorgen. Hier hegte jemand Fantasien, die ihm ausgetrieben werden mussten.

„Guten Abend“, sagte einer der Parkwächter. „Und willkommen.“

An diesem Abend arbeiteten drei Parkwächter. Es waren professionelle Parkwächter. Esme war nicht klar gewesen, dass so ein Beruf überhaupt existierte, aber so war es, und sie hatte Amy geholfen, sie für die Veranstaltung zu engagieren. Sie trugen schwarz-goldene Uniformen, die so steif waren, dass sie genauso gut aus Hartplastik hätten sein können.

Esme tippte auf Raves Hand, dann zeigte sie auf den Schalthebel. „Nicht vergessen“, zog sie ihn auf.

„Harr, harr, harr.“ Er stellte den Motor ab, schaltete mit großem Gewese (ihr zuliebe) auf Parken und übergab den Schlüssel. Dann kletterte er aus dem Wagen, und bevor Esme nach dem Griff gelangt hatte, öffnete er schon ihre Tür.

„Soll ich Sie an Land tragen, Madam?“

Sie zwinkerte ihm zu. „Später.“

„Ooh.“

Sie stieg aus. Rafe zog die Einladung aus der Tasche, ohne die sie nicht eingelassen werden würden. Tatsächlich versuchte gerade jemand, ohne Einladung ins Haus zu gelangen, was für einigen Tumult an der Tür sorgte. Die Schaulustige blockierten Esmes Blick. Auf einmal flog ein Handy über die Menge und krachte direkt vor ihren Füßen auf den Boden. Die Menge teilte sich, als der ungeladene Gast zu seinem kaputten Handy lief, um es aufzuheben. Doch dann hielt er mitten in der Bewegung inne und starrte sie an.

„Hallo, Esmeralda“, sagte Tom.

23. KAPITEL

Dieses Arschloch Tom Piper!

Allein beim Anblick des Mannes hätte Rafe am liebsten Feuer gespuckt. Er konnte sich noch gut an ihr letztes Zusammentreffen in Amarillo erinnern, vor allem an die Schmerzen im Unterleib. Und jetzt war dieser Typ hier, gerade mal ein paar Schritte von ihm entfernt, und trug noch immer diese abgewetzte schwarze Lederjacke – in der er wahrscheinlich auch schlief. Als Soziologe konnte Rafe diesen Motorrad-Kult durchaus verstehen, auch wenn es nicht sein Ding war. Manche Leute wollten einfach immer noch am liebsten Cowboys sein, doch da die Prärien allesamt asphaltiert waren, mussten sie sich statt auf Pferde auf Harleys schwingen. Auf diese Weise wurde die Fantasie eines Kindes durch das Bankkonto eines Erwachsenen erfüllt. Wie hatte Esme diesen Idioten nur jemals bewundern können?

Und was zum Geier hatte er auf Long Island nur zu suchen?

„Was zum Geier haben Sie auf Long Island zu suchen?“, fragte er.

„Hallo, Rafe.“

Tom steckte sein kaputtes Handy ein und streckte ihm die Hand hin.

Rafe starrte sie nur an.

Tom drehte sich zu Esme. „Ich habe dich angerufen.“

Nun drehte Rafe sich ebenfalls zu Esme. Er hatte sie angerufen?

„Und als ich dich auch beim sechzehntausendsten Mal nicht zurückgerufen habe“, entgegnete Esme, „dachtest du da vielleicht, dass das etwas bedeuten könnte?“

„Wie soll ich wissen, was es bedeuten könnte, wenn du mich nicht zurückrufst?“

„Wir haben doch darüber gesprochen. Ich habe dir gesagt, was ich denke. Und was für mich am wichtigsten ist.“

„Ob du es glaubst oder nicht, ich bin aus demselben Grund hier wie alle anderen auch. Ich muss mit dem Gouverneur sprechen.“

„Wenn du mit dem Gouverneur sprechen musst, warum rufst du ihn dann nicht sechzehntausendmal an? Ist doch deine Lieblingsbeschäftigung.“

Esme starrte Tom böse an. Tom starrte zurück. Rafe sah sich um und bemerkte, dass alle anderen in dem Vorgarten – Kollegen, Nachbarn,

Bedienstete – zu ihnen herübergafften, als ob sie sich im Zoo befänden. Tom musste sie auch entdeckt haben, denn er beugte sich zu Esmes Ohr. „Bitte, Liebes“, wisperte er, „lass uns nicht vor diesen Snobs streiten.“ Er schob sie in einen weniger bevölkerten Teil des Gartens. Rafe war hin und her gerissen. Sollte er seinen Freunden die Situation erklären oder seiner Frau und deren Exboss folgen? Er entschied sich für Letzteres, wobei er die elegante Einladungskarte fester und fester in der Hand zerquetschte. Als er sie erreichte, sagte Esme gerade: „... mir egal, wenn ich dich enttäusche, Tom ...“

„Ich habe nie gesagt, dass ich enttäuscht von dir bin. So etwas Offensichtliches muss gar nicht erst ausgesprochen werden.“

„Du hast kein Recht, mich zu verurteilen. Ich bin fast für dich gestorben!“

„Siehst du, und ich dachte, das war für dein Land. Schönes Kleid, übrigens. Ich schätze, es kostet mehr als mein Haus.“

„Wie dringend wollen Sie zu der Veranstaltung?“, fragte Rafe. Esme und Tom sahen ihn an.

Deswegen fuhr Rafe fort: „Sie sagten, Sie müssten mit Gouverneur Kellerman sprechen. Nun, er ist in diesem Haus. Esme und ich haben Zutritt zu diesem Haus. Wir stehen auf der Liste. Wir könnten vielleicht sogar in der Lage sein, Sie mit reinzunehmen. Also, wie sehr brauchen Sie unsere Hilfe?“

„Es stehen Leben auf dem Spiel“, sagte Tom.

„Leben stehen immer auf dem Spiel. Als der Türsteher Ihr Handy weggeschmissen hat, hätte er jemanden am Kopf treffen und ein Aneurysma verursachen und denjenigen töten können. Man sollte doch meinen, dass der Secret Service etwas freundlicher mit einem angesehenen Mitarbeiter des FBI's umgehen würde. Oder war es etwas Persönliches?“

Tom schüttelte empört den Kopf. „Die sind nicht vom Secret Service! Machen Sie Witze? Die Kellerman-Wahlkampfleitung hat Personenschutz abgelehnt. Die trauen niemandem aus Washington. Die denken, dass wir alle auf der Gehaltsliste des Vizepräsidenten stehen. Deswegen wehren sie sich auch gegen unsere Ermittlungen. Also bin ich privat hier. Keine Kollegen, kein Durchsuchungsbefehl, aber ich weiß, dass der einzige Mann, der Galileo stoppen kann, heute hier ist. Ich

brauche nur fünf Minuten mit ihm.“

„Galileo und Kellerman“, wiederholte Esme.

„Und das bringt mich zurück zu meiner Frage, Tom: Wie dringend wollen Sie hinein?“

Rafe spürte den fragenden Blick seiner Frau auf sich. Sie hatte keine Ahnung, was in seinem Kopf vor sich ging. Manchmal unterschätzte sie ihn. Das war in Ordnung. Es machte Momente wie diesen umso aufregender.

„Woran denken Sie?“, wollte Tom wissen.

„Ganz einfach. Ich spreche in meinen Einführungsseminaren darüber. Man nennt es ‚Relativwert‘. Was für Sie unbezahlbar ist, könnte für mich vollkommen wertlos sein. Wir haben Einladungen, weil wir hierher gehören. Wir mussten niemanden darum bitten oder uns als Tellerwäscher engagieren lassen oder irgendetwas. Damit werden wir für das, was wir sind, belohnt. Sie reisen durchs Land und kämpfen gegen die Bösen und haben das Gefühl, der Gute zu sein. Das ist Ihre Belohnung. Was ich Sie also frage, Tom, ist Folgendes – würden Sie etwas, das Ihnen sehr wichtig ist, aufgeben, um zu bekommen, was Sie wollen?“

Esme öffnete den Mund, sagte aber nichts. War sie schockiert? Verwirrt? In gewisser Weise ging es ja gerade um sie, und Rafe hätte zu gern gewusst, was sie dachte. Aber er hielt sich im Zaum. Er durfte jetzt keine Schwäche zeigen. Er musste die Kontrolle bewahren.

Tom zog seine Brieftasche hervor, doch Rafe schlug sie ihm einfach aus der Hand.

„Ich will kein Geld, Tom. Seien Sie nicht albern! Ich habe Geld. Gibt es etwas, das Ihnen wichtig ist und das ich nicht habe? Etwas, das Sie zu opfern bereit sind?“

„Ich habe Ihre Frau nicht geopfert.“

„Ach nein?“, fragte Esme auf einmal.

Tom blinzelte. „Wie bitte?“

All die Abneigung, die sich in den vergangenen Wochen in ihr aufgestaut hatte, platzte aus ihr heraus. „Ich will dich gar nicht kritisieren, Tom, aber lass uns realistisch bleiben: Als du mich nach Texas hast einfliegen lassen, kanntest du das Risiko. Versteh mich nicht falsch – ich kannte es auch. Es war genauso meine Entscheidung wie

deine. Aber du hattest die Leitung. Es war deine Verantwortung. Darcy Parr war deine Verantwortung.“

„Nicht ...“

„Ich werfe dir nichts vor“, fügte sie schnell hinzu. „Galileo hat abgedrückt. Galileo ist der Verbrecher. Du bist nur ... der fahrlässige Elternteil, der es nicht verhindert hat.“

In diesem Moment wollte Rafe seine Frau unbedingt küssen, doch er stopfte nur die Hände in die Taschen. Später. Sie würden später feiern.

„Was sind Sie bereit zu opfern, Tom?“

Tom antwortete nicht. Esmes Worte hatten ihn sprachlos gemacht. In seinem Kopf drehte sich alles, doch seine Augen blickten einfach nur in die dunkle Nacht.

Endlich sprach er. „Nennen Sie Ihren Preis.“

Und das tat Rafe. Tom nickte. Sie ließen Esme neben dem Haus stehen und gingen nebeneinander auf die Straße, wo die Parkwächter die Luxuswagen Stoßstange an Stoßstange parkten. So langsam ging ihnen der Platz aus. Auf halbem Weg den Hügel hinunter fanden sie, wonach sie gesucht hatten.

„Haben Sie was zu schreiben?“, fragte Tom.

Rafe griff in seine Tasche. Sein Vater hatte ihm beigebracht, immer auf alles gut vorbereitet zu sein. Währenddessen schloss Tom das hintere Fach an seinem Motorrad auf, fischte ein blaues Stück Papier heraus und unterschrieb auf der Rückseite. Dann legte er es wieder hinein und wollte gewohnheitsmäßig den Schlüssel in die linke Tasche seiner Lederjacke stecken. Doch er hielt mitten in der Bewegung inne, um stattdessen Rafe den Schlüssel hinzuhalten.

„Was werden Sie damit machen?“

Rafe kassierte den Schlüssel. „Spielt das eine Rolle?“

„Ja.“

„Vielleicht verkaufe ich es. Bestimmt gibt es irgendwo einen Hells Angel, der diese Dreckskarre gern hätte. Oder ich lasse sie einfach in meiner Garage stehen, unbenutzt, unberührt, als Staubfänger. Ich weiß es noch nicht.“

Rafe begann leicht zu grinsen. Er konnte sich nicht länger zurückhalten. Der Sieg – der Triumph – fühlte sich einfach zu gut an.

„Nun“, sagte er. „Dann bringen wir Sie jetzt mal auf diese Party.“

Sie hielten es für besser, diesmal nicht den Vordereingang zu nehmen. Irgendwie wären sie sicher an den Bodyguards vorbeigekommen, aber nicht ohne lange Diskussion, da Tom zuvor handgreiflich geworden war. Als beschlossen sie, es an der Hintertür zu versuchen.

Der Garten hinter dem Haus war von Topjournalisten und Kameraleuten bevölkert, die gerade ihre Gratisburger futterten. Einige warfen Esme, Rafe und Tom einen kurzen Blick zu, bevor sie weitersprachen.

Gouverneur Kellerman sollte um 19:30 Uhr auf der Veranda seine Rede halten, damit die Fernsehsender in ihren 20-Uhr-Nachrichten darüber berichten konnten. Der musikalische Gast – Tom Petty – würde danach auftreten.

Esme, Rafe und Tom stiegen die Stufen zu der Veranda hinauf, liefen an der Bühne und den Fahnen vorbei, die das Team von Kellerman aufgebaut hatte, und gingen auf den Bodyguard zu, der neben der Küchentür stand. Der Mann, ein nordischer Typ mit raspelkurzem blonden Haar und eisblauen Augen, warf ihnen die Andeutung eines Lächelns zu.

„Der Gästeeingang ist vorn“, sagte er. „Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Abend.“

„Eigentlich“, sagte Rafe, „ist meine Frau Mitglied des Planungskomitees. Wir wollten uns einfach nicht in die Schlange stellen, wissen Sie.“

„Tut mir leid, diese Tür ist nicht für Gäste. Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Abend.“

„Sicher, aber wir sind keine Gäste. Wie ich gerade sagte, ist meine Frau Esme ...“

Wie aufs Stichwort flog die Tür sofort auf, und Amy Lieb sprang heraus. „Esme! Rafe!“ Sie schlang die Arme um beide und drückte ihnen jeweils einen Kuss auf die Wange. „Sie sehen fantastisch aus!“ Amy sah selbst fantastisch aus. In dem engen goldenen Kleid erinnerte sie an eine Champagnerflöte. „Sind Sie eben erst gekommen? Ah, alles läuft ganz wunderbar!“

„Ma’am, wir sind angewiesen, keine Gäste durch den Hintereingang zu lassen.“

„Aber das sind keine Gäste, das sind Freunde. Wer sind Sie?“ Sie beäugte Tom, der seine Lederjacke ausgezogen hatte. Er hatte genug

Verstand besessen, darunter einen Anzug anzuziehen, wenn auch mit Lederkrawatte.

„Tom Piper.“ Er versprühte seinen Kentucky-Charme, als er Amys Hand küsste. „Es ist mir ein Vergnügen.“

„Tom ist ein alter Kollege aus Washington“, erklärte Rafe.

„Nun, dann kommen Sie rein! Je mehr, desto besser!“

Amy hielt die Tür weit genug für alle auf. Der Bodyguard runzelte die Stirn, trat aber zur Seite und ließ Rafe, Tom und Esme in die Küche gehen, wo ein Heer hyperaktiver Köche letzte Hand an die Gourmethäppchen legte.

„Es duftet wie im Himmel, nicht wahr?“ Amy schaute Esme fragend an. Esme nickte lächelnd, sagte aber nichts. Sie hatte seit Rafes Vorschlag überhaupt kein Wort gesprochen.

War es richtig von ihm gewesen? Nein. Ja. Vielleicht. Er war ihr Mann. Sie hatte sich für ihn entschieden und das Tom am Telefon gesagt. Sie hatte sich für ihn entschieden, und deswegen stand sie zu ihm. Tom gehörte letztlich nicht zur Familie, so war es nun mal. Rafe aber schon, in guten wie in schlechten Zeiten, das hatten sie sich geschworen. Ihre Ehe wäre beinahe den Bach runtergegangen, aber sie hatte im letzten Moment die Notbremse gezogen. Rafe jetzt zu kritisieren würde alles zunichtemachen. Selbst wenn er Kritik verdient hatte. Selbst wenn er sich Tom gegenüber mehr als kleinlich benommen hatte ...

Genug. Was geschehen war, war geschehen. Rafe hatte, was er wollte, und nun bekam Tom, was er wollte. Alle waren glücklich und zufrieden.

„Wo ist der Gouverneur?“, fragte sie.

„Oh, er ist oben mit seinem ganz speziellen Gast.“ Amy kicherte leicht verschlagen. „Selbst ich weiß nicht, wer er ist. Ich schätze, es ist General Phillips. Doch Genaueres wird die Welt in weniger als einer Stunde herausfinden, und zwar hier. Auf meinem Grundstück. Ich bin so aufgeregt, ich könnte platzen vor Glück! Ach Mist, da fällt mir was ein – ich wollte ja aus einem bestimmten Grund in den Garten. Ich habe gleich ein Interview mit MSNBC. Ich stelle Sie nur noch schnell Paul Ridgely vor, dann bin ich schon verschwunden.“

Paul Ridgely war Kellermans landesweiter Wahlkampfmanager. Die Medien liebten ihn, weil er immer zu einem Kommentar bereit war. Mit einunddreißig war er erstaunlich jung für eine solche Verantwortung,

aber in seiner kurzen Karriere hatte er bereits drei erfolgreiche Senatswahlen für die Demokraten auf die Beine gestellt. Außerdem war er in Ohio geboren, was den Kellerman-Anhängern gefiel. Amy führte Esme, Tom und Rafe ins Arbeitszimmer, wo Paul einem Publikum aus angeheiterten Geschäftsleuten erläuterte, wie man sich auf Reisen ernähren sollte.

„Das Geheimnis“, sagte er, „ist Stärke. Stärkehaltiges Essen macht einen schnell satt und absorbiert Alkohol, was einem wiederum erlaubt, mit einem Stadtrat in einer Kneipe einen Schnaps nach dem anderen zu kippen. Am Ende des Abends ist er volltrunken, während man selbst noch aufrecht gehen kann. Der Stadtrat ist beeindruckt, und schon hat man weitere fünfhundert Stimmen eingesackt. Schließlich kann einem niemand vorwerfen, ein elitärer Schnösel zu sein, wenn man den Stadtrat unter den Tisch saufen kann!“

Die Geschäftsmänner lachten.

„Paul, das sind meine guten Freunde Rafe und Esme Stuart. Rafe ist Professor an unserem College, und Esme hat mir bei der Organisation geholfen.“

„Dann stehe ich in Ihrer Schuld“, lächelte Paul, als er ihnen die Hände schüttelte.

Amy rauschte davon zu ihrem Interview. „Und Sie sind?“, fragte Paul. Tom streckte die Hand aus. „Tom Piper.“

Pauls Lächeln wurde dünner. „Ich glaube, wir haben telefoniert.“

„Das glaube ich auch.“

Die Temperatur im Raum fiel um fünf Grad.

„Ladies und Gentlemen“, rief Paul Ridgely aus. „Wir haben heute Abend einen ganz besonderen Gast! Mr Piper hier ist Special Agent bei unserem Federal Bureau of Investigation. Wie wäre es mit einem kräftigen Applaus?“

Die Gäste klatschten. Esme sah, wie Tom sein Gewicht verlagerte. Er wusste, wohin das führen würde, und war gar nicht glücklich darüber. Genauso wenig wie sie.

Rafe klatschte ebenfalls. Das hämische Grinsen in seinem Gesicht hätte aus Platin gemacht sein können.

„Verraten Sie mir eines, Mr Piper, wie fühlt es sich an, Mitglied einer historisch so wichtigen Organisation zu sein?“

Tom kaute auf den Innenseiten der Wangen. „Lassen Sie uns unter vier Augen reden.“

„Ah, verstehe! Bei unserem FBI muss immer alles vertraulich sein. Und undurchsichtig. Wieso nur, Mr Piper?“

„Sie wissen, warum.“

„Ich weiß, was Sie für den Grund halten“, versetzte Paul. „Sie denken, der Grund ist die ‚nationale Sicherheit‘. Deswegen hat unser Federal Bureau of Investigation auch Millionen Steuergelder verschleudert, um ‚Feinde des Staates‘ wie Martin Luther King und John Lennon aufzuspüren. Deswegen benutzten Sie Ihre Autorität, um Terroristen wie Charlie Chaplin anzuklagen. Zu schade, dass Sie nicht in der Lage waren, unsere Steuergelder zu verwenden, um Osama bin Laden aufzuhalten, aber ganz bestimmt haben Sie Ihre Gründe dafür. Sie dürfen sie uns eben nur nicht verraten. ‚Nationale Sicherheit‘.“

„Sind Sie fertig?“

„Und Sie? Wenn Bob Kellerman gewählt wird, Ladies und Gentlemen, dann wird die Antwort ein klares Ja sein. Der Zustand unserer Nachrichtendienste ist eine Schande. Bob Kellerman wird die Bürokratie abbauen und dafür sorgen, dass ein transparenter, partnerschaftlicher und unabhängiger Apparat installiert wird. Die Betonung liegt vor allem auf dem Wort ‚unabhängig‘. Momentan ist unser FBI der Exekutive verpflichtet. Der Direktor des FBIs wurde aus rein politischen Gründen ernannt. Bob Kellerman will das ändern, Ladies und Gentlemen. Unsere Nachrichtendienste sollen nicht weiterhin von irgendwelchen Lakaien kontrolliert werden. Chef wird nicht, wer in der richtigen Partei ist, sondern wer das Zeug dazu hat. Stellen Sie sich das vor! Wir werden Leute in Washington haben, die tatsächlich für die Jobs qualifiziert sind, die sie ausüben.“

Dieser letzte Kommentar war direkt an Tom gerichtet. Esme sah, wie Tom tief durchatmete. Schließlich sagte er: „Sie behindern unsere Ermittlungen.“

„Und schon wieder, Ladies und Gentlemen! Wieder einmal wird die Schuld anderen in die Schuhe geschoben.“

Tom betrachtete die kleine Menschenansammlung, dann sah er wieder den feixenden Paul Ridgely an. „Kellerman weiß nicht mal was davon, oder? Sie haben all meine Nachrichten abgefangen. Dieser Wahnsinnige

rennt herum und bringt Leute um, und der einzige Mann, der ihn aufhalten kann, weiß nicht einmal, dass er irgendetwas damit zu tun hat. Warum haben Sie es ihm nicht gesagt?“

Mit einem Mal schien sich Paul unbehaglich zu fühlen. „Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen.“

„Aber sicher wissen Sie das! Wie Sie bereits zugegeben haben, haben wir telefoniert. Da Sie hier groß rumtönen von wegen Transparenz, warum erzählen Sie den netten Leuten hier nicht, worüber wir gesprochen haben?“

„Weil ich nicht ihre Zeit mit irgendwelchen Verschwörungstheorien vergeuden will.“

„Ich glaube, Sie unterschätzen das Interesse der Öffentlichkeit. Sie hat ein Recht, informiert zu werden, oder etwa nicht?“

Paul nippte an seinem Brandy.

Tom wandte sich an die Zuhörer. „Es tut mir leid, Ladies und Gentlemen, aber wie es scheint, möchte Mr Ridgely doch lieber ein vertrauliches Gespräch führen. Bestimmt wäre er dankbar, wenn Sie uns für ein paar Minuten allein lassen würden. Ist es nicht so, Mr Ridgely?“

Paul nippte an seinem Brandy.

Die Ladies und Gentlemen verstanden die Andeutung richtig und verließen unter Gemurmel den Raum. „Verschwörungstheorie, was für eine Verschwörungstheorie, glaubst du es geht darum, wen er als Vizekandidaten nominiert, ja, aber was hätte das FBI damit zu tun, ich wette, es geht um einen Sex-Skandal“, und so weiter.

„Tja, Tom“, sagte Esme. „Du weißt wirklich, wie man ein Zimmer räumt.“

Tom salutierte.

Paul räusperte sich, dann deutete er auf Rafe und Esme. „Wenn Sie uns entschuldigen würden.“

„Oh, die können bleiben“, sagte Tom. „Esme war bei den Ermittlungen beteiligt, durch die wir Galileo mit Ihrem Chef in Verbindung bringen konnten. Und Ihr Mann ... Nun, wie Sie kann er eine Lektion über Verantwortungsgefühl vertragen.“

Rafe trat drohend einen Schritt vor, doch Tom stoppte ihn, indem er sich vorbeugte, bis ihre Gesichter sich fast berührten. In diesem Moment ging die Tür auf, und die beiden Männer wichen wieder zurück. Paul stellte

sein Brandyglas ab.

„Hier also findet die Party statt“, sagte Bob Kellerman, der eine Zigarre zwischen den Fingern drehte. „Darf ich mitfeiern?“

24. KAPITEL

„Hi“, sagte er mit ausgestreckter Hand. „Ich bin Bob.“

Sein Smoking war nicht der schickste. Sein braunes Haar war nicht am ordentlichsten gekämmt. Aber als er ins Zimmer trat, konnte jeder umgehend seine ruhige Autorität spüren, und auf einmal hatten sie alle den Wunsch, ihn zu beeindrucken.

„Esme Stuart.“ Esme schüttelte seine Hand. „Freut mich, Sie kennenzulernen, Gouverneur.“

„Rafe Stuart.“ Rafe schüttelte seine Hand. „Danke, dass Sie nach Long Island gekommen sind.“

„Tom Piper.“ Tom schüttelte seine Hand. „Hallo.“

„Tom Piper“, fügte Paul hinzu, „ist Special Agent bei unserem Federal Bureau of Investigation. Er hat sich in die Veranstaltung geschmuggelt, bewaffnet mit wilden Beschuldigungen.“

Bob schien kein bisschen beunruhigt. „Wie können wir Ihnen helfen, Special Agent Piper?“

„Nun, Sir, es geht um Galileo.“

Kellerman verschränkte die Arme und beugte sich leicht vor, um Tom seine ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Der ernste Gesichtsausdruck sagte alles: Ja, er hatte von den tragischen Vorfällen in Atlanta, Amarillo und Santa Fe gehört. Inzwischen hatte jeder Amerikaner von Galileo gehört – und Angst vor ihm.

„Wir haben Grund zu der Annahme – wir haben Beweise, um genauer zu sein –, dass Galileo diese Morde Ihretwegen begeht, Gouverneur.“

Bob runzelte die Stirn und sah Paul Hilfe suchend an.

„Das“, hob Paul hervor, „meinte ich mit wilden Beschuldigungen.“

„Sein richtiger Name ist Henry Booth. Er hat im Nahen Osten als Heckenschütze für die CIA gearbeitet, doch irgendwann hat all die Gewalt, die im Namen Gottes begangen wurde, ihn offenbar fertiggemacht. Er ist ausgeschieden. Dann wurde er von der ‚Unity for a Better Tomorrow‘ engagiert, um Ihren Hintergrund zu überprüfen, Gouverneur. Bei diesen Ermittlungen fand Henry Booth etwas über Sie heraus, das ihn bis ins Mark erschütterte. Das war der Moment, als er mit Ihnen Kontakt aufgenommen und Sie gebeten hat, mit Ihrem Geheimnis

an die Öffentlichkeit zu gehen.“

Paul schnaubte. „Ich versichere Ihnen, Mr Piper, Gouverneur Kellerman hat niemals so eine Nachricht bekommen.“

„Nein, weil Sie sie abgefangen und ihm niemals gezeigt haben – so wie Sie auch Galileos zweite Botschaft in San Francisco nicht weitergeleitet haben. Vielleicht haben Sie versucht, Ihren Chef zu schützen, Mr Ridgely, aber damit haben Sie Menschenleben aufs Spiel gesetzt.“

„Was für ein Geheimnis?“, fragte Bob. „Welche Leiche in meinem Keller hat diesen Irren veranlasst, so viele Menschen umzubringen?“

Tom griff in seine Tasche und holte ein winziges Aufnahmegerät heraus.

„Henry hat dies Donald Chappell, dem Chef der ‚Unity for a Better Tomorrow‘, vorgespielt. Wie Henry daran gekommen ist – nun, er hat eben seinen Job gemacht.“

Tom drückte auf „Play“.

„... machen wir bis November mit der Strategie weiter, die die positiven Unterschiede unterstreicht. Soll der andere Typ uns doch attackieren, so viel er will. Dadurch wirkt er nur verzweifelt.“

Jeder im Raum erkannte Paul Ridgelys Stimme. Paul griff erneut nach seinem Brandyglas. Vielleicht wusste er, was als Nächstes kam.

„Aber was ist mit der anderen Sache?“ Eine schneidende Frauenstimme mit Bostoner Akzent.

„Kathryn Hightower“, erklärte Bob. „Sie ist meine Pressesprecherin.“ Er schien verblüfft und nachdenklich.

Esmes Mund klappte auf vor Verwunderung. Himmel, die Antwort war die ganze Zeit da gewesen! Sie sah Tom an. Er nickte.

„Aber wenn sie richtig tief graben, Paul? Dann müssen wir eine Antwort parat haben.“

„Wenn wir uns eine Antwort ausdenken, dann garantiere ich dir, dass diese Antwort noch vor der tatsächlichen Story durchsickert. Und dann sind wir im Arsch, Kathryn, du und ich und Bob und die ganze Wahlkampfkampagne, weil die amerikanische Öffentlichkeit mit ihrer puritanischen Einstellung unbedingt will, dass ihr Präsident gläubig ist. Jetzt lieben sie ihn – er ist ein Held für sie, er ist ein verdammter John Kennedy für sie. Aber das Land wird niemals einen Atheisten ins Oval Office wählen.“

Rafe schob den Kopf vor. „Moment mal, was?“

Tom stellte das Aufnahmegerät ab.

„Das war ein Privatgespräch“, murmelte Paul. „Die Aufnahme ist illegal und hat somit überhaupt keine Beweiskraft.“

Der Gouverneur seufzte. „Paul, halten Sie die Klappe!“

Paul hockte sich auf die nächste Armlehne und hielt die Klappe.

„Also weiß Donald Chappell Bescheid?“, fragte Bob. „Und trotzdem unterstützt er meine Kandidatur?“

„Er versucht, Ihre Seele zu retten“, antwortete Tom.

„Sozusagen“, fügte Esme hinzu.

Bob nickte langsam.

Es war Rafe, der das Schweigen brach. „Dieser Galileo oder Henry Booth oder wie immer er auch heißt, warum tötet er all diese Menschen? Wenn er sauer auf Kellerman ist, weil der nicht an Gott glaubt, warum bringt er dann nicht ihn um?“

„Das ist es ja“, klärte Esme auf. „Er ist überhaupt nicht sauer auf Kellerman.“

„Nein“, stimmte Tom ihr zu. „Ist er nicht.“

„Sie sagten, er hätte Kontakt zu mir aufgenommen?“, fragte der Gouverneur.

„Ja, Sir. Wir denken, dass die erste Nachricht vermutlich Ende letzten Jahres kam, lange vor Atlanta. Henry hatte seinen Glauben verloren, und da waren plötzlich Sie, ein Ungläubiger wie er, und Sie waren beliebt und auf dem besten Weg, Präsident zu werden. Seine ersten Nachrichten waren vermutlich freundlich. Aber als Sie nicht antworteten, als Sie weitermachten und religiöse Organisationen wie die ‚Unity for a Better Tomorrow‘ Ihren Wahlkampf unterstützen ließen, da hat er Ihnen vermutlich seine Forderung geschickt: Geben Sie öffentlich und voller Stolz zu, dass Sie Atheist sind, sonst ...“

„Aber ich habe nie so eine ...“

Alle Augen richteten sich auf Paul, dessen Brandyglas leer war.

„Ich habe Sie beschützt!“, rief er aus. „Die Hälfte aller Briefe, die wir bekommen, sind von Irren mit ihren Hirngespinnsten. Woher hätte ich denn wissen sollen, dass es diesmal ernst war?“

„Sie wussten es nach Atlanta“, traf Tom ins Schwarze. „Und ich bin sicher, dass Henry sich sehr deutlich ausgedrückt hat. Sobald Sie hörten, was in Atlanta geschehen ist, wussten Sie, dass er es war.“

„Und Sie haben nichts unternommen“, fügte Esme hinzu.

„Wenn es in meiner Macht läge, diese Menschen wieder lebendig zu machen, würde ich es tun, aber ...“

„Paul“, unterbrach Bob ihn auf einmal. „Ich glaube, Sie plappern wieder. Ich dachte, ich hätte Sie gebeten, das nicht zu tun.“

Der Wahlkampfleiter sank in den Sessel und sah aus wie ein tief verletztes Kind.

Bob holte tief Luft. Die Last, die mit einem Mal auf seinen Schultern lag, schien den ganzen Raum auszufüllen. „All diese Menschen ... Und ich hätte das Ganze mit nur einem Wort beenden können.“

„Sie wussten es nicht“, sagte Tom.

Bob zuckte die Achseln. Seinetwegen waren Menschen gestorben. Kinder.

„Was kann ich tun?“ Seine Stimme war nur noch ein heiseres Flüstern.

„Wie kann ich das wieder hinbiegen?“

„Zu diesem Zeitpunkt, Sir, weiß ich nicht, ob Sie das noch können.“

Bob nickte zerstreut. Wahrscheinlich hatte er mit dieser Antwort gerechnet.

Wieder war es Rafe, der das Schweigen brach. „Wenn Sie mich fragen, Gouverneur, hat Mr Ridgely recht. Die Leute wollen, dass ihr Präsident ein gottesfürchtiger Mann ist, der regelmäßig in die Kirche geht. In unserem Land, in vielen Ländern, hat Patriotismus etwas mit Gläubigkeit zu tun. Da erzähle ich Ihnen ja nichts Neues, deswegen haben Sie dieses Geheimnis ja die ganze Zeit für sich behalten. Wenn Sie jetzt damit rausrücken, werden die Leute Sie hassen. Damit würden Sie alles wegwerfen, worauf Sie hingearbeitet haben, und ein anderer wird gewählt. Wir werden einen mittelmäßigen Präsidenten bekommen. Wollen Sie dafür verantwortlich sein?“

Die Tür zum Arbeitszimmer ging auf, und ausgerechnet Kathryn Hightower trat ein. „Gouverneur, es ist Zeit für Ihre Rede.“

Bob schwieg einen Augenblick, tief in Gedanken versunken, dann wandte er sich an Kathryn und nickte. „Danke, Kathryn. Ich komme gleich.“

Die Welt sah zu.

Siebenundvierzig Kameras waren auf die Bühne gerichtet.

Siebenundvierzig Fernsehkameras und zahllose schicke Digitalkameras

der Gäste. Am Ende des Abends würde diese Rede jedem Menschen auf dem Planeten, der eine Internetverbindung besaß, zugänglich sein. Die Faszination war verständlich. Bob Kellerman war nicht nur der Kandidat seiner Partei, er war laut Umfragen auch der wahrscheinliche nächste Präsident der USA. Amerika war je nach Regierung mal mehr, mal weniger beliebt, aber immer noch das mächtigste Land der Welt. Die Aussicht, dass Kellerman Präsident wurde, setzte ein hoffnungsvolles Zeichen. Er war ein Populist, aber er polarisierte nicht. Er war liberal, natürlich, tendierte aber wie die Republikaner zu wirtschaftlicher Unabhängigkeit. Im Juni sollte er nach Israel, Pakistan, Russland und Ägypten fliegen, nach England und Frankreich, selbst in die lange vernachlässigten Länder Venezuela und Brasilien. Die Welt liebte Bob. Aber natürlich liebte ihn nicht jeder. Als der Gouverneur unter tosendem Beifall auf die Bühne trat, dachte er an seine Feinde. Deren Einstellung kannte er gut. Recht auf Abtreibung = Recht auf Mord. Freier Markt = keine Arbeit. Er hatte gelesen, wie in Leitartikeln seine volkstümliche Art kritisiert wurde. Ihm fehlte die Erfahrung, mit den zwei Parteien in Washington umzugehen. Ihm fehlte die internationale Erfahrung, mit einem Krieg umzugehen. Deswegen war die Wahl des Vizepräsidenten so wichtig. Deswegen waren siebenundvierzig Kameras an diesem Abend auf sein Gesicht gerichtet.

Sie alle erwarteten eine Nominierung.

„Liebe Freunde“, sagte er. „Ich bin sehr froh, Sie alle heute an diesem wunderschönen Abend am Meer begrüßen zu dürfen.“

Die Rede war vorbereitet, der Text rollte in großen weißen Buchstaben auf den Telepromptern zu beiden Seiten der Menschenmenge ab. Seine Leute hatten die ganze Woche an dieser Rede gebastelt, sie wussten, wie bedeutsam sie war. Ununterbrochen hatten sie Entwürfe in sein Hotelzimmer in Anaheim gemailt, und jeden Abend hatte er seine Anmerkungen und Änderungswünsche zurückgeschrieben. Eine andere Form der Kommunikation hatte er in dieser Woche nicht zugelassen. Es hatte ein richtiger Urlaub werden sollen. Wahrscheinlich war es der letzte richtige Urlaub gewesen, den er für lange, lange Zeit haben würde. „Wir alle stehen heute Abend kurz vor einer großen Veränderung. Wir, die amerikanischen Bürger, stehen kurz davor, unser Potenzial voll und ganz auszuschöpfen. Das können Sie in den Gesichtern der älteren

Menschen sehen. Sie können es in den Gesichtern der Kinder sehen. Man sagt, Stolz sei eine Sünde, aber ich bin heute hier, um Ihnen zu sagen, dass ich stolz darauf bin, wohin unser Land sich bewegt. Ich bin stolz darauf, was wir für unsere Mitmenschen tun können. Ich bin stolz, dass zum ersten Mal in der Geschichte die Freiheit in diesem Land so umfassend und grenzenlos ist wie der Ozean gleich hier an dieser Küste.“

Es handelte sich um die nichtssagende Rhetorik, die man von den einleitenden Worten erwartete. Ohne diese Plattitüden hätten die Kritiker ihn in der Luft zerrissen. *Tja, er hat Amerika nur neunundfünfzigmal erwähnt, wie es scheint, fehlt es ihm an Patriotismus ...* So war das nun mal.

Seine Kinder waren zu Hause in Ohio. Wahrscheinlich saßen sie gerade beim Abendessen. Vielleicht hatten sie den Fernseher an, vermutlich aber nicht. Daddy hielt einfach mal wieder eine Rede.

„Ich bin heute Abend hier als ein ...“

Kathryn Hightower stand zu seiner Linken, aus den Augenwinkeln konnte er sie sehen. Sie arbeitete seit einer gefühlten Ewigkeit für ihn, seit seinem ersten Wahlkampf um das Amt des Bürgermeisters.

„Ich bin heute Abend hier als ein ...“

Das war der Absatz, der zu seinen Aussagen über Partnerschaftlichkeit überleiten sollte, dem eigentlichen Thema seiner Rede. Die Einleitung der Nominierung von General Archie Phillips als Vizepräsident. General Phillips wartete im Haus hinter geschlossenen Vorhängen. In voller Uniform. Er war ein guter Mann, der während des Vorwahlkampfes auf freundliche und kluge Art und Weise debattiert hatte. Doch das Volk wollte keinen klugen Mann. Es wollte einen einfachen Mann. Es wollte Bob.

Jemanden, mit dem sie sonntags in die Kirche gehen konnten.

„Ich ...“

Er spürte den Seitenblick von Kathryn. Die loyale, hart arbeitende Kathryn. Er wollte ihr am liebsten einen Kuss auf die Stirn drücken und sich entschuldigen, aber das musste noch warten. Irgendwo in diesem Land, in seinem Land, beging ein Mann seinetwegen die schrecklichsten Verbrechen. Das musste aufhören.

„Vor zweihundert Jahren kandidierte Thomas Jefferson als Präsident,

und er hatte viele Gegner. Da sie ihn nicht wegen seiner Politik angreifen konnten und er großes Ansehen genoss, entschieden seine Feinde sich für eine andere Taktik.“

Die großen weißen Worte auf den Telepromptern wurden zurückgescrollt und dann wieder nach unten, als der Techniker versuchte, diesen Teil der Rede zu finden.

„Er war einer der Architekten unserer Demokratie. Er war der Mann, der die Unabhängigkeitserklärung geschrieben hat. Wie konnte man einen solchen Mann schlagen? Indem man seinen Charakter angriff. Und das taten sie. Thomas Jefferson, müssen Sie wissen, war Skeptiker. Er war Wissenschaftler, und die Wissenschaft verlangt nach Beweisen.

Jefferson betrachtete das Universum und glaubte nicht, dass wir Menschen bereits alles herausgefunden hatten. Deswegen nannten sie ihn einen Atheisten. Dieses Etikett hing ihm während des ganzen Wahlkampfs an, doch als die amerikanischen Bürger schließlich den Präsidenten der Vereinigten Staaten wählten, war die überwältigende Mehrheit für Jefferson. Sie wählten einen Mann ins Amt, dessen leidenschaftlicher Wissensdurst half, unser geliebtes Land aufzubauen.“ Bob konnte jetzt durch die Scheinwerfer hindurch die Gesichter in der Menge ausmachen. Er sprach nicht mehr nach dem Skript, und seine Zuhörer wussten es. Er spürte die Anspannung in der Luft. So etwas hatten sie nicht erwartet, deswegen wussten sie nicht, wie sie reagieren sollten.

Er hatte den Stein ins Rollen gebracht.

„Man sollte denken, dass nach dieser turbulenten Wahl die Politiker ihre Lektion gelernt hätten. Ein Mann muss nicht gläubig sein, um sein Vaterland zu lieben. Patriotismus selbst ist eine Religion, oder nicht? Unser Land ist eine riesige Kathedrale, und unsere Verfassung ist unser Gesangsbuch. Unsere Zehn Gebote sind die Bill of Rights. Man sollte also denken, dass nach dieser turbulenten Wahl die Politiker ihre Lektion gelernt hätten, aber das haben sie nicht. Viele Jahrzehnte später tauchte ein anderer Mann auf, ein Mann mit grimmiger Intelligenz und grenzenlosem Mitgefühl, und da sie ihn nicht aufhalten konnten, griffen sie seine persönlichen Überzeugungen an. Wieder einmal wurde einem Mann ein Etikett verpasst. ‚Ungläubig‘. Ein besonders eifriger Schmutzfink nannte ihn sogar ‚gottlos‘. Doch wieder einmal hatten sie

die Weisheit des amerikanischen Volkes unterschätzt, und im Jahr 1860 wählte es diesen gottlosen Ungläubigen in das höchste Amt des Landes. Können Sie sich vorstellen, wie unser Land heute aussehen würde, wenn diese Schmutzfinken gesiegt hätten? Können Sie sich vorstellen, wie unser Land heute aussehen würde, wenn Abraham Lincoln nicht Präsident geworden wäre?“

Die Zuhörer begannen zu murmeln. Bob war immer erstaunt, wie wenig die Leute über ihre eigene Geschichte wussten. Aber er war nicht hier, um ihnen Geschichtsunterricht zu geben. Im Gegenteil: Es ging um die Zukunft.

„Was unser Land einzigartig macht, ist die Vielfalt. Wir sind die Vereinigten Staaten von Amerika. Nicht ein Staat, sondern viele Staaten. Nicht eine Rasse, nicht eine Religion, nicht eine Lebensweise, sondern viele. Das ist unsere größte Stärke, und jeder, der versucht, diesen Reichtum einzuschränken, beleidigt die Beschaffenheit unserer Identität. Weder bin ich der gleiche Mensch wie Sie, noch sollte ich das sein. Wollen Sie einen Präsidenten, der mit allem einverstanden ist, was Sie sagen und denken? Und was, wenn Sie sich irren? Was, wenn er sich irrt? Wie Mr Jefferson bin ich Skeptiker. Wie Mr Lincoln glaube ich nicht an einen unsterblichen Gott, aber an die grenzenlosen Möglichkeiten der Menschheit.“

Bob holte Atem. Es war Zeit für die Schlussworte.

„Einige von Ihnen werden meine Worte als eine Beleidigung ihres persönlichen Glaubens auffassen. Das ist entschieden falsch. Unsere Kirchen und Synagogen sind unschätzbar wichtig, und ich hege den größten Respekt für unsere großen Religionen. Wie Sie wissen, ist meine Frau katholisch. Sind wir manchmal unterschiedlicher Meinung? Ja, das sind wir. Aber Meinungsverschiedenheiten sind gesund. In einer Demokratie ist es unsere feierliche Pflicht, unterschiedlicher Meinung zu sein. Ich weiß, dass ich damit eine Debatte lostrete, und das ist gut so. Vergessen Sie aber bitte nicht diese Schmutzfinken und ihre Taktik, einen Kandidaten auf ein einziges Etikett zu reduzieren – als ob man irgendeinen Menschen auf der Welt auf ein einziges Wort reduzieren könnte. Oder irgendein Land. Ich bin ein Mann mit leidenschaftlichem Wissensdurst. Was wir gemeinsam erreichen können, kennt keine Grenzen.“

Er stieß die Luft aus. Seine Hände zitterten, was niemand außer ihm sehen konnte. Er wartete.

Stille.

Stille.

Dann brach auf einmal ein Sturm los. Ohrenbetäubender Applaus. Die Zuhörer, die gesessen hatten, sprangen auf. Die, die standen, hoben die Hände, als wollten sie die Sterne vom Himmel holen.

Bob lächelte in die Menge, winkte, dann stieg er die Verandastufen hinab, um seine Leute zu begrüßen.

Aber nicht alle waren im Garten. Viele waren im Haus geblieben, saßen in bequemen Sesseln und hatten die Rede auf Monitoren verfolgt. Rafe, Esme und Tom hatten im Arbeitszimmer zugesehen. Paul Ridgely hatte sich aus dem Staub gemacht, doch die drei hatten wie angewurzelt der Rede gelauscht, die Augen auf den Bildschirm geheftet. Als der Applaus aufbrandete, schien der Raum zu beben, und das brach endlich den Bann. Rafe setzte sich in einen Sessel.

„Tja ...“, sagte Tom.

„Nun ...“, stimmte Esme ein. Dann: „Glaubst du, er hat es gesehen?“

Tom blickte sie an. „Ich weiß nicht.“

„Er hat bekommen, was er wollte. Von der Kleinigkeit abgesehen, dass Kellerman die Religionen *nicht* als Wurzel allen Übels beschimpft hat.“

„Ja, das ärgert ihn wahrscheinlich. Kann ich mal dein Handy haben?“

Meines ... nun, funktioniert gerade nicht.“

Sie fischte ihr Handy aus der Tasche. Tom verließ das Zimmer.

Esme setzte sich auf die Armlehne von Rafes Sessel.

„Geht es dir gut?“, fragte sie.

„So etwas habe ich nie zuvor gesehen.“

„Ich weiß.“

„Hat das mit dem zu tun, was ich zu ihm gesagt habe?“ Er sah sie mit weit aufgerissenen Augen an. „Ist das alles nur deswegen passiert?“

Sie grinste. Er war wie ein kleiner Junge. „Nur weil du das ganz und gar Falsche gesagt hast, heißt das nicht, dass ich dich nicht liebe.“

„Das sind eine Menge doppelte Verneinungen in dem Satz.“

„Ich geb dir eine doppelte Verneinung!“

Sie beugte sich vor, um ihn zu küssen. Die Tür ging auf. Es war Tom.

„Galileo hat die Rede nicht gehört.“

„Woher wissen Sie das?“, fragte Rafe.

„Weil wir ihn verhaftet haben. Wir haben ihn vor dreißig Minuten auf einem Baseballplatz geschnappt. Wir haben ihn.“

25. KAPITEL

Bei dem Baseballplatz handelte es sich um das Kauffman Stadion, in dem die Kansas City Royals zu Hause waren. Am 12. April sollten die Royals gegen ihre Erzrivalen Oakland Athletics spielen. Blau gegen Grün (die Royals-Spieler in Blau und die Athletics-Spieler in Grün). Um 19:30 Uhr Central Standard Time.

Das Stadion war vor Kurzem umfassend renoviert worden – neue HD-Anzeigetafel, wunderschöne Tribünen und so weiter –, aber der große Springbrunnen war unberührt geblieben. Direkt am Spielfeld stieß er Tausende Liter Wasser pro Spiel über neunzig Meter in die Luft und bildete so einen hübschen, schaumigen Hintergrund. Ein kleiner Freizeitpark war dahinter aufgebaut, wo Kinder um das weiße Wasser herumrannten (äußerst selten allerdings hinein). Einige der teuersten Logen befanden sich rechts des Feldes mit gutem Blick auf diese menschengemachte Attraktion. Eine dieser Logen war wegen eines architektonischen Problems noch geschlossen, und in dieser Loge saß Galileo und wartete.

Zugang hatte er sich auf die übliche Weise verschafft. „Mark Kenney“ hieß die neueste Putzkraft bei den Royals. Als Unterster in der Hierarchie bekam er zwar keine Schlüssel, doch er hatte sich mit einigen der älteren Aufseher angefreundet und sie an einem Abend auf einen Drink eingeladen. Irgendwann sagte er, er müsse auf die Toilette, eilte stattdessen gegenüber zu einem Schlüsseldienst und ließ sich Zweitausfertigungen von den geklauten Schlüsseln anfertigen. Die er dann so schnell wieder in die Taschen der Besitzer steckte, dass niemand etwas davon mitbekam.

Die Fenster der geschlossenen Loge waren mit schwarzer Plastikfolie bedeckt, was es Galileo nur noch leichter machte, unbemerkt zu bleiben. Die Zuschauer auf den Tribünen waren nicht in der Lage, ihn zu sehen, doch ein kleiner Riss in der Folie reichte, damit er sie sehen konnte. Es war „Sanitation Engineer Appreciation Night“ im Kauffman-Stadion, das bedeutete, dass die Baseball-Superstars sich einmal bei den hart arbeitenden Müllleuten der Stadt bedanken wollten. Jeder Müllmann bekam vergünstigte Eintrittskarten für sich und seine Familie. Wie schön

das Leben manchmal sein konnte!

„Mark Kenney“ hatte seine Schicht um siebzehn Uhr beendet und war nun als Fan hier. Er trug ein gelbes Poloshirt und dunkelbraune Stoffhosen. Die Mitarbeiter bekamen Gratistickets, und deswegen machte sich niemand Gedanken, als er durch den Gang hinter dem Spielfeld ging, an den Fressbuden und den Ständen mit den Fanartikeln vorbei. Einige seiner Kollegen winkten, und er winkte zurück. Sie waren daran gewöhnt, ihn mit diesem langen schwarzen Koffer zu sehen, den er normalerweise in seinem Spind verstaute. In ihm war seine heiß geliebte Posaune. Niemand hatte sie jemals gesehen, aber „Mark Kenney“ war eben etwas schüchtern, was sein Hobby betraf. Aber bald würde er ihnen etwas vorspielen, hatte er versprochen. Bald.

Die Loge war voller Werkzeug und Sägespänen. Dicke Abdeckplanen lagen über Tische und Stühle gebreitet. Etwas früher am Tag hatte er bereits seinen Schuhkarton hier abgestellt, damit er später von der Polizei gefunden werden konnte. Jetzt legte er seinen Koffer auf einen Tisch und klappte den Deckel auf. Die M107 lag zerlegt in der Filzverkleidung. Er hatte sie erst letzte Nacht gereinigt.

Innerhalb von zwanzig Sekunden hatte er sie zusammengebaut. Jedes Teil gab ein beruhigendes Klicken von sich, als es einrastete. Er nahm das Gewehr hoch und öffnete das 10-Schuss-Magazin. Noch eine letzte Kontrolle, bevor ...

Galileo runzelte die Stirn, schüttelte das Gewehr, dann griff er in eine versteckte Seitentasche des Koffers, wo er seine Munition aufbewahrte ... aber die war auch leer. Was zum Henker ...?

Die Tür der Loge flog auf, und sechs FBI-Agenten mit kugelsicheren Westen stürmten in den Raum. Jeder von ihnen hatte eine Pistole in der Hand und zielte direkt auf Galileos rasch schlagendes Herz. Anders als seine M107 waren ihre Waffen geladen.

Der siebte FBI-Agent spazierte herein. Galileo kannte den pummeligen Mann aus der Datenbank des FBIs, die er stibitzt hatte. Es handelte sich um Norm Petrosky, und er kaute auf schätzungsweise zehn Kaugummis herum.

„Tja, wir hätten Sie schon vor ein paar Stunden schnappen können“, sagte Norm ruhig, „aber wir wollten warten, bis Sie sich in einem sicheren Raum befinden. Sie wissen schon, wo Sie nicht abhauen

können.“

Während Norm sprach, stieß einer der Agenten Galileo zu Boden, entdeckte die Beretta am Fußknöchel und nahm sie ihm ab. Galileo wehrte sich nicht, er zuckte nicht zusammen und schaute nicht einmal böse. Er starrte nur Norm an, der ein paar Schritte auf ihn zukam.

„Wissen Sie, was euch Typen letztlich immer zum Verhängnis wird? Dass ihr Gewohnheitsmenschen seid. Was wirklich besonders dämlich ist, uns aber die Arbeit erheblich erleichtert. Wir wussten, dass Sie sich gern als Putzkraft ausgeben, und kannten Ihr nächstes Ziel. Wir waren schon hier, bevor Sie zum ersten Mal auftauchten.“

Norm zwinkerte ihm zu, dann winkte er die anderen Agenten heran. Handschellen wurden gezückt und klickten ähnlich wie kurz zuvor das Gewehr beim Zusammenbauen. Ein Paar Handschellen für die Handgelenke, ein Paar für die Fußknöchel, dann wurden sie durch ein drittes Schloss miteinander verbunden.

Sie warteten bis zur zweiten Spielrunde, bevor sie Galileo abführten.

Noch immer waren Menschen in den Gängen, doch die meisten saßen auf ihren Plätzen und waren noch nicht bereit für ein zweites Bier.

Trotzdem verdrehten sie die Köpfe, als das FBI ihren Gefangenen an den Fressbuden und den Souvenirs vorbei zum Ausgang brachte.

Der Bus stand auf dem Parkplatz bereit. Davor warteten Anna und Hector Jackson (nicht verwandt) mit verschränkten Armen und von einem Ohr zum anderen grinsend. Auch Daryl Hewes war da. Er sah allerdings nicht ganz so fröhlich aus. Er war einfach nur erleichtert.

„Henry, waren Sie schon mal in einem Hochsicherheitsgefängnis? Das haben Sie sich wirklich verdient. In zwei Stunden werden wir Sie in eines unserer besten Gefängnisse des Landes bringen. Während Sie auf Ihre Anhörung warten, werden Sie einen fantastischen Blick auf, nun, auf nichts haben, denn in Ihrem Zimmer wird es kein Fenster geben. Oh, da fällt mir ein, Sie haben das Recht, zu schweigen.“

Norm schob Galileo in den hinteren Teil des Busses und setzte sich dann mit Anna Jackson auf den Vordersitz. Hector und Daryl gesellten sich zu Galileo. Galileo saß auf einer Bank, die FBI-Agenten ihm gegenüber auf der anderen. Während Hector die Ketten an einem Haken im Boden befestigte, knallte Daryl die Tür zu.

Nach einer Stunde Fahrt stellte Daryl schließlich die Frage.

„Warum haben Sie Esme Stuart nicht umgebracht?“

Galileo sah von seinen Ketten auf. Hector starrte ihn an.

„Sie haben eine Freundin von mir ermordet. Ihr Name war Darcy Parr. Sie haben Dutzende unschuldige Menschen umgebracht. Aber Sie haben Esme leben lassen. Wieso?“

Obwohl das Radio an war, hörte in diesem Moment niemand der Baseballübertragung zu. Norm, der vorn saß, verdrehte den Kopf, um die Antwort besser mitzubekommen.

„Ich bin nicht losgezogen, um irgendjemanden umzubringen“, antwortete Galileo.

„Das beantwortet meine Frage nicht.“

„Das alles hätte verhindert werden können.“

„Warum haben Sie sie leben lassen?“

„Wäre es Ihnen lieber, ich hätte sie umgebracht?“

Ohne Vorwarnung sprang Daryl auf und legte die linke Hand um Galileos Hals.

„Wäre es Ihnen lieber, wenn ich Sie umbringe?“, knurrte Daryl. „Hm? Würde Ihnen das gefallen?“

Sie waren nur Zentimeter voneinander entfernt, und selbst mit Handschellen hätte Galileo ihm die Waffe abnehmen können. Er tat es nicht.

Hector ignorierte das Geschehen so lange, bis er es sich nach einem Blick von Norm anders überlegte. Er trennte die beiden Männer. Galileo rang nach Luft. Sein Hals wies blasse Abdrücke auf, wo Daryl die Daumen in seine Haut gegraben hatte.

„Daryl“, grunzte Norm. „Entschuldigen Sie sich bei dem Psychopathen.“ Daryl blickte finster. „Tut mir leid.“

„Mir auch“, sagte Galileo sanft. „Ich habe das, was ich sagte, wirklich so gemeint. Ich wollte nicht, dass das alles geschieht, deswegen habe ich Esme leben lassen. Sie sollte mich aufhalten; ich musste aufgehalten werden. Ich wusste schließlich, dass Gott sich nicht einmischen würde. Sie haben Esme geholt. Sie sollte Ihre Expertin sein, deswegen habe ich sie dazu ausgewählt, mich zu stoppen. Sie hat versagt.“

Das war der Moment, als Tom aus Long Island anrief und Norm ihm von Galileos Verhaftung erzählte. Kurz darauf überquerten sie die Grenze zwischen Missouri und Kansas. Sie waren nun noch neunzig Minuten

von ihrem Ziel entfernt.

Nach dem siebten Innig führten die Oakland Athletics fünf zu zwei, und Anna Jackson stellte einen Nachrichtensender ein. Wie nicht anders zu erwarten wurde über Gouverneur Kellermans Rede auf Long Island diskutiert.

„... und er hätte keinen besseren Ort wählen können, um seine Botschaft loszuwerden, inmitten seiner größten Fans, wo er sozusagen vor seiner eigenen Gemeinde predigte, was jetzt natürlich keine sehr zutreffende Metapher mehr ist, oder, Charlie?“

„Sie sagen es, Mitch! Am besten hören wir uns noch mal einige Auszüge aus seiner Rede an.“

Daryl hing seinen Gedanken über Darcy Parr nach und was hätte sein können. Galileo jedoch erwachte aus seiner Starre. Die Muskeln an seinem Hals und unter seinem gelben Poloshirt strafften sich. „Vor seiner eigenen Gemeinde predigen“ war jetzt keine zutreffende Metapher mehr? War es möglich, dass der Gouverneur nach all dieser Zeit doch noch mit der Sprache herausgerückt war? War es möglich, dass all diese Morde doch nicht umsonst gewesen waren?

Während er den Auszügen aus der Rede lauschte, fühlte Galileo, wie sich Wärme in seiner Brust ausbreitete und seine Muskeln, Sehnen und Knochen durchdrang. Er fühlte sich wie ein Kind an Weihnachten, weil alles, was er sich jemals gewünscht hatte, unter dem Christbaum lag ... „... Kirchen und Synagogen sind unschätzbar wichtig, und ich hege den höchsten Respekt für unsere großen Religionen. Wie Sie wissen, ist meine Frau katholisch. Sind wir manchmal unterschiedlicher Meinung? Ja, das sind wir. Aber Meinungsverschiedenheiten sind gesund. In einer Demokratie ist es unsere feierliche Pflicht, unterschiedlicher Meinung zu sein.“

Die Wärme in ihm gefror, wurde zu Eis, zerrte und riss. Seine Finger krampften sich zusammen wie verfaulte Früchte. Er hegte den höchsten Respekt für unsere großen Religionen? Was sollte das? Wie konnte ein wahrer Atheist irgendetwas anderes als Abscheu für die Menschen empfinden, die ihr ganzes Leben der Anbetung eines übernatürlichen Wesens widmeten? „Große Religionen“ war ein Widerspruch in sich. Religionen schufen Abhängigkeiten, förderten infantiles Denken und eine Wir-gegen-die-anderen-Mentalität. Und da stellte sich dieser Mann

hin, obwohl er es besser wusste, und schmeichelte diesen gefährlichen, wahnsinnigen Kretins ...

Nein. Das reichte nicht.

Hector blätterte eine Seite in seinem Magazin um. Daryl jedoch bemerkte den angewiderten Ausdruck auf Galileos Gesicht.

„Wissen Sie, wie man sich selbst die Daumen ausrenkt?“, fragte Galileo freundlich.

„Wie?“

Galileo stieß die Daumen gegen die harten Knorpel seiner Kniescheibe. Die Finger machten leise ploppende Geräusche, als sie sich von den Gelenken lösten. Bevor Daryl reagieren konnte, quetschte Galileo seine jetzt gummiartigen Hände durch die Handschellen und warf sich nach vorn. Mit der linken Hand griff er nach Daryls Glock, mit der rechten nach der von Hector, und zog sie genauso problemlos aus den Holstern wie kurz zuvor seine Hände aus den Handschellen. Er drückte die Waffen gleichzeitig gegen die Stirn der beiden Männer. Die Schüsse kamen ebenfalls gleichzeitig. Aus ihren Hinterköpfen spritzte amöbenartig rötlich-graue Hirnmasse an die Buswand.

Vier Sekunden waren vergangen, seit er seine Daumen ausgerenkt hatte. Norm Petrosky hatte kaum genug Zeit, nach seiner Waffe zu greifen, als Galileo herumwirbelte – so geschickt, wie die Ketten es zuließen – und zwei Kugeln abfeuerte – eine in Norms Kopf und eine in Annas. Der Bus hätte sich überschlagen können, doch Annas tote Zehen rutschten vom Gas, woraufhin das Fahrzeug ausrollte und zum Stehen kam. Umso besser. Denn Galileo hatte einiges zu erledigen. Und mit einigen Leuten zu reden.

Tom und Esme waren allein im Arbeitszimmer. Rafe hatte sich auf die Suche nach Gouverneur Kellerman gemacht, als ob sie alte Freunde wären. Er sagte, er schulde ihm eine Entschuldigung. Esme widersprach ihm nicht.

„So“, brummte Tom.

Esme nickte.

„Wie geht es Sophie?“

„Gut.“

Tom nickte.

„Tut mir leid“, sagte sie schnell, „mit deinem Motorrad. Ich werde

versuchen, es dir zurückzugeben.“

„Ist schon okay. Ich hab es sowieso immer für selbstverständlich genommen. Erst seit ich es nicht mehr habe, weiß ich, wie wichtig es mir war.“

Esme hob eine Augenbraue. „Du trägst ein bisschen dick auf, Tom.“

„Das ist so ein Abend.“

„Also, denkst du, Kellerman wird sauer sein, weil er die Rede umsonst gehalten hat?“

Tom lachte, Esme auch.

„Und dann“, überlegte sie laut, „erwischen sie ihn ausgerechnet bei einem Baseballspiel.“

„Wusstest du das nicht? Beim Baseball wird sehr viel gefangen.“

„Oh bitte ...“

Ihr Gelächter brach ab. Auch ihr Lächeln verblasste, als ihnen dunklere Gedanken kamen.

„Findest du wirklich, dass ich egoistisch bin?“, fragte Tom.

„Natürlich bist du das“, antwortete Esme. „Und das muss nicht unbedingt schlecht sein.“

„Der Zweck heiligt die Mittel? Aber nur, wenn das Ergebnis entsprechend ist.“

„In manchen Jobs heiligt der Zweck immer die Mittel.“

„Mmmhmm.“ Tom grinste sie wieder an. „Gehört der Job der Hausfrau dazu?“

„Versuch doch mal ein niedliches kleines Mädchen großzuziehen und gleichzeitig einen verwirrten Professor zum Mann zu haben.“

„Nein, danke“, erwiderte Tom. „Ist nichts für mich.“

Esme zuckte die Schultern. „Aber für mich. Ich geh mal Rafe suchen, bevor ... man weiß ja nie.“

„Ich jedenfalls nicht.“ Er brachte sie zur Tür des Arbeitszimmers und sah ihr hinterher, wie sie in der Menschenmenge verschwand.

Er blieb auf der Schwelle stehen, fast ganz und gar zufrieden. Ein

Kellner bot ihm ein Glas Champagner an, aber er lehnte ab. Es war Zeit, zu gehen.

Zumindest war es Zeit, ein Taxi zu rufen (wenn auch sicherlich nicht mit den Überresten seines Handys).

Er suchte im Erdgeschoss nach einem Telefon, konnte aber nicht einmal

einen Anschluss in der Wand entdecken. Wie er so von Raum zu Raum ging, schien die Gästeschar immer größer und lauter zu werden, und ein verständliches Gefühl von Klaustrophobie kroch in seine Nervenbahnen. Nach und nach gelangte er zur Eingangstür.

Sein Kumpel, der glatzköpfige Gorilla, der sein Handy auf dem Gewissen hatte, war noch immer dort stationiert und hob die Augenbrauen.

„Hallo“, meinte Tom.

„Tut mir leid wegen vorhin“, entgegnete der Gorilla. „Ich mach hier nur meinen Job.“

„Ich auch.“

Tom stapfte zum Parkplatz. Einer der Parkwächter dort musste doch wohl eine Telefon haben, mit dem er ...“

„Hey!“, rief der Gorilla. „Ist Ihr Name Tom Piper?“

Tom blieb stehen und drehte sich um.

„Ja ...“

Der Gorilla zeigte auf seinen Ohrstöpsel. „Der Gouverneur sucht Sie.“

Und so dauerte es nicht lange, bis Tom wieder im Arbeitszimmer war.

Bob Kellerman erwartet ihn, genauso wie seine Pressesprecherin Kathryn Hightower. Sie war in den letzten beiden Stunden um Jahre gealtert. Bob hingegen war guter Laune.

„Ich wollte mich bei Ihnen bedanken, Special Agent Piper. Dafür, dass Sie heute Abend gekommen sind. Und ich wollte mich für das Fehlverhalten meiner Mitarbeiter entschuldigen. Außerdem möchte ich Ihnen hier und jetzt sagen, dass Sie von mir jegliche Unterstützung bekommen, um den Mann zu finden, der all diese unschuldigen Menschen ermordet hat. Ich hoffe, dass meine Rede ihn dazu bringt, aufzuhören. Ich habe mein ganzes politisches Kapital für Sie eingesetzt.“

„Mmmhmm.“ Tom hustete in seine Faust. „Nun, Sir, was das betrifft ...“ Plötzlich stieß Bob ein bellendes Lachen aus.

Tom war verwirrt.

Dann war er es nicht mehr.

„Sie haben gehört, dass wir ihn geschnappt haben?“

„Vor ungefähr zwei Minuten. Kommt überall in den Nachrichten.“ Bob grinste. „Entschuldigung, ich konnte einfach nicht anders. Ich war in der letzten halben Stunde vollkommen high. Diese Rede wollte ich schon

mein ganzes Leben halten, Tom. Darf ich Sie Tom nennen?“

Bob bot ihm eine golden eingefasste Zigarre an. Zuerst schüttelte Tom den Kopf, doch der charismatische Blick des Gouverneurs ließ ihn seine Meinung ändern. Wie hätte irgendjemand da Nein sagen können?

Kathryn entschuldigte sich, sie müsse telefonieren, und die Männer lehnten sich zurück, um die erstklassige Zigarre zu genießen.

„Ich kann Paul nicht rausschmeißen“, sagte Bob. „Er hätte es verdient, aber nach der Rede, die ich gerade gehalten habe, würde jede Veränderung in meinem Wahlkampfteam als ein Zeichen der Schwäche ausgelegt werden. Also, wenn Sie ihn wegen Behinderung der Ermittlungen dranbekommen, bitte sehr. Ich stehe Ihnen nicht im Weg. Aber ich möchte Sie wissen lassen, wo ich stehe. Integrität ist mir sehr wichtig, Tom.“

„Mir auch, Sir.“

Bob stieß graue Luft aus. „Was machen Sie morgen, Tom?“

„Nun ...“

„Paul hat Ihnen von meinem Plan berichtet, die Nachrichtendienste gründlich zu überholen. Mit dem FBI und der CIA und der NSA und so weiter bewegt sich ständig die eine Agentur im Zuständigkeitsbereich der anderen, in Washington haben wir eine einzige Buchstabensuppe, und ich möchte alles Überflüssige loswerden. Wie wäre es, wenn wir uns morgen früh treffen und Sie mich vom Gegenteil überzeugen? Auf meinem Weg nach New York ist noch ein Zwischenstopp vorgesehen. Ganz kleine Veranstaltung. Und ich verspreche, dass ich unvoreingenommen sein werde. Was sagen Sie?“

Was konnte man da schon sagen? Tom sagte Ja.

26. KAPITEL

Der Zwischenstopp auf dem Weg nach New York fand in einem zweistöckigen Waffenladen namens Nassau Firearms statt, der sich einige Meilen außerhalb von Port Washington befand. Der Laden gehörte Will Clay, 62 Jahre alt. Will Clay war kein Unterstützer des Gouverneurs, er war nicht einmal Parteimitglied. Anscheinend wollte Kellerman mit seinem Besuch demonstrieren, dass er für alle Amerikaner da war, doch in Wahrheit ...

„Ich liebe Waffen einfach“, grinste er, als sie die Treppe zum zweiten Stock hinaufgingen. Dort stellte Will Clay die neuesten Schusswaffen aus. Wie es hieß, handelte es sich um die größte Angebotspalette auf Long Island. Eine echte Attraktion und der wahre Grund, warum Kellerman darauf bestanden hatte, auf seinem Weg nach New York hier haltzumachen.

Am Ende der Treppe erwartete sie eine gepolsterte Tür. Tom benutzte den Schlüssel, den der Gouverneur sich hatte geben lassen, um sie zu öffnen, und gemeinsam schlenderten sie in den riesigen schalldichten Raum. Zielscheiben – das Bild eines Rehs oder Elchs oder Büffels bis hin zu verschiedenen menschlichen Umrissen – konnten bis in neunzig Meter Entfernung geschoben werden. Bob hatte sich zwei klassische Smith & Wessons geborgt.

Während sie ihre Ziele auswählten und die Ohrenschützer aufsetzten, erklärte Bob: „Ich bin mit Waffen aufgewachsen. Im Winter sind wir immer nach Kanada gefahren, um Virginiahirsche zu schießen. Wir haben uns eine Hütte mit unseren Verwandten geteilt, die drüben in Windsor wohnten. Die hatten eine Tochter in meinem Alter. Ihr Name war Margaret. So habe ich gelernt, wie wichtig ein gesundes Konkurrenzgefühl sein kann. Was letztlich das Thema unseres heutigen Gesprächs ist, nicht wahr, Tom? Das ungesunde, geradezu kindische Konkurrenzdenken zwischen den Geheimdiensten unseres Landes.“ Bob lud seine Pistole. Lieber hätte er mit einem Gewehr geschossen, einer Browning A-Bolt beispielsweise, doch Gewehre waren in Hallenschießplätzen strikt verboten. *C'est la guerre.*

„Wie Sie sagten, kann Konkurrenz manchmal gesund sein“, entgegnete

Tom, während er ebenfalls die Pistole lud. „Sie treibt einen zu Höherem an.“

„Oder dazu, dem Konkurrenten zu schaden.“

Sie befestigten ihre Reh-Ziele und schickten sie mit einem Knopfdruck neunzig Meter nach hinten. Die hintere Wand der Schießhalle, obwohl aus festem Beton, war von jahrelang danebengegangenen Schüssen durchlöchert.

Tom hatte nicht vor, danebenzuschießen. Auch hatte er nicht vor, als Sieger aus der Diskussion mit Kellerman hervorzugehen. Tatsächlich musste er dem Gouverneur überwiegend zustimmen. Die Nachrichtendienste des Landes waren tatsächlich eine riesengroße bürokratische Katastrophe. Es gab ganz einfach zu viele Köche, die den Brei verdarben.

Nachdem Tom am Abend zuvor vom Gouverneur eingeladen worden war, hatte er sich auf die Suche nach Esme und Rafe gemacht, doch die beiden waren nirgends zu sehen gewesen. Schließlich fand er doch noch einen Telefonapparat, rief sich ein Taxi und ließ sich vor seinem Hotel absetzen.

Um diese Zeit ungefähr hatte man den Bus gefunden, weit hinter der Grenze zwischen Missouri und Kansas. Das FBI meldete sich bei Assistant Director Trumbull, der sofort eine Nachrichtensperre verfügte. Die Medien gingen nach wie vor davon aus, dass Henry Booth wie geplant nach Leavenworth gebracht worden war.

Assistant Director Trumbull wählte daraufhin Toms Handynummer, um ihm die schlechten Nachrichten über sein Team und Galileos Flucht mitzuteilen, doch die Mailbox schaltete sich ein. Er versuchte es an diesem Abend noch mehrere Male, konnte ihn aber nicht erreichen. Kaputte Handys klingelten eben nicht.

Als Tom aufwachte, ging er unter die Dusche, sah sich amüsiert eine Psychologin an, die ihre Erkenntnisse über den geschnappten Serienmörder an die Reporter von „Fox News“ weitergab, und lief um neun Uhr hinunter, um in die Stretchlimousine einzusteigen, mit der sie zu Nassau Firearms fuhren.

Alles in allem hatte sein Leben eine seltsame Wendung genommen. Er nahm sich vor, sofort ein neues Handy zu kaufen, wenn er wieder in New York war. Auch sein heiß geliebtes Motorrad musste ersetzt

werden, aber das konnte warten, bis er wieder in Washington war. Zuerst aber würde er etwas Zeit allein mit dem Gouverneur von Ohio verbringen ...

Der sich als ein exzellenter Schütze herausstellte. Die Zielscheiben waren in verschiedene Felder eingeteilt. Fünf seiner sechs Schüsse landeten in dem obersten Kreis, und mit dem sechsten hätte er fast einen Volltreffer gelandet, womit er insgesamt einundneunzig von hundert Punkten erreichte.

Tom schaffte dreiundsechzig. Er konnte seinen Schießlehrer geradezu höhnisch lachen hören.

„Ich sag Ihnen was.“ Bob zwinkerte ihm zu. „Der erste, der fünfhundert Punkte hat, wird Präsident der Vereinigten Staaten.“

Unten im Erdgeschoss warteten Bobs Sicherheitsleute. Auch Kathryn Hightower und Paul Ridgely waren auf Kellermans Geheiß noch hier und nicht mit dem Rest der Mannschaft nach New York gefahren.

Der Gouverneur hatte mit beiden noch ein Wörtchen zu reden.

Kellerman war gegen zehn Uhr in dem Laden angekommen, wo er von Will Clay begrüßt worden war, außerdem von Wills sechzehn Verwandten, die in der Gegend wohnten, jedem einzelnen Stammkunden (der noch lebte) und verschiedenen Bürgern, die noch nie zuvor einen Fuß in einen Waffenladen gesetzt hatten, schon gar nicht in den größten der Gegend, die aber einen berühmten Mann treffen wollten. Speziell gegen Letztere hatte Will Clay überhaupt nichts einzuwenden, denn die würden am ehesten irgendetwas Nutzloses und Teures kaufen, nur um vor Bob Kellermann anzugeben. Um elf Uhr jedoch war Bob mit diesem FBI-Agenten nach oben gegangen, worauf die Menschenmenge sich auflöste. Nur seine neunundsechzigjährige Ehefrau war noch da, die im hinteren Bereich die Kasseneinnahmen ausrechnete. Auf Bitten der fünf Bodyguards war Nassau Firearms nun offiziell geschlossen, was Will Clay in Ordnung fand. Sie hatten in einer Stunde so viel verdient wie sonst in einem Monat.

Kathryn und Paul standen in einer Ecke.

„Du hättest dasselbe getan“, zischte er ihr zu.

Sie führten diese Diskussion nun bereits seit einer Stunde.

„Derart wichtige Informationen zurückgehalten? Nein, Paul, das hätte ich nicht.“

Die Bodyguards waren an verschiedenen Stellen postiert, eine von ihnen vor dem Eingang. Es handelte sich um eine ehemalige Marinesoldatin namens Lisa Penny. Die beiden Chauffeure hatten versucht, mit ihr zu flirten, worauf sie lediglich mit dem Heben einer Augenbraue und einem Kopfschütteln reagiert hatte. Ihre Aufgabe war es, den Eingang zu bewachen. Sie war die vorderste Verteidigungslinie des Gouverneurs, und sie nahm ihren Job sehr ernst. Als ein orangefarbener Chevy Pick-up auf den Parkplatz fuhr und ein hellhaariger Mann mit Sonnenbrille ausstieg, war Lisa bereit.

„Hallo“, sagte er. Er hatte einen etwas ländlichen Akzent. Er trug das schwarze T-Shirt über der Hose. „Ich will Munition kaufen.“ Er deutete mit dem Kinn auf die beiden Stretchlimousinen. „Ist heute ein Filmstar in der Stadt oder so was?“

„Tut mir leid, aber der Laden ist bis 13 Uhr geschlossen.“ Lisa versuchte seinen Blick aufzufangen, doch er sah alles um sich herum an, nur nicht sie. „Wenn Sie möchten, kann ich Ihnen eine Liste von ähnlichen Läden in dieser Gegend geben.“

„Bis 13 Uhr geschlossen? Lady, das hier ist Amerika! Da kann man sich nicht einfach aussuchen, wann man verkauft und wann nicht, nur weil irgendein hohes Tier sein Jagdgewehr reparieren lassen will. Als Nächstes sagen Sie mir noch, welchen Trinkbrunnen ich benutzen darf.“ Er wedelte mit seinem Finger vor ihrem Gesicht herum.

„Sir, wenn Sie bitte ...“

„Nein, werde ich nicht.“ Er wedelte wieder. „Ich kenne meine Rechte.“ Und wieder. „Ich bin hier, um Munition zu kaufen, und das werde ich verdammt noch mal auch tun.“ Und wieder.

Sie starrte auf seinen Zeigefinger. Es wäre ein Leichtes gewesen, ihn an drei Stellen zu brechen. Sie könnte behaupten, er wäre gestolpert und hingefallen. Zeugen gab es keine. Die Chauffeure waren die Straße hinunter in einen Imbiss gegangen.

Doch da kam ein weiteres Auto auf sie zu, diesmal ein weißer Sedan, sie hatte die Gelegenheit verpasst. Ein Mann stieg aus dem Sedan aus, er trug ein Polohemd und Kakihsen.

„Hoffe, Sie wollen hier nichts kaufen, Kumpel“, rief der Fingerfanatiker. Der Mann in den Kakihsen kam näher. Er sah erschöpft, aber freundlich aus.

„Tut mir leid, Sir, der Laden ist geschlossen“, sagte Lisa.

Doch er lächelte einfach weiter.

Als vierte Zielscheibe wählten Bob und Tom menschliche Umriss. Hier konnte man – naturgemäß – in der Mitte der Stirn und in der linken Brust einen Volltreffer landen. Sie drückten den Knopf und sahen zu, wie die Pappmännchen neunzig Meter nach hinten glitten.

Bob führte mit 292 zu 201.

„Wollten Sie immer schon Präsident werden?“, erkundigte sich Tom wie nebenbei. Langsam begann er den Mann wirklich zu mögen. Bei Schießübungen derart abgezogen zu werden hatte wohl so einen Effekt auf ihn.

„Ich wollte immer Feuerwehrmann werden“, antwortete Bob und lud nach.

„Das sind Sie doch, oder?“

„Ich war zwölf Jahre bei der freiwilligen Feuerwehr, aber als Gouverneur wurde mir nahegelegt, alle ‚riskanten Aktivitäten‘ einzustellen.“

„Fehlt es Ihnen?“

Bob schwieg ziemlich lange, dann sagte er: „Jeden Tag, Tom.“

Sie feuerten ihre Schüsse auf die Pappfiguren ab, die bei jedem Treffer harmlos flatterten. Tom konnte durch seine leicht beschlagene Brille sehen, dass er sich bei menschlichen Umrissen viel leichter tat als bei dem Reh. Er hatte respektable 88 Punkte erreicht. Bob hingegen nur 75, außerdem hatte er ausschließlich auf das Herz und nicht ein einziges Mal auf den Kopf gezielt. Das hatte sicher eine tiefere Bedeutung, aber Tom dachte nicht weiter darüber nach.

„Wie steht’s mit Ihnen, Tom? Gibt es überhaupt etwas, das ein Mann des Gesetzes wie Sie bedauert?“

„Mmmhmm.“

Sie ersetzten ihre Pappziele durch ein unverletztes Zwillingsspaar.

„Verraten Sie mir, was?“, hakte Bob nach.

Tom warf ihm ein ironisches Grinsen zu. „Nope.“

„Okay.“ Die neuen Ziele begannen ihre Neunzigmeterreise. „Für diese Antwort werde ich Ihnen in dieser Runde so richtig Feuer unterm Hintern machen.“

Sie hoben ihre Smith & Wessons fast gleichzeitig und ballerten los.

„Um die Wahrheit zu sagen, interessiere ich mich nicht für Waffen. Ich bin nur hergekommen, um Gouverneur Kellerman zu sehen.“ Die Sonne schien in seine Augen, er kniff sie zusammen, was sein fröhliches Grinsen noch breiter machte. „Ich habe auf seiner Website gelesen, dass er heute hier ist. Schätze, ich bin zu spät dran, hm?“

Lisa lächelte den Mann in der Kakihose an. „Tut mir leid.“

Sie waren ungefähr gleich groß, zwei attraktive, durchtrainierte Menschen, die einen Moment miteinander teilten.

Er wollte gehen, zögerte dann aber. „Sagen Sie mal, dürfen Präsidentschaftskandidaten Bargeldspenden annehmen? Es würde mir wirklich viel bedeuten, wenn ich den Gouverneur unterstützen könnte, wissen Sie? Ich bin zwar kein wohlhabender Mann, aber wenn es um einen guten Zweck geht, helfe ich gern. Sie müssen ihm nicht sagen, wer ich bin. Es ist sogar besser, wenn er es nicht weiß. Er soll einfach nur erfahren, dass es da einen Amerikaner gibt, der glaubt, dass er seine Arbeit gut macht.“

„Gut?“ Der Mann aus dem orangefarbenen Chevy verdrehte die Augen.

„Seinetwegen muss in einem ‚freien Land‘ ein seriöses Geschäft schließen, damit er seinen Spaß haben kann.“

„Es handelt sich um Sicherheitsmaßnahmen, Sir“, sagte Lisa knapp.

„Vielleicht sollten Sie besser gehen. Wie man hört, ist die örtliche Polizei sehr streng, wenn es um Hausfriedensbruch geht.“

Der müde Mann in der Kakihose ignorierte die Zankerei, griff in seine Tasche und zog eine pralle, abgegriffene Kalbsledergeldbörse heraus.

„Wie viel sollte ich ihm geben?“, fragte er. „Was ist der richtige Betrag? Hundert Dollar?“

Er nahm einen alten Hundertdollarschein aus der Geldbörse – der aus seiner Hand glitt und vor Lisas Füßen auf die grasbedeckte Erde fiel.

„Tolles Koordinationsgefühl, Kumpel“, witzelte das Arschloch hinter ihm.

Lisa ging in die Hocke, um den Hundertdollarschein für ihn aufzuheben, und der Mann in der Kakihose hieb die Geldbörse mit voller Wucht auf ihren Kopf. Die Geldbörse war so prall, weil sie mit Münzen gefüllt war, und als sie den Kopf traf, flogen einige davon heraus und auf den Boden. Lisas Blut topfte darauf.

Noch in der Hocke sah sie verwirrt zu ihm auf, sogar ein bisschen

traurig, und er schlug ihr mit der Geldbörse ins Gesicht. Es brauchte zwei weitere Hiebe, bis sie das Bewusstsein verlor, und drei weitere, bis ihr Schädel brach.

Dann blickte Galileo hinüber zu dem anderen Kerl, dem Kerl mit dem Hut, der Kerl, der Lisa so auf die Nerven gegangen war.

Ihn zu erledigen war viel leichter.

Galileo war nicht gerade ein Freund solcher Guerillataktiken. Sie waren blutig und fast schon barbarisch, aber natürlich hatte er im Flugzeug keine Waffe mitnehmen können, deswegen musste diese Methode diesmal genügen. Außerdem machte sie wenig Lärm, die Bodyguards im Laden hatten nichts mitbekommen, noch nichts. Über die Fahrer der Lincolns brauchte er sich auch keine Sorgen zu machen, die waren die Straße runter in ein Restaurant gegangen. Er hatte extra gewartet, bis sie verschwunden waren, bevor er seinen Mietwagen parkte.

Er schob Lisa Pennys Arm von ihrem Schulterholster. Es war eine Heckler & Koch USP, eine gute Waffe: ausgewogen, großer Abzugshebel, Gummigriff, kleiner Rückstoß. Zwar hätte er lieber seine M107 gehabt, aber es gab eine Menge Dinge, die er lieber gehabt hätte. Innerhalb kürzester Zeit hatte er die Leichen im Kofferraum seines Wagens verstaut. Ihre Augen starrten zu ihm herauf, aber nicht vorwurfsvoll. Um genau zu sein, lag überhaupt kein Ausdruck in ihnen. Das waren nur irgendwelche Fleischstücke.

Er zupfte an Lisa Pennys weißem Ohrstöpsel, verfolgte das Kabel zurück bis zum Netzteil, das in ihrer hinteren Tasche steckte, dann ein zweites Kabel bis zu dem kleinen Mikrofon, das an ihrem linken Handgelenk befestigt war. Galileo steckte sich den Stöpsel ins Ohr und lauschte ein paar Minuten, in der Hoffnung, dass die Bodyguards die Frequenz offen gelassen hatten und vor sich hin plauderten. Auf diese Weise hätte er herausfinden können, wie viele Bodyguards es gab – doch er hörte nur Stille.

Egal. Er würde sie schon zum Reden bringen. Er stellte das Mikrofon ein und rieb es gegen sein Hosenbein. Das Wischgeräusch hallte durch das Ohrstück, es klang fast wie das Krachen einer riesigen Meereswelle, und dann kam eine Stimme.

„Lisa? Bist du das? Over.“

Galileo beantwortete die Frage mit einem weiteren Reiben über die

Hose.

„Was zum Teufel ist das?“, fragte ein zweiter Bodyguard. Die Frage kam aus dem Hintergrund, er musste also in der Nähe des ersten Bodyguards sein. Galileo behielt im Hinterkopf, dass mindestens zwei Bodyguards in dem Waffenladen waren.

„Lisa?“ Das kam wieder vom ersten, er war wahrscheinlich der Einsatzleiter. „Antworte mir. Over.“

Fünfzehn Sekunden verstrichen.

Dann: „Ich überprüfe das.“

Galileo spannte die H & K, ließ den Kofferraum offen und wartete auf sein Opfer.

Der Endstand lautete: Bob 502 Punkte, Tom 453 Punkte.

Wie immer Sportsmann, streckte Bob die Hand aus, die Tom mit Freuden schüttelte.

„Wie es aussieht, steht Ihrem FBI eine gründliche Veränderung bevor“, bemerkte Bob.

Tom zuckte mit den Schultern. „Ich weiß nicht, ob ich das schade finden soll.“

Bob lächelte, dann brach er in schallendes Gelächter aus. „Ich hatte schon so eine Ahnung“.

Beide starrten auf die neunzig Meter lange Bahn in dem schalldichten Raum. Nur zwei Männer und ihre Waffen.

„Noch eine Runde?“, bot Tom an.

„Das ist doch keine Frage.“

Sie schickten die Pappmenschen auf ihre Plätze. Jeder von ihnen hatte nur noch fünf Kugeln übrig, somit würde es eine kurze Runde werden, aber etwas Spaß war immer noch besser als gar kein Spaß.

Bob blickte zu Tom. „Fertig?“

Sie setzten die Kopfhörer auf und nahmen ihre Ziele ins Visier. Die Füße auseinander, die Hüften gebeugt, die dominante Hand nach vorn gestreckt. Um mit einer Handfeuerwaffe zu schießen, musste man eine Art Dreieck bilden. Diese beiden Männer wussten, was sie taten.

Bob, der näher an der Tür stand, glaubte zwischen den ersten beiden Schüssen einen Windhauch zu spüren, ignorierte ihn aber. Der Raum war wegen des Ausstoßes der Waffen natürlich klimatisiert, es gab aber keine Fenster und keine Risse in den Wänden. Die Vorstellung, dass es hier

ziehen könnte, war absurd – und störend. Bob hatte vor, die beste Punktzahl zu erreichen, und sein erster Schuss hatte mitten ins Schwarze getroffen. Wenn seine Cousine Margaret das nur gesehen hätte! Er feuerte zwei weitere Schüsse ab. Eine Kugel drang sogar durch das Loch der vorigen! Er fühlte sich wie Robin Hood. Sollte die voreingenommene liberale Basis der Demokraten seine Waffenliebe doch verurteilen! Er würde verdammt noch mal die höchste Punktzahl erzielen. Er stand kurz davor. Und deswegen hob er den Lauf etwas und zielte nicht etwa auf die Brust, was leichter gewesen wäre, sondern auf den Kopf. Weil mein Wahlkampfprogramm das Herz und das Hirn der Amerikaner erreichen wird, sinnierte er. Bei diesem albernem Gedanken musste er grinsen. Er drückte ab und spürte, wie etwas Heißes seinen Hinterkopf berührte. Er runzelte die Stirn, und dann zerriss die Kugel aus der H & K seinen Schädel, und Bob war tot.

Tom sah ungefähr eine halbe Sekunde vorher aus den Augenwinkeln, wie Galileo sich näherte. Er schwang herum und richtete seine Smith & Wesson auf den blonden Mann. Galileo sah zu ihm hinüber, er schien verwirrt. Was hatte denn Tom Piper hier zu suchen?

Diese kurze Verwirrung war alles, was Tom brauchte. Er übergang den obligatorischen „Hände hoch“-Befehl und feuerte sofort los, zwei Schüsse in die Brust des Mörders.

Klick, klick.

Seine Smith & Wesson war leer.

Er hatte seine letzte Kugel auf die Pappfigur geschossen.

Scheiße.

Galileo hob seine Pistole. Tom warf sich nach vorn und riss den Mann auf den weichen Boden. Erster Schritt: entwaffnen. Tom schlug Galileo die Waffe aus der Hand. Sie flog davon. Galileo zielte mit dem linken Knie auf Toms Unterleib, aber der FBI-Mann war trainiert und benutzte jetzt sein eigenes Knie, um Galileo auf den Boden zu pressen. Zweiter Schritt: außer Gefecht setzen. Ein Amateur hätte jetzt vielleicht mit den Fäusten auf ihn eingepöbeln, aber auf diese Weise zog man sich im besten Fall blutige Fingerknöchel zu und im schlimmsten eine gebrochene Hand. Stattdessen drückte er den rechten Ellbogen in Galileos Luftröhre und wartete darauf, dass der Dreckskerl ohnmächtig

wurde.

In der Zwischenzeit erhaschte er einen Blick auf Bob Kellermans Leiche, die wenige Meter von ihm entfernt zusammengekrümmt auf dem Boden lag. Sein Herz zog sich zusammen. Schnell richtete er die Aufmerksamkeit wieder auf Galileo. Auf den Mann, der Darcy Parr ermordet hatte, der zahllose Männer und Frauen und sogar Kinder abgeschlachtet hatte, der ...

Moment. Was zum Henker hatte Galileo hier überhaupt zu suchen? Sollte er nicht hinter Gittern sein? In diesem Augenblick wusste er es. Er wusste, dass Norm und Daryl und alle anderen tot waren. Er wusste, dass man wahrscheinlich versucht hatte, ihn auf seinem Handy anzurufen. Er presste den Ellbogen noch fester auf Galileos Luftröhre. Falls sie zersprang und der Scheißkerl erstickte, nun, so was passierte nun mal. Tom verwandelte seine Trauer und Wut in Gewalt. Er konnte hören, wie Galileo nach Luft rang, aber es war ihm egal. Jemand musste ihn endlich zur Strecke bringen. Und er war so versessen darauf, genau das zu tun, dass er die schwere Geldbörse in Galileos Hand erst bemerkte, als sie gegen seine linke Schulter geschmettert wurde. Seine kaputte Schulter. Die Schulter, in die ihm im Februar in Amarillo geschossen worden war. Sie war wieder einigermaßen in Ordnung, sicher, aber immer noch schmerzanfällig, und als Galileo mit der ganzen Kraft eines verzweifelten Mannes zuschlug, jagte der Schmerz durch seinen Körper wie Klangwellen von einer Stimmgabel. Er zuckte zusammen – und Galileo befreite sich aus seinem Griff. Tom versuchte den Fuß des Mannes zu erwischen, aber Galileo war wendig wie ein gejagtes Kaninchen, zu schnell, viel zu schnell. Galileo streckte sich nach seiner Heckler & Koch, und als Tom endlich auf gleicher Höhe mit ihm war, spürte er, wie die Kugeln in seine Brust drangen, und ignorierte das – er hatte hier einen Job zu erledigen, verdammt noch mal! Doch dann wurde die Welt viel zu schnell dunkel und kalt und still.

27. KAPITEL

Nach der Spendengala, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, dass Sophie schlief und Lester mit dem Fernsehprogramm beschäftigt war, zogen sich Esme und Rafe ins Schlafzimmer zurück und vögelten wie die Teenager. Das Bettlaken verknäulte sich. Der Wecker fiel auf den Teppich. Das Kopfende schlug gegen die Wand.

Als Esme am nächsten Morgen aufwachte, lag sie auf dem Boden neben dem Wecker. Rafe lag nicht weit von ihr in den olivfarbenen Bettüberwurf gewickelt. Sie fuhr mit dem Zeigefinger den Umriss seines Gesichts nach. Als sie seine Lippen erreichte, konnte sie seinen Atem an ihrer Fingerspitze spüren.

Sie beugte sich vor und küsste ihn. Seine Lippen schmeckten noch immer nach Dom Pérignon. Sie glitt mit der linken Hand unter den Bettüberwurf und strich über seinen Bauch – da wachte er auf.

„Morgen“, flüsterte sie.

Er lächelte, grinste und runzelte schließlich die Stirn. „Wo ...“

Verdattert richtete er sich auf und sah sich um.

„Wie sind wir auf dem Boden gelandet?“ „Schwerkraft“, lächelte Esme zurück.

„Ah.“ Er langte nach dem Wecker. „Wir haben fünf Minuten.“

Fünf Minuten später wischte Esme sich frischen Schweiß von der Stirn und sah ihrem Mann nach, wie er ins Badezimmer taumelte. Wegen ihrem noch immer schmerzenden Rücken musste sie sich am Bett hochziehen, aber als sie einmal stand, brauchte sie nicht lange, um den rosa Bademantel überzuwerfen und den Tag zu beginnen. Zuerst schaute sie in Sophies Schlafzimmer. Wie zu erwarten, war ihre Tochter bereits wach, lag aber noch im Bett, wo sie mit einigen ihrer Puppen spielte.

„Morgen, Zuckerschnäuzchen!“

„Morgen, Mommy!“

Esme schlüpfte ins Bett ihrer Tochter. Die nächsten zehn Minuten verbrachten sie damit, angemessene Kleidung für Skipper auszusuchen, die ihr erstes Date mit SpongeBob hatte. Sophie selbst trug zu Ehren des Osterfests in der kommenden Woche ihr Bugs-Bunny-Nachthemd. Kurz darauf duftete es süßlich nach Granpa Lesters Pfannkuchen. Sophie

hüpfte aus dem Bett die Treppe hinunter. Esme folgte ihr so schnell, wie es ihr Rücken zuließ, doch als sie in die Küche kam, saß ihre Tochter bereits vor einem dampfenden Teller mit gezuckerten Pfannkuchen.

„Braucht hier jemand Tomatensaft?“, fragte Lester, was seine ach so witzige Art war zu fragen, ob sie einen Kater hatte, doch sie schüttelte nur den Kopf und setzte sich neben ihre pfannkuchenverschlingende Tochter.

„Vergiss nicht, zu atmen!“, empfahl Esme.

Sophie holte tief Luft, dann stürzte sie sich auf den Rest.

Als die gerade den zweiten Pfannkuchen verspeiste, gesellte sich Rafe fix und fertig angezogen zu ihnen. Er trug seine Brille, das Blau seiner Augen wirkte verschwommen hinter den Gläsern.

„Wunderschönen guten Morgen, Zwerg!“ Er beugte sich vor, um seine Tochter fest zu umarmen. Dann ging er zum Kühlschrank und schenkte sich ein Glas Tomatensaft ein. Lester, der noch immer Pfannkuchen buk, begann breit zu grinsen.

Heute war Rafe an der Reihe, Sophie zur Schule zu bringen. Während Sophie in ihr Zimmer jagte, um ihre „Tageskleidung“ anzulegen, nutzte er die Zeit, den Fernseher anzuschalten. Wie zu erwarten waren die Topmeldungen in den Nachrichten die Rede von Gouverneur Kellerman und die Verhaftung von Galileo in Kansas City. Nur wenige wussten, dass die beiden miteinander in Zusammenhang standen, aber Rafe war einer von den wenigen. Er warf Esme über die Schulter einen Blick zu, die sich gerade mit Lesters Pfannkuchen voll stopfte.

Wie hatte er nur vergessen können, wie besonders seine Frau war? Das würde ihm nie wieder passieren.

Er trank den Rest des Tomatensafts aus, küsste seine Frau, schüttelte seinem alten Herrn die Hand (weil das Männer so machten) und ging mit seinem kleinen blauäugigen Engel hinaus zum Auto. Sie trug heute ihr gelb getupftes Kleid. Er machte ihr ein Kompliment. Er sagte, dass es einfach fantastisch aussehe. Sie machte ihm ein Kompliment über seine Krawatte. Sie sagte, dass sie toll sei.

Esme stand am Küchenfenster und sah den beiden hinterher. Nun fühlte sie sich wieder wie eine Ehefrau und Mutter ...

„Wirst du dich heute mal anziehen?“, fragte Lester.

... und wie eine Schwiegertochter.

Am liebsten hätte sie den ganzen Tag den Bademantel getragen, nur um ihren Schwiegervater zu ärgern, wollte aber dann doch keinen zu schlechten Eindruck bei dem alten Mann hinterlassen. Sie stellte sich lange unter die Dusche, genoss die Massage des Wassers und schlüpfte dann in eine weiße Bluse und braune Hose. Inzwischen war es fast neun. Gedankenverloren fragte sie sich, was Tom wohl gerade machte. Wie er von der Spendenveranstaltung nach Hause gekommen war (wobei „zu Hause“ für einen FBI-Agenten ein relativer Begriff war). Sein Motorrad stand noch immer da, wo die Parkwächter es abgestellt hatten. Rafe und sie hatten es vor lauter Ungeduld, sich endlich die Kleider vom Leib zu reißen, ganz und gar vergessen. Esme nahm sich vor, Amy so bald wie möglich nach dem Motorrad zu fragen.

Bis dahin war Sudoku-Zeit. Sie schaltete den Computer an und öffnete eine Website, die sie vor Kurzem entdeckt hatte. Dort wurden von Privatsleuten kreierte Sudokus angeboten, eingeteilt in verschiedene Schwierigkeitsgrade und – das war das Beste daran – zeitlich festgelegt. Der Zeitfaktor verwandelte ein normales Rätsel in ein spannendes Rennen. Sobald sie es gelöst hatte, konnte sie ihre Zeit mit der von anderen Spielern vergleichen.

Während sie die neuesten Angebote durchsah, lud sich der Newsticker am unteren Rand des Bildschirms. Wie im Fernsehen konzentrierten sich auch die Onlineredaktionen vor allem auf den „Serienkiller“ und den „atheistischen Kandidaten“. Außerdem schien in einer der ehemaligen Sowjetrepubliken ein Völkermord stattzufinden, doch *darüber* schrieb fast niemand. Esme lud The Beta Band auf ihren iPod, dann stürzte sie sich auf ein Puzzle mit dem Titel „unlösbar“. Es gab nichts Besseres, als den Tag mit einer Herausforderung zu beginnen.

Gegen Mittag, nach einigen Kaffeepausen, einer langen Diskussion mit Lester darüber, ob Sophie im Sommer in ein Ferienlager gehen sollte oder nicht und einem therapeutischen Spaziergang die Straße hinauf und hinunter, um ihre Beinmuskeln zu stärken, war sie bei ihrem sechsten Puzzle angekommen. Ihr iPod grölte irischen Punkrock von den Stiff Little Fingers. Bisher war ihre Bestzeit bei den „unlösbaren“ Sudokus acht Minuten und achtundvierzig Sekunden. Ihr Ziel war es, diese Zeit zu schlagen. Sie ließ die Gelenke im Genick knacken, und während das Rätsel sich lud, blickte sie halbherzig auf den Nachrichtenticker.

„EILMELDUNG ... Demokratischer Kandidat Bob Kellerman in Schießhalle erschossen ...“

Esme blinzelte. In einer Schießhalle erschossen? Das klang wie ein schlechter Scherz. Sie klickte auf den Ticker, der ganze Artikel klappte auf, und der schlechte Scherz verwandelte sich in einen entsetzlichen Albtraum.

„... eine Kugel in den Kopf ...

... hinterlässt seine Frau Betsy und zwei Kinder ...

... bei einem Besuch eines Waffenladens namens Nassau Firearms ...“

Esme wischte sich über die Augen. Weinte sie? Ja. Sie kannte den Mann kaum, hatte in den letzten Monaten aber viel Zeit in seinen Wahlkampf gesteckt, und bei ihrem Treffen hatte sie seine Integrität beeindruckt. Und jetzt hatte ein religiöser Fanatiker, der sich von der Rede beleidigt fühlte, diesen Mann niedergeschossen. Sie schüttelte angewiderte den Kopf, dann las sie den Rest des Artikels.

„Weitere Opfer des Anschlags sind der Ladenbesitzer Will Clay, 62; seine Frau Emily, 69; Kathryn Hightower, 40, die Pressesprecherin von Gouverneur Kellerman, und mehrere Bodyguards: Devon Smith, 32, Lisa Penny, 28 ...“

Sie übersprang die Namen.

„Zwei Opfer schweben noch in Lebensgefahr und wurden in das nahe gelegene Glen-Cove-Krankenhaus gebracht: Paul Ridgely, 31, Wahlkampfleiter von Gouverneur Kellerman, und Tom Piper, 56, Special Agent beim FBI ...“

Esme konnte sich nicht daran erinnern, den Artikel bis zum Ende gelesen zu haben. Sie konnte sich später nicht erinnern, wie sie über Google die Adresse des Glen-Cove-Krankenhauses suchte, Schuhe anzog, sich von Lester verabschiedete und in ihren Prius stieg. In einem Moment saß sie an ihrem Computer, und im nächsten raste sie bereits mit neunzig Meilen pro Stunde über den Long Island Expressway.

Sie wurde nicht angehalten. Alle örtlichen Polizisten waren zu einem Laden namens Nassau Firearms gerufen worden. Unbehelligt fuhr sie zum Krankenhaus. Das Radio blieb ausgeschaltet.

Was hatte Tom hier zu suchen? Hatte er sich vom ehemals künftigen Präsidenten der Vereinigten Staaten mitnehmen lassen, weil er kein Motorrad mehr besaß? Wie konnte es sein, dass jemand an all den

Sicherheitsleuten und Tom vorbeigekommen war? Kurz wanderten ihre Gedanken zu Galileo, aber nein, der saß ja im Mittleren Westen hinter Schloss und Riegel. Deswegen tröstete sie sich mit dem Gedanken an Tom. Er wurde sicher gerade operiert, es würde Stunden und Stunden dauern, doch dann würden die Ärzte herauskommen und ihr sagen, dass er außer Lebensgefahr war und dass er keinen Besuch haben dürfe, deshalb würde sie sich irgendwie in sein Zimmer schleichen, so wie er in ihres geschlichen war, und er würde in seinem Bett liegen, wie sie in ihrem Bett gelegen hatte, und sie würde sich neben ihn setzen, und er würde schrecklich aussehen, aber leben, und sie würden kleine Scherze machen, weil das die Art war, wie sie mit Tragödien umgingen, sie würden also Scherze machen, und in diesen Scherzen würde eine gewisse Weisheit liegen, sie würden sich gegenseitig das Herz ausschütten, so richtig das Herz ausschütten, sie würde ihm erzählen, was er ihr bedeutete, und er würde ihr sagen, wie viel sie ihm bedeutete, sie würden zusammenarbeiten, um den Attentäter zu schnappen, wer auch immer er war. Esme schlitterte auf den Parkplatz des Krankenhauses und sprintete an einer Reihe von Polizisten vorbei. Irgendjemand erkannte sie, diese blöde Ziege Pamela Gould aus dem Long-Island-Büro, aber zumindest winkte sie Esme an den Polizisten vorbei in eine Nische voller Stühle und Zeitschriften, und dort wusste Esme dann, dass Tom es nicht schaffen würde.

„Das war Galileo“, krächzte Trumbull.

Esme nippte an ihrem kalten Kaffee.

Man musste ihm zugutehalten, dass der Assistant Director gleich ins Krankenhaus gekommen war. Er hatte gerade ein Privatflugzeug bestiegen, um nach Kansas zu fliegen, als er von dem Massaker auf Long Island hörte. Er wies den Piloten an, den Flugplan zu ändern. Als er im Glen-Cove-Krankenhaus ankam, war das hysterische Medieninteresse noch längst nicht abgeklungen, schließlich war hierher die Leiche des Gouverneurs gebracht worden. Trumbull nahm einen Zug von seinem Sauerstoffgerät, das er inzwischen überall mit sich herumtragen musste, und drängelte sich unwirsch durch die Menge. Kein einziger Reporter belästigte ihn. Für sie war er nur ein weiterer sterbenskranker alter Mann, der sich untersuchen lassen wollte.

Er entdeckte Esme in einer Nische. Pamela Gould war gegangen, sie

koordinierte den Einsatz bei Nassau Firearms. Esme war allein und geradezu erstarrt. Er setzte sich neben sie. Sie tauschten ein paar höfliche Floskeln aus (besser gesagt eine tieftraurige Version davon). Und dann platzte Trumbull mit der Neuigkeit über Galileo heraus. Er erzählte ihr, was in dem Bus geschehen war. Er erzählte ihr, dass er versucht hatte, Tom anzurufen. Er erzählte ihr, was er wusste – damit er ihr danach erklären konnte, was er von ihr wollte.

Aber dafür war sie nicht bereit. Noch nicht.

„Ich habe Tom gesehen“, murmelte sie.

Trumbull hob eine mit Leberflecken übersäte Hand an den Mund, um sich etwas Spucke wegzuwischen. „Ja?“

„Galileo hat ihm in die Brust geschossen.“

Trumbull nickte. Er hatte den Bericht bereits gelesen.

„Nicht in den Kopf“, fügte Esme bedeutungsvoll hinzu.

„Unser Junge hat ihn in einen Kampf verwickelt. Galileo hat sich aus Verzweiflung für den leichteren Schuss entschieden.“ Er hustete feucht in seine Hand. „Ja, das hat er.“

„Tom konnte nicht mit dem Motorrad fahren. Rafe hat es ihm gestern Abend abgenommen, und ...“

„Ich verstehe nicht recht, wovon Sie sprechen ...“

Sie blickte zu ihm auf. Ihre Augen waren glasig, als ob ihre Seele sich sehr weit zurückgezogen hätte. „Wenn er sein Motorrad gehabt hätte, hätte er nicht mit Bob Kellerman fahren müssen. Er wäre nicht am Tatort gewesen ...“

„Noch wissen wir nicht, weshalb er dort war“, gab Trumbull zu bedenken. „Doch das finden wir schon noch heraus.“ Was die perfekte Überleitung zu seiner Bitte war. Er öffnete den Mund, um sie zu äußern, da ...

„Esme!“

Ihr leicht übergewichtiger Professoren-Ehemann rannte auf die Nische zu und riss sie in die Arme. Trumbull rutschte unruhig auf seinem Stuhl hin und her, als er sah, wie sie an seiner Schulter weinte. Er hielt nicht viel von öffentlichen Gefühlsausbrüchen, auch nicht, wenn sie angemessen waren.

Deshalb beschloss er, die beiden allein zu lassen. „Ich bin gleich zurück.“ Er schlenderte zur Toilette. Auf halbem Weg blieb er stehen

und drehte sich um. „Bitte gehen Sie nicht weg, Special Agent – Verzeihung – Mrs Stuart. Ich muss etwas mit Ihnen besprechen.“

Als er gegangen war, setzte Rafe sich neben sie.

„Es tut mir so leid!“ Er hielt ihre Hände. „Ich hatte Vorlesungen, aber als ich davon erfuhr, bin ich zum Auto gerannt und gefahren, so schnell ich konnte. Der Verkehr ist abartig heute. Ich meine, ich habe noch nie so viel Verkehr erlebt, nicht mal auf dem Tatonic Parkway. Die Polizei hat Straßensperren errichtet und kontrolliert sämtliche Autos auf dem Highway. In beide Richtungen. Als ich nach Hause kam, hat Dad mir gesagt, wo du bist. Ich hätte dich anrufen sollen, aber in der Hektik habe ich wohl mein Handy im Büro liegen lassen. Dad hat Sophie von der Schule abgeholt ...“

„Sophie ... oh mein Gott ...“

„Sie weiß, dass etwas passiert ist, aber ich habe ihr nicht gesagt, was, und Dad lässt sie nicht fernsehen. Sie ist zu jung, um so etwas zu sehen. Wir alle sind zu jung, um so etwas zu sehen.“

Er drückte sie wieder an sich. Er spürte, wie seine rechte Schulter nass von Tränen wurde. Er ließ sie weinen. Was sonst hätte er tun sollen – was konnte er in einem solchen Moment anderes tun, als für sie da zu sein? Was ihn selbst betraf, hatte er gemischte Gefühle. Da war der Schock, natürlich, und Fassungslosigkeit und Wut – Wut auf diejenigen, der dieses entsetzliche Verbrechen begangen hatte. Und doch ... ganz tief drinnen ... vielleicht auch nicht ganz so tief ... als er hörte, dass Tom Piper in Lebensgefahr schwebte, war ein Teil von ihm ... vielleicht nicht gerade froh ... aber zumindest erleichtert gewesen. War er deswegen ein schlechter Mensch? War er deswegen egoistisch? Nun, diese Fragen sollte er fürs Erste wohl besser ignorieren.

„Rafe ...“, schniefte sie und streichelte seine wunderbar weichen Wangen.

„Komm schon. Lass uns nach Hause gehen.“

Er stand auf.

Sie nicht.

„Was ist los?“, fragte er. Vielleicht wusste er, was kommen würde. Vielleicht wusste er, was sie sagen würde. Er war ja nicht dumm. „Was ist los, Esme?“

„Trumbull wird mich um Hilfe bitten. Er glaubt, ich wüsste nicht, was er

denkt, aber ich weiß es. Ich wusste es immer. Darüber will er mit mir sprechen.“

„Deine Hilfe? Wobei?“

„Rafe ...“

Er setzte sich wieder hin. „Diese Diskussion haben wir doch bereits geführt. Du hast mir recht gegeben, Esme, schon vergessen?“

„Jetzt ist alles anders ...“

„Ja, das hast du damals auch gesagt. Genau das hast du vor ein paar Wochen zu mir gesagt. Als du endlich in der Lage warst, vom Sofa aufzustehen. Nachdem du beinahe gestorben wärst. ‚Jetzt wird alles anders‘, sagtest du. Unsere Ehe wäre beinahe draufgegangen, aber du hast es wieder hingekriegt. Du hast es geschafft. Und jetzt was? Willst du jetzt alles wieder hinwerfen?“

„So einfach ist das nicht.“

„Es war immer so einfach! Herr im Himmel, obwohl er mit einem Bein im Grab steht, muss ich noch immer mit Tom Piper um dich kämpfen.“

Sie schlug ihm auf die wunderbar weiche Wange, die sie Minuten zuvor gestreichelt hatte. Er zuckte zusammen, entschuldigte sich aber nicht.

„Du bist einmal so und in der nächsten Sekunde wieder ganz anders. Bei dir ist alles entweder schwarz oder weiß. Du willst dich entscheiden?“

Bitte schön, entscheide dich. Jetzt sofort. Weil ich das nicht mehr aushalten kann, Esme. Das ist uns gegenüber nicht fair. Und es ist Sophie gegenüber nicht fair.“

Sie schüttelte den Kopf. Nicht weil sie sauer auf ihn war. Sie war einfach nur traurig.

Schließlich fragte sie: „Liebst du mich?“

„Was für eine Frage soll das sein?“

„Eine, wie du sie magst. Schwarz oder weiß. Liebst du mich?“

„Natürlich.“

„Warum?“

„Was soll das? Esme, wenn ich dich nicht lieben würde ...“

„Als wir uns kennengelernt haben, welchen Beruf hatte ich da?“

„Soll das ein Quiz werden?“

„Klar. Ein Quiz. Welchen Beruf hatte ich, als wir uns kennenlernten?“

„Du warst beim FBI.“

„Hat mir mein Beruf Spaß gemacht?“

„Das weiß ich nicht ...“

„Doch, das weißt du.“

Rafe zuckte die Achseln. „Klar, ich schätze, er hat dir Spaß gemacht.“

„Allerdings. Und dann habe ich dich kennengelernt und mich Hals über Kopf verliebt. Wenn du mich gebeten hättest, zum Mond zu fliegen, wenn du gesagt hättest, dass dich das glücklich macht, dann wäre ich zum Mond geflogen. Aber darum hast du mich nicht gebeten. Du hast mich nur gebeten, zu kündigen.“

„Damit wir eine Familie gründen können – was du auch wolltest.“

„Worauf ich hinauswill, Rafe, was mich wirklich stört, ist Folgendes: Du wusstest, dass ich meine Arbeit liebe. Du wusstest, dass ich gut darin war. Wenn einem jemand wichtig ist, warum bittet man ihn dann, so etwas aufzugeben?“

„Esme, wir beide haben unsere Opfer gebracht ...“

„Ach ja? Was hast du geopfert?“

Sie sah ihm voll ins Gesicht. Ihre braunen Augen hatten ihre einschüchternde Kraft zurückgewonnen. Er klappte den Mund auf. Worte purzelten auf seine Zunge ... und blieben dort.

Was hatte er geopfert?

„Nur weil ... ich meine ... es ist nicht nötig ...“

Sie hob abwartend eine Augenbraue.

„Du hast gekündigt, damit wir eine Familie gründen konnten.“

„Es gibt auch in Washington D.C. Familien. Es gibt gute Wohngegenden. Dutzende Universitäten. Du hättest jederzeit eine Stelle gefunden, aber du hast dich ja nicht mal beworben. Ich habe gekündigt, weil du mich darum gebeten hast. Wir beide wissen, dass es so war. Wenn ich dir jetzt also sage, dass ich das einfach tun muss, dann treffe ich diese Entscheidung als Ehefrau, als Mutter und als Erwachsene. Schluck deinen Stolz herunter und halt verdammt noch mal endlich die Klappe!“

28. KAPITEL

Henry Booth war untergetaucht. So viel stand fest.

Zwölf Stunden nach den Morden bei Nassau Firearms führten die Straßensperren an allen großen Straßen und Brücken zwischen Long Island und New York City nur dazu, dass die Leute ängstlich und/oder sauer wurden. Vom Mörder gab es keine Spur, was niemanden, der sich mit dem Fall beschäftigte, wirklich überraschte. Eine flüchtige Durchsuchung von Nassau Firearms bestätigte die schlimmsten Befürchtungen. Es fehlte keine einzige Waffe, kein Gewehr, keine Pistole, nicht einmal eine Schachtel Patronen, und die Heckler & Koch, mit der geschossen worden war, lag auf dem Kassentresen. Henry Booth brauchte sie nicht mehr. Dieser Einsatz war für ihn erledigt, und wie jeder gute Agent hatte er sich nach Beendigung der Aufgabe in Luft aufgelöst. Henry Booth. Esme bestand darauf, ihn bei seinem Namen zu nennen und nicht Galileo. Henry Booth war der Name eines Menschen, und Menschen machten Fehler. Menschen ließen sich erwischen. Esme wählte auf ihrem iPod The Clashes apokalyptisches „London Calling“ aus und sah sich den Tatort an. Das zweistöckige Gebäude war überwiegend mit Ahornmöbeln eingerichtet, was ein rustikales Ambiente erzeugte, zugleich aber die Klebestreifen und Kreideumrisse der Polizei umso auffälliger und beunruhigender wirken ließ. Trotz der vielen Waffen an den Wänden, der Munition, trotz all dem, was in diesem Laden mit Gewalt zu tun hatte, passte Gewalt nicht hierher. Esme und die forensischen Experten hatten eine zeitliche Abfolge rekonstruiert, die in etwa so gewesen sein mochte:

1. Die Chauffeure hatten ihre Rechnung bei Shoney's die Straße runter laut Quittung um 11:31 Uhr bezahlt. Dann setzten sie sich an einen Tisch, aßen und gingen schließlich zurück zu dem Laden, den sie um 12:01 Uhr erreichten. Die Uhrzeit wurde auch von den Notrufaufzeichnungen bestätigt. Es war eine Bella McDeere, eine Fahrerin, die angerufen hatte. Der andere Chauffeur, Gary Swingole, konnte kein Blut sehen und war ohnmächtig geworden.

2. Auf ihrem Rückweg zu Nassau Firearms hatten sie niemanden wegfahren sehen. Henry Booth war wohl gegen 11:30 Uhr erschienen,

hatte die Morde begangen und war gegen 11:55 Uhr spätestens verschwunden. Innerhalb dieser fünfundzwanzig Minuten hatte er zehn Menschen ermordet. Von Tom abgesehen war Paul Ridgely der einzige Überlebende. Er wurde jedoch nur durch Maschinen und seine Frau am Leben gehalten, die grundsätzlich gegen Sterbehilfe war.

3. Die Leichen von Lisa Penny, Leibwächterin von Gouverneur Kellerman, und Kyle Gooden, einem Passanten, der zur falschen Zeit am falschen Ort gewesen war, wurden im hinteren Teil des Ladens gefunden. Offenbar waren sie dort abgelegt worden. Laboruntersuchungen hatten ergeben, dass sich Fasern aus dem Innenraum eines Autos an ihnen befanden. Im Gegensatz zu den anderen beiden Bodyguards, deren Leichen auf dem Parkplatz entdeckt wurden. Die Blutspuren wiesen darauf hin, dass sie an derselben Stelle getötet worden waren. Ein weiterer unübersehbarer Unterschied: Sowohl Lisa wie auch Kyle waren zu Tode geprügelt worden, während die Bodyguards auf dem Parkplatz und im Laden erschossen worden waren.

4. Daraus schloss Esme, dass Lisa und Kyle zuerst ermordet und dann in dem Wagen versteckt worden waren, vielleicht auf dem Rücksitz oder im Kofferraum. Henry hatte vermutlich einen irgendwie selbst gebastelten Knüppel benutzt, um sie ohne viel Lärm umzubringen. Aber warum hatte er sie nicht einfach aus der Ferne erschossen? Das war doch schließlich seine Vorgehensweise. Warum nicht? Um über Nacht von Kansas nach New York zu gelangen, hatte er fliegen müssen, und er hatte keine Waffe mit an Bord bringen können.

Esme runzelte die Stirn. Henry war geflogen. Irgendetwas irritierte sie. Doch sie schob das Gefühl beiseite.

5. Warum hatte er die Leichen in den Wagen gelegt, wenn er vorhatte, sie in den hinteren Teil des Ladens zu verfrachten? Die Antwort sprang einem direkt ins Gesicht. Henry war ein Kontrollfreak. Er lockte seine Opfer immer genau dahin, wo er sie haben wollte. In diesem Fall zum Auto. Vielleicht hatte er absichtlich den Kofferraum offen gelassen, um Verdacht zu erregen. Die Leibwächter näherten sich dem Wagen. Sie sahen die Leichen. Und Henry nutzte diesen Moment des Schocks, um sie

zu erschießen. Danach betrat er Nassau Firearms, tötete den anderen Bodyguard, dann Will Clay, dann seine Frau, deren Leiche an der Tür zum Hinterzimmer gefunden worden war. Die Frau musste die Schüsse gehört haben und herausgekommen sein, um nachzusehen. Danach war Henry die Treppe zum ersten Stock hinaufgegangen.

Esme ging ebenfalls über die Treppe in den ersten Stock. Das Holz knarrte so laut unter ihren Tritten, dass sie es sogar trotz der Rockmusik in ihrem Ohr hören konnte. Aber Bob Kellerman und Tom Piper hatten weder die Schüsse noch die knarrenden Stufen gehört. Wieso? Sie knipste das Licht an, und damit war auch diese Frage geklärt. Die Schießhalle war schalldicht. Sie tastete über die Polsterung an der Wand. Dann erblickte sie die beiden Umrisse auf dem Boden. Das weiße Klebeband war mit getrocknetem Blut verkrustet. Einer dieser Umrisse war Toms. Ihr Blick huschte von dem Umriss zu den etwa neunzig Meter entfernten Zielscheiben, dann wieder zurück. Die Ähnlichkeit der Umrisse jagte ihr einen Schauer über den Rücken.

6. Henry erschoss zuerst Kellerman. Erstens lag er näher an der Tür, außerdem zeigte sein Körper keine Anzeichen eines Kampfes. Toms hingegen schon. Henry erschoss also Kellerman zuerst, Tom reagierte, und die beiden Männer begannen zu kämpfen. Den Krankenhausberichten zufolge erlitt Tom schwere Quetschungen an seiner linken Schulter. Außerdem waren in seiner Hand einige Haargefäße geplatzt. An seinen Knöcheln oder seiner Handfläche hingegen gab es keine Blutergüsse. Tom hatte Henry also keinen Faustschlag verpasst, wobei er ihn vielleicht getreten hatte. Die geplatzen Haargefäße deuteten darauf hin, dass Tom auf etwas Hartes geschlagen hatte. Vielleicht auf eine Waffe oder gegen eine Wand oder vielleicht sogar auf Henrys Kopf. Dann erhielt er zwei Schüsse in die Brust. Eine Kugel durchdrang sein rechtes Herzkranzgefäß, die andere steckte in seiner Aorta. Als sie das Krankenhaus verlassen hatte, operierten sie gerade die Aorta. Aber er war kein junger Mann mehr ...

Esme hockte sich auf die Matte neben den Umrissen. Sie stellte die Musik ab, dann fuhr sie mit dem Finger das Klebeband nach. So viele Tote in so vielen Jahren. Tom hatte für die gesprochen, die zum

Verstummen gebracht worden waren, er hatte ihren zu frühen Tod gerächt, und jetzt war er bald einer von ihnen. Wenn es einen Himmel gab, dann würde er mit Sicherheit dorthin gelangen ...

Esmes Einstellung zu einem Leben nach dem Tod war im besten Fall unklar. Glaubte sie an Gott? Ja. Irgendeine Macht musste das Universum erschaffen haben. Die Wissenschaften, die Mathematik waren viel zu schön, um ein Zufall sein zu können. Doch die Existenz eines Gottes (ein besseres Wort fiel ihr nicht ein) bedeutete nicht, dass es ein Leben nach dem Tod gab. Der Quell des Himmels war Hoffnung, und Hoffnung allein, das hatte Esme schmerzhaft am eigenen Leib erfahren müssen, änderte nichts.

Zudem hatte sie genug mit ihren Verlassensängsten zu kämpfen, und, ja, die quälten sie heute mit aller Kraft. Natürlich ging es dabei um ihre Eltern, doch nun kam auch noch hinzu, dass ihr Ersatzvater Tom Piper sie wahrscheinlich alleinlassen würde. Ganz zu schweigen von den Problemen, die sie mit Rafe hatte. Vielleicht sollten sie zusammen verreisen, nur sie beide. Wenn das alles vorbei war, würde sie das Geld nehmen, das das FBI ihr zahlte, und ihn mit einer Reise nach Spanien oder Costa Rica oder auf die Osterinseln überraschen. Hauptsache weg von hier, nur sie beide. Sie würden das alles hinter sich lassen und reden – richtig reden. Keine Gehässigkeiten und keine Monologe, sondern ein richtiges Gespräch. Sie besaß ihre eigene Kreditkarte, also konnte sie online jede Reise buchen, die ihr gefiel, ihn damit überraschen und ... Halt.

Ihr Unterbewusstsein, das schon vorher Signale gesendet hatte, meldete sich nun mit noch größerer Vehemenz. Sie stand auf und rannte die Treppe hinunter. Der Aktenordner lag noch immer auf dem Tresen. Sie sah den Zeitplan durch, dann noch einmal.

Da war es.

Sie holte das Handy heraus und rief Assistant Director Trumbull an. Sie erzählte ihm von Henry Booths Fehler – den sie gerade erst entdeckt hatte, weil sie davor den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen hatte – und wie sie diesen Fehler nutzen würden, um Galileo zur Strecke zu bringen.

Er hatte einfach keine andere Wahl gehabt. Er war in Kansas und wollte nach New York. Dafür hatte er den nächsten Flug nehmen müssen,

entweder nach Islip zum Long Island MacArthur Airport oder nach New York zum LaGuardia Airport. Und zwar so schnell wie möglich.

„Zuvor ist er wahrscheinlich immer mit dem Auto gefahren“, erklärte Esme. „Aber jetzt bleibt ihm nichts anderes übrig, als zu fliegen. Und Fluglinien akzeptieren ausschließlich Kreditkarten.“

Sie erläuterte Karl Ziegler, dem FBI-Chef für Manhattan, ihren Plan. Auch wenn Assistant Director Trumbull höher im Rang war, handelte es sich um Zieglers Zuständigkeitsbereich, und Esme brauchte seine Zustimmung, bevor sie eine neue Operation starten konnte. Ziegler musste jedoch mit dem Bürgermeister (ein Cousin zweiten Grades) zu einer Abendveranstaltung, weshalb er sie erst danach hatte treffen können. Das gab Esme die Zeit, ihrem Aktenordner noch weitere Dokumente hinzuzufügen. Nachdem sie zwanzig Dollar für einen Parkplatz am Broadway bezahlt hatte, drückte sie den inzwischen sehr dicken und schweren Aktenordner an die Brust und traf Ziegler und Assistant Director Trumbull im elften Stock des Jacob K. Javits Federal Building, einem Wolkenkratzer, der aussah wie eine gigantische Käsereibe.

Ziegler bot ihr eine Frühlingsrolle an. Es war 22:12 Uhr, was für den dunkelhäutigen Mann hinter dem Tisch offenbar die richtige Zeit für ein Abendessen war.

Sie reichte ihm das Verzeichnis für den Midwest-Flug 28 von MCI, dem mittelgroßen Flughafen für die Umgebung von Kansas City, nach New York. Der Flug war am 12. April in MCI gestartet und um 14:23 Uhr in LaGuardia gelandet.

„Das war der einzige Flug, den Henry Booth genommen haben kann, wenn der Tatablauf irgendeinen Sinn ergeben soll.“

„Wie können Sie da sicher sein?“, fragte Ziegler zwischen zwei Gabeln in Sojasoße eingeweichter Nudeln.

„MCI war dem Bus, den die Polizei gefunden hat, am nächsten. Und Flug 28 war der einzige, den Henry Booth noch erreicht hätte, um nach New York zu fliegen.“

„Aber woher hätte er das wissen sollen? Wollen Sie etwa behaupten, dass Henry Booth sämtliche Flugpläne des Landes im Kopf hat?“

„Unter seinen persönlichen Dingen, die man bei seiner Verhaftung gefunden hat, war ein Blackberry. Als die Polizei letzte Nacht den Bus

durchsuchte, war von dem nichts mehr zu sehen.“

„Also hat er das Blackberry benutzt, um den Flug zu buchen.“

Esme schlug die zweite Seite der Liste auf. Darin waren die zweiundachtzig Passagiere des Flugs verzeichnet.

„Henry Booths Name steht hier nicht“, meckerte der FBI-Chef.

„Er ist schließlich kein Idiot.“ Im Gegensatz zum FBI-Chef, wie ihr Ton andeutete. „Henry Booth hätte niemals seine eigene Kreditkarte benutzt. Aber ich verspreche Ihnen: Einer der Passagiere hier ist Henry Booth.“

„Mrs Stuart.“ Zieglers Stimme füllte den Raum genauso aus wie der scharfe Geruch seines kantonesischen Essens. „Auch wenn ich mich Ihrer Theorie anschließe, so weiß ich doch nicht, warum sie wichtig sein sollte. Jetzt mal ehrlich – was sollen wir mit dieser Information anfangen?“

Esme warf Assistant Director Trumbull einen Blick zu, doch der alte Mann beschäftigte sich gerade mit seiner Sauerstoffflasche. Er war aus reiner Höflichkeit hier, und es war unschwer zu erkennen, dass er sich gern verdrückt hätte. Vor nicht allzu langer Zeit war er ein robuster, einschüchternder Mann gewesen ... Andererseits war sie vor nicht allzu langer Zeit ein unverschämtes junges Ding gewesen, das Trumbull ohne Toms Eingreifen gefeuert hätte.

Tom.

Sie richtete ihre Aufmerksamkeit wieder auf ihren Aktenordner und reichte Ziegler eine weitere Seite. Es handelte sich um eine Liste mit einundzwanzig Namen.

„Das sind die Passagiere von Flug 28, die nach ihrer Ankunft am Flughafen einen Wagen geliehen haben. Durch die Fasern, die wir an Lisa Penny und Kyle Gooden gefunden haben, wissen wir, dass Henry einen nach 2001 gebauten GM geliehen hat.“ Sie förderte eine andere Seite zutage. Hier fanden sich vier Namen, zwei Männer und zwei Frauen. Sie alle hatten am Abend zuvor einen GM gemietet.

„Wir haben Kontakt mit ihnen aufgenommen. Mit allen außer einem.“ Sie deutete auf den letzten Namen: Daniel Wise. „Die Telefonnummer, die er bei der Buchung angegeben hat, führte direkt zu einer anonymen Mailbox. Daniel Wise ist Henry Booth.“

„Das beantwortet meine Frage nicht.“ Ziegler wischte sich das Kinn mit einem Feuchttuch ab. „Auf welche Weise ist das nützlich für uns?“

„Weil Daniel Wise“, sagte Esme, „um 18:12 Uhr, also ungefähr vor vier Stunden, eine Stehplatzkarte für das ‚Phantom der Oper‘ heute Abend gekauft hat. Momentan müsste der zweite Akt laufen, glaube ich. Ist schon eine Weile her, dass ich es gesehen habe.“

Zieglers Mund klappte auf. Ebenso Trumbulls – der allerdings dabei triumphierend grinste. Esme betrachtete beide mit steinerner Zufriedenheit. Es fühlte sich so gut an, recht zu behalten.

„Gütiger Himmel!“, murmelte der FBI-Chef, dann wandte er sich an den runzligen Assistant Director. „Sie wussten davon?“

Trumbull zuckte mit den Schultern. „Tja, Sie waren ja beschäftigt.“

„Sie Mistkerl ...“

Ziegler griff nach seinem Telefon.

„Nichtsdestotrotz“, fuhr Trumbull fort, „habe ich mir bereits erlaubt, einige unserer Leute in der Eingangshalle und vor den Ausgängen zu postieren. Sie halten sich bedeckt, aber sie sind da.“

„Wurde Booth bereits gesichtet?“

„Es ist eine Stehplatzkarte, er kann also überall im Theater sein. Und er ist höchstwahrscheinlich verkleidet. Aber er ist dort.“

„Er bringt einen Haufen Leute um und geht dann in ein Broadwaymusical?“

„So was nennt man ‚sich in aller Öffentlichkeit verstecken‘. Und davon abgesehen – es ist ein sehr gutes Musical.“

Sie wechselte einen Blick mit Trumbull, konnte aber nicht erkennen, ob er schnaubte oder kicherte. Vermutlich beides.

Ziegler wandte sich an Trumbull. „Wer ist der Einsatzleiter vor Ort?“

„Pamela Gould“, sagte Trumbull. „Und wenn Sie an ihr Ihren Ärger auslassen, Karl, dann knöpf ich Sie mir vor! Pamela hatte keine andere Wahl, als meinen Anweisungen zu folgen.“

„Sie hätte vorher mit mir sprechen müssen.“

„Sie waren damit beschäftigt, dem Bürgermeister Honig ums Maul zu schmieren. Und jetzt machen Sie Ihren Job.“

Ziegler starrte Trumbull wütend an, dann griff er nach dem Telefon und übernahm die Leitung der Operation. Kurz darauf saßen sie auf der Rückbank eines Cadillacs. Zieglers Fahrerin war eine attraktive junge Agentin mit plantinblondem Haar. Esme fragte sich, ob sie den FBI-Direktor gern chauffierte oder ob es sich um eine Art Bestrafung

handelte, die sie als Frau in dem Männerverein einfach erdulden musste. Trotzdem war es aufregend, hier zu sitzen, bei der Jagd dabei zu sein, kurz vor dem Ende. Wenn sie nur in der Lage wäre, Rafe diesen Nervenkitzel verständlich zu machen! Nein, das würde wahrscheinlich nach hinten losgehen. Wenn sie den Nervenkitzel brauchte, würde er sagen, dann wären die Vergnügungsparks von Coney Island doch nur eine Zugfahrt entfernt. Wie sollte sie ihm erklären, dass es nicht nur um den Adrenalinstoß ging? Was sie spürte, war viel emotionaler, fast schon spirituell. Es ging um das so seltene Gefühl, das man hatte, wenn man zur rechten Zeit am rechten Ort war, und ...

Ihr Handy vibrierte. Sie schaute aufs Display. Wenn man vom Teufel sprach ... Als Ziegler ihr einen bösen Blick zuwarf, drehte sie ihm den Rücken zu, starrte auf die getönte Fensterscheibe und nahm ab. „Hallo, Rafe“, sagte sie.

„Hier spricht nicht Rafe“, sagte Galileo.

29. KAPITEL

Nach ihrem Streit im Krankenhaus fuhr Rafe zurück nach Oyster Bay. Unterwegs machte er halt in Laney's Pub, einer kleinen Spelunke – halb schäbige Kneipe, halb schmuddeliges Café –, die überwiegend von seinen gutbürgerlichen Kollegen frequentiert wurde. Er bestellte sich bei dem schnurrbärtigen Barkeeper (der womöglich mal eines von Rafes kulturgeschichtlichen Seminaren besucht hatte) ein Coors und bahnte sich dann seinen Weg zu den Billardtischen im hinteren Teil. Wie erwartet war Hal Kingston dort, gerade von seinem Sabbatjahr zurückgekehrt und wieder damit beschäftigt, Studentinnen beim Spiel die Studiengebühren abzuknöpfen (und, oft genug, ihre Jungfräulichkeit). Hal entdeckte ihn und hob zur Begrüßung seine eigene Bierflasche mit dem langen Hals.

„Professor Stuart“, rief er. „Was für eine Ehre!“

Hal Kingston war der Inbegriff des intellektuellen Casanovas. Er war nicht nur besonders klug, sondern auch gleichzeitig charmant und anzüglich, wobei Ersteres ihn oft genug davor bewahrt hatte, wegen Letzterem von der Uni zu fliegen. Früher oder später jedoch – wahrscheinlich früher – würde er mit einem seiner weiblichen Fans Ärger bekommen, und dann waren die schönen Zeiten zu Ende. Vielleicht benahm Hal Kingston sich deshalb so, als ob jeder Abend sein letzter sein könnte.

Er war ein Mann, für den das Wort „Aufopferung“ nicht die geringste Bedeutung hatte. Rafe lächelte und umarmte seinen Kollegen freundschaftlich, dann wartete er, bis Hal sein Spiel beendet hatte und sie allein waren.

Hal steckte die Telefonnummer seiner jüngsten Eroberung in die hintere Tasche seiner Levis und ordnete die Billardkugeln neu.

„Hab dich hier schon eine Weile nicht mehr gesehen“, stellte er fest.

„Ungefähr einen Monat“, erwiderte Rafe. Er trug Kreide auf die Spitze seines Queues auf.

„Wieso bist du dann jetzt hier? Sehnst du dich nach etwas Abwechslung? Oder hast du einfach Durst?“

Anstoß. Hal bekam die Vollen, Rafe die Halben. Es war ein knappes

Spiel, doch zum Schluss war es Hal, der die 8er-Kugel versenkte. Danach diskutierten sie über Frauen und Cocktails und die unfähigen Pitcher der New York Mets. Kein einziges Mal erwähnte Hal einen ermordeten Gouverneur oder einen frei herumlaufenden Serienmörder. Rafe hätte ihn deswegen am liebsten noch einmal umarmt. Stattdessen lud er ihn auf ein weiteres Getränk ein. Als sie ihr drittes Spiel begannen, waren sie gerade beim vierten Bier angelangt.

„Machst du dir jemals Gedanken über Verantwortung?“, fragte Rafe, während er vor dem Tisch kniete, um den Winkel eines bestimmten Bandenschusses abzuwägen.

„Nicht solange ich es verhindern kann!“

Rafe nickte lächelnd. „Ich meine es ernst. Ich meine nicht die Pflichten gegenüber deiner Arbeit oder deinen Studenten – ich meine einfach deine Verantwortung als erwachsener Mann in unserer Gesellschaft, weißt du.“

„Nun, du unterstellst damit, dass die Gesellschaft selbst eine Form von Verantwortungsgefühl hat. Aber das stimmt nicht. Die Gesellschaft stellt Ansprüche, aber jegliches Pflichtgefühl ist mit dem Aufkommen der Hippies den Bach runtergegangen. Gott sei Dank. Was ist dein Problem, Kumpel?“

Rafe zuckte mit den Schultern. Er wollte die Stimmung nicht verderben, indem er zu ernst wurde. Stattdessen zielte er und schoss die Kugel gegen die Bande, von der sie genau im richtigen Winkel abprallte und direkt auf die 3er-Kugel zuhielt ... und traf ... und das Newton'sche Gesetz sie ins Eckloch schickte.

„Nicht schlecht“, lobte Hal.

Rafe ging um den Tisch herum, um über seinen nächsten Stoß nachzudenken.

„Mit dem Pflichtgefühl ist es so eine Sache“, fuhr Hal fort. „Wir vertrauen darauf, dass andere Leute – unsere Eltern, unsere Staatsdiener, unsere Politiker – das Richtige tun, damit wir es nicht tun müssen. Und wenn das nicht funktioniert, drehen wir fast durch und zeigen mit den Fingern auf sie. Ich bin ein Säufer und ein Freigeist und auch ein ziemlicher Idiot, aber zumindest weiß man bei mir, mit wem man es zu tun hat. Die Welt braucht Menschen wie mich, damit es Menschen wie dich geben kann.“

Rafe hob eine Augenbraue. „Menschen wie mich?“

„Die aufrechten Bürger. Am liebsten würde ich mich wegen euch zwar im Strahl übergeben, aber ich mag dich trotzdem. Es sei denn, du versenkst die nächste Kugel. Dann werde ich dir deinen Queue so weit in den Hintern schieben, bis ...“

Rafe zielte und gewann das Spiel. „Noch eins?“

Hal zog den Zettel aus der Hosentasche und winkte damit. Sie umarmten sich zum Abschied, Rafe bezahlte seine Rechnung, noch immer nicht ganz sicher, ob der Barkeeper nun ein ehemaliger Student war oder ihm nur ähnlich sah. Ab einem gewissen Alter – und Rafe musste zu seinem Leidwesen feststellen, dass dieses Alter mit 38 begonnen hatte – gab es drei Kategorien von Namen und Gesichtern: erstens Familie (wusste er immer), zweitens Freunde (wusste er manchmal) und drittens alle anderen (wusste er fast nie). Irgendwann, wenn er lang genug lebte, würde er jeden vergessen, sogar Sophie und Esme.

Bei dem Gedanken zog sich sein Herz zusammen. Vielleicht lag es am Bier. Vielleicht waren es die Nachwirkungen ihres Streits. Aber auf einmal wollte er unbedingt ihre Stimme hören. Er tastete sich selbst nach dem Handy ab, doch dann fiel ihm wieder ein, dass er es im Büro vergessen hatte. Hastig lief er zu seinem Auto, stieg ein und fuhr nach Hause. Als er in der Garage parkte, war es fast 22 Uhr.

Esmes Auto war nicht da.

Nein, natürlich nicht. Sie war mal wieder irgendwo, um die Welt zu retten. Er war hier.

Hatte sie etwa recht? Natürlich erfüllte das, was sie gerade tat, einen guten Zweck. Das war ihm klar. Und nur weil er die Menschen in Familie, Freunde und alle anderen einteilte, bedeutete das noch lange nicht, dass alle anderen unwichtig waren. Sie alle hatten eine Bürgerpflicht. Wie konnte Rafe seiner Frau Vorwürfe machen? Es gab einen Zeitpunkt, wo das Allgemeinwohl über dem der eigenen Familie stand. Soldaten zogen in den Krieg. Hatten die vielleicht fahrlässig entschieden? Egoistisch? Nein.

Als er die Fahrertür öffnete, kullerte sein Handy auf den Zementboden. Also war es die ganze Zeit in seinem Wagen gewesen. Es musste ihm aus der Tasche gerutscht sein, was nicht zum ersten und sicher nicht zum letzten Mal passiert war. Er schüttelte den Kopf über seine eigene

Dummheit, hob das Handy auf und schob es wieder in seine Tasche. Er hatte etwas weiche Knie, aber sein Kopf war klar. Nachdem er seiner Tochter einen Gutenachtkuss gegeben hätte, würde er seine Frau anrufen, um sich zu entschuldigen.

Sein Vater saß im Wohnzimmer auf dem Sofa und schlief vor einer Sendung im Discovery Channel über Haiangriffe. Die Überschwänglichkeit des Sprechers vermischte sich mit dem lauten Schnarchen seines Vaters. Eine halb leere Schüssel Popcorn stand neben ihm auf dem Sofa. Rafe schnappte sich eine Handvoll und stieg leise die Treppe hinauf. Zwar musste er sich am Geländer festhalten, schaffte es aber ohne zu stolpern nach oben.

Sophie schlief tief und fest in ihrem Bett, Bugs Bunny unters Kinn gedrückt. Sanft nahm Rafe ihn ihr weg, damit sie ungehindert atmen konnte, und legte ihn stattdessen neben ihre Wange.

„Gute Nacht, mein Engel“, wisperte er und küsste seine Tochter auf den Kopf. Sie rührte sich nicht. Nach kurzem Zögern küsste er Bugs ebenfalls. Danach trottete er über den Flur zum Schlafzimmer, knipste das Licht an und fummelte sein Handy aus der Tasche. Bevor er seine Frau anrief, brauchte er etwas frische Luft. Als er das Fenster öffnen wollte, stellte er fest, dass es bereits offen war. Eine kühle Aprilbrise fuhr durch das, was er noch an Haaren besaß.

„Hallo“, sagte ein Mann in einem gelben Polohemd. Er stand neben der Schlafzimmertür und hielt einen großen Revolver in der Hand.

Instinktiv versuchte Rafe an ihm vorbeizurennen, doch Galileo stellte sich ihm in den Weg und verpasste ihm einen Faustschlag. Rafe wankte rückwärts. Er schmeckte Eisen. Offenbar hatte er sich auf die Zunge gebissen, sein Mund füllte sich mit Blut.

„Bitte“, sagte Galileo. „Würden Sie mir Ihr Handy geben?“

Rafe spuckte das Blut aus.

„Ich musste einen Cop umbringen, um an den Revolver zu kommen. Das wollte ich nicht. Ich wollte einfach verschwinden, aber Ihre Frau setzt mich ziemlich unter Druck. Allerdings bin ich ziemlich zuversichtlich, dass sie mir helfen wird. Nun geben Sie mir bitte Ihr Telefon, oder ich muss Ihre Tochter wecken.“

Rafe reichte ihm das Handy.

Galileo suchte nach Esmes Nummer, wählte und drückte das Telefon ans

Ohr. „Hier spricht nicht Rafe“, sagte er. „Es ist höchste Zeit, dass du nach Hause kommst. Wenn du irgendjemandem verrätst, was du tust und warum, kannst du in ein paar Tagen die Beerdigung deiner Familie besuchen.“

Dann gab er Rafe das Telefon zurück. „Danke“, sagte er.

Esme kam durch die Garagentür herein. Ihr fiel sofort auf, wie dunkel es im Wohnzimmer war. Alle Vorhänge waren zugezogen und sperrten das Mondlicht aus, nur das Küchenlicht – in seiner ganzen

60-Watt-Herrlichkeit – war an. Lester, Rafe und Sophie saßen Hand in Hand auf dem Sofa. Sophies Wangen waren rot. Sie hatte geweint.

„Hallo, Esmeralda“, sagte Galileo. Er stand hinter der Couch. Er hielt einen 44er-Colt in der Hand und zielte genau auf ihre Stirn.

„Woher wissen Sie, wo wir wohnen? Mein Name stand nicht auf der Liste, die in San Francisco gefunden wurde.“

„Nur weil ich ihn nicht daraufgesetzt hatte, heißt das noch lange nicht, dass ich die Adresse nicht kannte. Deine Adresse und

Sozialversicherungsnummer wurden ungefähr fünf Stunden bevor ich die Datenbank des FBIs in Amarillo geknackt habe, eingegeben. Damit sie dich für deine Dienste bezahlen können, wie ich vermute.“

Esme wurde eiskalt. Sie blieb an der Tür stehen, doch ihr Blick jagte zurück zu ihrer Familie. Rafe ließ kurz die Hand seiner Tochter los, um ein weißes Handtuch an den Mund zu drücken. Auf dem Handtuch war Blut. Ihre Blicke trafen sich. Sie entdeckte so viele widerstreitende Gefühle in seinen Augen – so viele, dass sie die meisten nicht auseinanderhalten konnte.

Sophie schien unverletzt. Dem Himmel sei Dank für dieses kleine Wunder. Sie hockte auf den Fersen, das Bugs-Bunny-Nachthemd über die Knie gezogen.

Sie war außer sich vor Angst.

Lester hingegen gab ihr die Schuld. Der feindliche Ausdruck in seinem zerfurchten Gesicht und den dunklen Augen war unübersehbar. Wenn er wählen könnte, wer zuerst erschossen werden sollte, der Mörder hinter ihm oder die Frau seines einzigen Sohnes, für wen würde er sich wohl entscheiden?

„Während wir auf dich gewartet haben“, sagte Galileo, „habe ich deiner Tochter etwas über den Mann beigebracht, dessen Namen ich als Symbol

angenommen habe. Sie hat noch nie von ihm gehört.“

„Sie ist sechs Jahre alt.“

„Ist sechs zu jung für die Wahrheit? Oder vier? Warum bringen wir Kindern überhaupt solchen Unsinn bei? Es hat noch niemandem geholfen, an den Weihnachtsmann zu glauben oder zu wünschen, dass die Welt so märchenhaft schön ist, wie man einmal dachte. Für mich ist das schlechte Erziehung.“

„Wie viele Kinder haben Sie, Henry?“

„Galileo Galilei wusste, wie unbequem die Wahrheit war. Er wusste um die Gefahren, und trotzdem sprach er sie aus, weil die Wahrheit der einzige Gott ist, der es verdient, verehrt zu werden. Seine Wahrheit machte der jahrtausendealten kirchlichen Tyrannei ein Ende.“

„Um genau zu sein“, mischte Rafe sich ein, „war das etwas anders ...“ Galileo reckte den Kopf. „Wie bitte?“

„Es ist eine wenig bekannte Tatsache, aber nun, solche Tatsachen mag ich nun mal am liebsten ...“ Er warf seiner Frau einen kurzen Blick zu. Ob sie etwas unter ihrem Ärmel versteckt hatte? Ja, hatte sie. Gut. Er richtete seine Aufmerksamkeit wieder auf den Teppich. „Galileo Galilei war sogar sehr religiös. Als er durch sein Teleskop die Ringe des Saturns entdeckte und somit der Erste in der Geschichte der Menschheit war, der begriff, dass das Sonnensystem sich bewegte, da wurde sein Glaube nur noch stärker.“

„Das ist doch lächerlich!“

„Tja, nun, eigentlich nicht. Das Universum, das er betrachtete, war wunderschön und perfekt. Und das bestärkte ihn nur noch in seinem Glauben, dass eine höhere Macht die Hand im Spiel gehabt haben musste. Die Sonne drehte sich zwar nicht um die Erde, wie die katholische Kirche glaubte, wie es Aristoteles und Ptolemaios geglaubt hatten, doch zweifelte er nicht eine Sekunde lang, dass alles in diesem unendlichen Wunder von Gott erschaffen worden war.“

„Und dafür hat seine geliebte Kirche ihn foltern lassen, hat ihn gezwungen, öffentlich abzuschwören, und ihn dann bis an sein Lebensende unter Hausarrest gestellt! Religion ist der Feind des Fortschritts. Gentechniker werden in unserem Land daran gehindert, Krebs zu heilen. Glauben Sie an Gott, Mr Stuart?“

„Ja, das tue ich.“

„Dann werden Sie gleich sehr enttäuscht sein.“

Er drückte den Revolver an Rafes Hinterkopf und legte den Finger an den Abzug.

„Warten Sie!“, schrie Esme.

Galileo sah zu ihr auf.

„Wenn Sie sie umbringen wollten, Henry, dann wären sie längst tot. Sagen Sie mir, warum Sie wirklich hier sind.“

„Ich bin hier, weil du mich dazu gezwungen hast. Ich bin hier, weil du dafür gesorgt hast, dass das FBI meine Kreditkarte kennt. Ich bin hier, weil ich keine andere Möglichkeit mehr habe und deine Hilfe brauche. Nun ist es an der Zeit, dass du deine rühmlichen Fähigkeiten dafür einsetzt, mir zu helfen.“

Esme holte tief Luft. Sie stand noch immer auf der Fußmatte an der Tür, die zur Garage führte. Und sie hatte noch immer den Mantel an.

„Und wir haben nicht viel Zeit“, fügte Galileo hinzu. „Also, was sagst du?“

Sie zog den Mantel aus – langsam, um den Mann mit dem Revolver nicht zu erschrecken – und hängte ihn an den Haken.

„Ich weiß nicht, was Sie von mir erwarten“, erwiderte sie. „Ich kann nicht zaubern.“

„Du solltest dein Talent nicht unterschätzen.“ Er drückte den Revolverlauf an Sophies Kopf. „Und meines auch nicht. Ich habe schon einmal Kinder erschossen.“

„Mommy ...“

Esme sah ihre Tochter fest an. „Alles wird gut. Das verspreche ich.“

„Genau“, sagte Galileo. „Und jetzt halte dein Versprechen!“

Esme zögerte kurz, dann nickte sie. „Es gibt eine Lücke in unserem Überwachungssystem, die mir heute Nachmittag erst aufgefallen ist. Ich dachte, Sie hätten das schon herausgefunden, aber wahrscheinlich wissen nur FBI-Mitarbeiter davon.“ Sie zeigte auf ihren Computer. „Kann ich?“

„Wozu?“

„Ich muss herausfinden, ob diese Lücke noch existiert. Ich muss nur an die Verkehrsmeldungen herankommen, zum Beispiel auf der Homepage der ‚New York Times‘. Sie können sich hinter mich stellen und zusehen, wenn Sie wollen.“

Er dachte über ihr Angebot nach, dann willigte er mit einer

Handbewegung ein. Hastig lief sie zu ihrem Computer. Er folgte ihr, wobei er die Waffe weiterhin auf Sophie gerichtet hielt. Esme zweifelte keine Sekunde daran, dass dieser Mann gleichzeitig auf den Bildschirm schauen und ihre Tochter umbringen konnte, ohne mit der Wimper zu zucken.

Sie schluckte und drückte die „Start“-Taste. Nichts geschah. Sie drückte erneut. Und noch einmal.

Alle Blicke waren nun auf sie gerichtet.

„Der Stecker muss rausgezogen sein“, vermutete sie.

Galileo seufzte. „Steck ihn rein.“

Sie nickte, dann kletterte sie hinter den Schreibtisch. Mit der linken Hand strich sie über den Vorhang des Fensters. Sie kniete sich auf den Boden. Der Stecker war nicht rausgezogen, aber das wusste sie bereits. Sie hatte die „Start“-Taste gedrückt, aber nicht richtig. Wie unabsichtlich schloss sie die Hand um den Vorhang.

Galileo runzelte die Stirn.

Esme riss den Vorhang herunter. Der schwere Stoff sprang von der Gardinenstange und fiel zu Boden. Galileo richtete verwirrt die Waffe auf sie, und in diesem Moment erblickte er den FBI-Heckenschützen, der auf dem Dach gegenüber postiert war und Galileos Brust durchlöcherte. Sein gelbes Polohemd färbte sich rot, er fiel auf die Knie und dann ganz zu Boden.

Die Agenten vor dem Haus stürzten aus ihrem Versteck. Esme stürzte zu ihrer Familie auf dem Sofa und umarmte alle, sogar Lester. Sophie weinte wieder.

„Es ist vorbei“, flüsterte ihre Mutter. „Es ist vorbei.“

30. KAPITEL

Suppentopfgroße Tropfen fielen auf das Gras. Esme störte es nicht. Eine Beerdigung ohne Regen war wie eine Hochzeit ohne Sonnenschein. Sie alle standen unter einer hastig aufgebauten Plane um ein frisches, matschiges Grab herum. Der Regen prasselte im Gene-Krupa-Rhythmus auf die Plane. Schwarze Sonnenbrillen verbargen feuchte Augen, wobei ab und zu eine Träne unter dem Brillenrand hervorglitt und sich auf einer Wange oder Lippe blicken ließ.

Ein guter Mensch lag in diesem Kiefernarsarg.

Seine Leiche war hier, das zumindest wusste Esme sicher. Was die Seele betraf – solche Fragen überließ man besser den Gelehrten und Dichtern, nicht wahr? Das waren Rätsel, an die nicht einmal sie sich heranwagte.

Zur selben Zeit hatten sich Tausende in einer Kirche in Ohio versammelt, um von Bob Kellerman Abschied zu nehmen. Die Beerdigung selbst sollte im engsten Kreis stattfinden, doch der Gedenkgottesdienst war öffentlich. Die Tatsache, dass des bekanntesten Atheisten des Landes ausgerechnet in einer Kirche gedacht wurde, ließ Esme innerlich grinsen. Vermutlich hätte es dem Gouverneur nichts ausgemacht, aber Galileo wäre mit Sicherheit ausgerastet.

Während bei dieser kleineren Beerdigung hier in Virginia ...

„Er liebte es, zu essen“, fuhr der alte Pastor fort, und die Trauergäste nickten zustimmend. Esme musste leicht lächeln. Tom, der neben ihr saß, lächelte ebenfalls. Eine pferdegesichtige Krankenschwester, die Imelda hieß und keinen Funken Freundlichkeit besaß, begleitete sie auf Schritt und Tritt. Das Krankenhaus hatte Tom die Teilnahme an der Beerdigung nur unter der Voraussetzung gestattet, dass er die ganze Zeit von einer medizinischen Fachkraft betreut wurde. Auf dem Hubschrauberflug nach Virginia hatte Tom seinen ganzen Charme eingesetzt, was jedoch nur dazu führte, dass Imelda immer wieder kopfschüttelnd seinen Puls maß. Er hatte einen nigelnagelneuen Herzschrittmacher in seiner Brust, und die ersten achtundvierzig Stunden nach einer solchen Operation waren entscheidend.

Es war offensichtlich, dass der alte Pastor Norm sehr gut gekannt hatte. Er sprach von einem waghalsigen Jugendlichen, der an Halloween das

Haus des Bürgermeisters mit Eiern beworfen hatte. Aus rebellischen Jugendlichen wurden später nicht selten die fähigsten Polizisten. Nach der Trauerrede sollte niemand mehr auf das Podium steigen, Norm hätte eine schlichte Feier gewollt, und die bekam er. Zwei Friedhofsmitarbeiter drehten die Kurbel einer gut geölten Seilwinde, und Norms Sarg sank langsam in die Erde.

Tom zog einen Notizblock aus seiner schwarzen Lederjacke, dann kritzelte er mit zittriger Hand eine Botschaft darauf. Mit einer Handbewegung bat er, ihn nach vorn zu rollen, damit er das Blatt ins Grab seines verlorenen Kumpels fallen lassen konnte.

Esme legte ihm eine Hand auf die Schulter, er legte seine darüber und sah zu ihr hoch. Dieser Augenblick kam ihnen wie ein ganzes Leben vor. Kurz darauf löste sich die Trauergemeinde auf.

Tom schrieb eine weite Notiz und reichte sie ihr.

„Komm mit mir zu meinem Auto.“

Esme folgte ihm zu dem schwarzen Sedan, den die Stadt geschickt hatte, um ihn vom Hubschrauberlandeplatz zum Friedhof zu bringen. Imelda half ihm auf den Rücksitz. Es schmerzte Esme, ihren Mentor so schwach zu sehen, sie tröstete sich aber mit dem Wissen, dass es ihm bald besser gehen würde. In einer Woche würde er wieder sprechen können. In einem Monat würde er den Rollstuhl nicht mehr brauchen. Sie war wiederhergestellt, und er würde es auch bald wieder sein – wenn auch nicht vollständig. Ihre Niere, sein Herz – das war nur ein winziger Teil dessen, was Galileo hinterlassen hatte.

Immerhin lebten sie noch.

Kaum hatte Tom die Tür zugezogen, da griff er nach dem Autotelefon und wählte eine Nummer. Bevor Esme fragen konnte, stellte er die Freisprechanlage an.

Es klingelte einmal, zweimal, dann nahm jemand ab. „Ja?“

Das unverkennbare heisere Krächzen konnte nur von Assistant Director Trumbull stammen. Warum rief Tom ihn an? Was ging hier vor? Warum ...?

„Hallo?“, schnarrte Trumbull. „Verdammte Scheiße, ist da jemand?“

„Ja, Sir“, antwortete Esme hastig. „Entschuldigen Sie, Sir. Hier spricht Esme Stuart. Ich bin hier bei Tom Piper.“

Stille, dann: „Sie haben das mit dem Galileo-Fall gut hingekriegt, Mrs

Stuart.“

Trumbull schien nicht überrascht zu sein, von ihr zu hören. Esme sah Tom fragend an, doch der grinste nur listig und kratzte sich über den grauen Dreitagebart.

„Toms Task Force war eine sehr wichtige Einheit beim FBI, und nie im Leben werden wir dafür einen Ersatz finden. Wahrscheinlich auch keinen für Sie. Wir haben in den letzten fünf Monaten eine Menge gute Leute verloren. Das muss ich Ihnen nicht erst sagen.“

Der Assistant Director atmete tief durch. Vielleicht wegen seiner Krankheit, vielleicht aber auch, weil der Tod so vieler Mitarbeiter auf seiner Seele lastete.

„Wie auch immer“, fuhr er fort. „Das Leben geht weiter, und die Menschen werden nicht aufhören, wahnsinnige Verbrechen zu begehen. Wir brauchen kluge, fähige Leute in unserem Team, um dagegen anzukämpfen.“

Esme konnte sich nicht zurückhalten. „Sir, bitten Sie mich um ein Date?“

Tom lachte – oder versuchte zu lachen, doch der Schmerz in seiner Brust setzte dem Versuch ein jähes Ende. Trotzdem umspielte dieses alberne Lächeln weiterhin seine Lippen. Der Regen hatte sich gelegt, es nieselte nur noch. Aus dem lauten Trommeln auf dem Autodach war ein sanftes Knistern geworden.

„Tom hat eine Empfehlung ausgesprochen, und ich werde ihr folgen. Es ist ganz einfach, Mrs Stuart: Wir wollen Sie wieder in unserem Team haben.“

Esme blinzelte.

Tom schrieb eine Notiz und zeigte sie ihr.

„Stell deine Forderungen.“

Forderungen?

Ah, Forderungen! Ihr Gesicht hellte sich auf. Tom nickte.

„Mrs Stuart, sind Sie noch dran?“

„Wenn Sie wollen, dass ich zurückkommen, Sir, dann müssen Sie mir entgegenkommen.“

Trumbull hustete. „Ich höre.“

„Ich möchte auf Long Island bleiben. Ich werde mit meiner Familie nicht umziehen.“

„Dann wären Sie in Karl Zieglers Zuständigkeitsbereich – ganz zu schweigen von Ihrer alten Freundin Pamela Gould.“

„Nicht wenn ich als Beraterin und nicht als FBI-Agentin für Sie arbeite.“
„Was ist der Unterschied?“

Esme schwieg einen Moment. Es hatte gut geklungen, fand sie, doch was war der Unterschied?

Tom lieferte ihr die Antwort mit einem simplen Symbol: „\$\$\$“

„Berater werden besser bezahlt.“

Trumbull hustete wieder. „Weiter.“

„Ich arbeite keine normalen Schichten. Ich kann die meiste Arbeit von zu Hause aus erledigen, vorausgesetzt, das FBI rüstet meinen Computer auf.“

„Ist das alles?“

„Ich werde nicht eine einzige Schulaufführung verpassen, keinen wichtigen Vortrag meines Mannes, kein Thanksgiving oder Weihnachten und nicht mal den Tag der Erde. Ich löse Fälle, die sonst niemand lösen kann – das bekommen Sie dafür –, aber meine Familie steht an erster Stelle. Das ist es, was ich bekomme, und wenn nicht, dann war's das.“
Schweigen.

Hatte sie zu viel verlangt?

„Sie waren schon immer eine Nervensäge. Das wissen Sie doch, Mrs Stuart, oder?“

Esme grinste. Jawohl. Das wusste sie.

„Ich lasse den Vertrag aufsetzen.“

„Danke sehr, Sir.“

„Sie sagten, dass Tom Piper bei Ihnen ist?“

„Ja, Sir. Er sitzt mir gegenüber.“

„Sagen Sie ihm, dass er auch schon immer eine Nervensäge war.“

Klick.

Tom beugte sich vor.

„Danke“, flüsterte er.

Ihren ersten Fall bekam sie am Ostersonntag. Das Telefon klingelte um 5:33 Uhr. Es klingelte viermal, bevor es Esme gelang, ein Auge aufzuklappen. Das Telefon stand auf ihrem Nachttisch. Sie sah ihm dabei zu, wie es ein fünftes Mal klingelte und sich dann der Anrufbeantworter

anschaltete. Und dann klingelte es noch einmal kurz, um sie wissen zu lassen, dass jemand eine Nachricht hinterlassen hatte. Sie schloss das eine Auge wieder und versuchte sich an ihren Traum zu erinnern. Rafe bewegte sich. Sein Ellbogen stieß leicht gegen ihre Lippe.

Um 5:35 Uhr klingelte ihr Telefon wieder. Dieses Mal ließ sie die Augen geschlossen, schob Rafes Ellbogen von ihrem Gesicht, griff im Dunkeln nach dem Hörer und drückte ihn ans Ohr.

„Was?“, nuschelte sie.

„Es hat einen Mord in Albany gegeben“, sagte Karl Ziegler. Entgegen ihrer Abmachung – oder vielleicht gerade deswegen, als ein letzter Scherz, bevor er seine sterbliche Hülle abstreifte – hatte Trumbull ausgerechnet Ziegler als ihren Vorgesetzten bestimmt, bis Tom wieder den aktiven Dienst antrat. „Sie müssen ins Büro kommen.“

„Tante Harriet, bist du das?“

„Das ist nicht witzig, Mrs Stuart! Eine junge Frau wurde auf ihrem Heimweg von der Arbeit mit sechsundvierzig Messerstichen ermordet. Ihre Wunden stimmen mit denen von drei weiteren Opfern in der Metro-Area von Albany überein.“

„Albany hat eine Metro-Area?“

„Wann können Sie hier sein? Um sechs? Viertel nach sechs?“

Jetzt musste sie ein Auge öffnen. Verdammter Karl Ziegler. Sie blickte auf die Anzeige ihres Digitalweckers.

„Halb sieben“, sagte sie. „Zum ersten, zum zweiten und ... zum dritten.“ Sie legte auf. Am liebsten wäre sie sofort wieder eingeschlafen, riss sich aber zusammen und kletterte aus dem Bett. Nach der kürzesten Dusche der Welt stupste sie Rafe an, bis er wach wurde.

„Ich muss zur Arbeit“, flüsterte sie.

Seit dem Vorfall mit Galileo lief es angenehm zwischen ihnen. Nicht gut, nicht richtig, aber angenehm. Sie hatten eine Menge Probleme, die noch gelöst werden mussten, aber wie so ziemlich jedes moderne Vorstadtehepaar hielten sie diese Probleme zunächst mal unter Verschluss. Eines Tages, bald, würden sie sich ernsthaft unterhalten müssen. Was danach geschah, wusste sie nicht. Sie konnte nur das Beste hoffen, mehr nicht. Zunächst einmal musste es reichen, ihm in den niedlichen Bauch zu piken. Er nickte und schlief weiter.

„Ich liebe dich.“ Sie küsste ihn auf den Mund.

„Ich dich auch“, murmelte er automatisch.

Sie schlüpfte in Jeans und T-Shirt, lief auf den Flur und schaute schnell nach Sophie. Es gab keinen Grund, sie zu wecken, doch sie genoss es, ihrer Tochter einen Moment beim Schlafen zuzusehen. Dieser Anblick gehörte zu den ganz wenigen, die sie mit absolutem ... Optimismus erfüllten. Sie machte ein geistiges Foto von ihrer Tochter, wie sie mit Bugs Bunny im Arm zusammengerollt dalag. Dieses Foto würde sie brauchen, um mit dem Schrecklichen zurechtzukommen, das im FBI-Büro in New York City bereits auf sie wartete.

Lester war schon wach, er schaute fern. Der alte Mann schlief nicht wie andere menschliche Wesen. Er nickte immer wieder ein, aber die meiste Zeit saß er hellwach vor dem Fernseher. Sein kurzfristiger Besuch dehnte sich länger und länger aus. Esme hatte bisher nicht protestiert, denn irgendjemand musste auf Sophie aufpassen, wenn Rafe am College war und sie ... nun, wenn sie tat, was immer sie tat. Dies hier war ihr erster Fall als „Beraterin“, sie wusste noch nicht, wie die Sache laufen würde. Aber sie war guter Dinge.

„Was hast du denn vor?“, fragte Lester, der sich gerade eine Reportage über Macao ansah. „Joggen gehen?“

„Arbeiten“, entgegnete sie, schnappte sich ein Erdbeertörtchen aus dem Kühlschrank und ihren iPod vom Computertisch.

Die Vorhangstange war – fast schon aus Trotz – noch nicht repariert worden.

„Arbeiten?“ Lester grunzte verächtlich. Sie zeigte ihm den Mittelfinger, als sie an ihm vorbei Richtung Garage ging. Toms Motorrad stand in einer Ecke; sie hatten es schließlich doch noch von Amy Liebs Grundstück geholt. Esme war versucht, damit in die Stadt zu fahren, doch Tom hatte ihr nur wenige Fahrstunden gegeben, und das war schon Jahre her. Sie freute sich auf den Tag, an dem Tom das Motorrad abholte – und der hoffentlich bald kommen würde.

Während sie rückwärts aus der Garage fuhr, stöpselte sie den iPod ans Autoradio. Vielleicht würde es noch ein warmer und sonniger Apriltag werden, doch im Augenblick war der Himmel dunkel, sternenlos und kalt. Esme dachte einen Moment lang über diese Tatsache nach, dann drehte sie die Rolling Stones auf und ließ sich von Mick Jagger die Sorgen vertreiben.

„Ti-i-i-ime is on my side ...“
Ja, allerdings.

– ENDE –

DANKSAGUNG

Dieses Mal habe ich beschlossen, meinen Dank in drei Kategorien zu unterteilen.

Leute, deren Nachname Corin ist: Alan (mein Dad), Sharon (meine Mom), Shiela (meine Stiefmama), Heather (meine Schwester), Seth (mein Bruder), Noah (mein anderer Bruder), Kelly (Noahs Frau) und Michele (Seths Frau). Danke Euch allen für Eure Liebe, Eure Güte und Eure Essensreste!

Leute, deren Nachname nicht Corin ist: Amber Hutchison, Jordan White, Meghan McAsey, John Russo, Kristy Hamer, Jud Laghi, David Cromer und Ted Wadley. Danke für Eure Freundschaft, Unterstützung und Geduld!

Organisationen: MIRA Books (vor allem Linda McFall), Georgia Perimeter College (vor allem Alan Jackson), the Mystery Writers of America (vor allem Margery Flax) und the International Thriller Writers (vor allem die Debüt-Autoren von 2008/2009). Danke Euch allen dafür, dass Ihr einen verunsicherten Schriftsteller mit offenen Armen aufgenommen habt!

